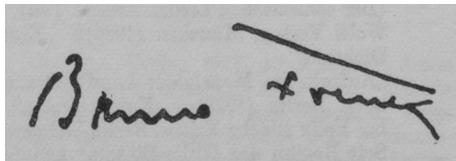


Bruno Frank

Werke

6. Friedrich der Große als Mensch

im Spiegel seiner Briefe
seiner Schriften
zeitgenössischer Berichte
und Anekdoten



Herausgegeben von Gerd Leibrock
Stuttgart 2016

Hinweise

Zum Inhalt:

Der vorliegende Band enthält den Originaltext von Bruno Franks Buch „Friedrich der Große als Mensch im Spiegel seiner Briefe, seiner Schriften, zeitgenössischer Berichte und Anekdoten“, das 1926 bei der Deutschen Buchgemeinschaft in Berlin erschien.

Die Dokumente dieser Auswahl dienten Bruno Frank als Quellen für die Bücher „Tage des Königs“ (1924) und „Trenck. Roman eines Günstlings“ (1926). Der Vergleich der Quellen mit dem Text der Friedrich-Bücher bietet einen seltenen Einblick in die „Werkstatt“ des Schriftstellers Bruno Frank, der im übrigen nur selten und sporadisch Auskunft über die Entstehung seiner Werke gab.

Zu den Verzeichnissen:

- Das Original-Inhaltsverzeichnis¹ befindet sich am Ende des Buchs auf Seite 259.
- Ein Register (kein Bestandteil des Originaltextes) finden Sie auf Seite 265.

Anmerkung: Fußnoten sind nicht Bestandteil des Originaltextes.

Korrekturmeldungen bitte an:

kontakt@gerd-leibrock-stuttgart.de

¹ Die Seitenzahlen sind wegen des verschiedenen Schriftsatzes unterschiedlich.

Vorwort

Jedes Volk, das deutsche aber besonders, hat eine Neigung, das Bild seiner großen Menschen entstellend zu vereinfachen und zu trivialisieren. Den Deutschen ist Goethe, der Leid- und Mühereiche, dessen ganzes Dasein ein Kampf um Selbstbewahrung und Selbststeigerung gewesen ist, zum kalt strahlenden, sich genießenden Olympier geworden, Kant, der Alleszermalmer, zum Propheten eines einzigen starren und bürgerlichen Moralbegriffs, und aus dem erstaunlichsten, dem unergründlichsten ihrer Fürsten haben sie einen frischfröhlichen Haudegen gemacht, dessen Porträt am Rande ein paar schnurriggemütliche Arabesken zeigt.

Gerade in diesen letzten Jahren seit dem verlorenen Kriege ist viel hochgemuter Unfug mit der Figur des Königs getrieben worden, so viel, daß endlich der banalen Verhimmelung eine feindliche Tendenz gegenübertrat: nicht nur wurde in dem preußischen Dynasten der Reichsfeind aufgezeigt, der er in gewisser Weise war und nach der geschichtlichen Situation wahrscheinlich sein mußte, sondern man bemühte sich auch, von der menschlichen Herrlichkeit Friedrichs womöglich nicht das geringste übrigzulassen. Mit gutem Grunde wird deshalb dieser Sammlung von Dokumenten die schöne Rede über „Friedrichs Ruhm“ nachgestellt, die am 20. Januar 1807, also ein Vierteljahr nach Jena, während Preußen vom Feinde besetzt war, Johannes von Müller in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehalten hat. Es war eine französische Rede, und kein anderer als Goethe hat sie in das Deutsche übertragen. Sie scheint mir ein wundervolles Beispiel dafür zu sein, in welchem Geiste der nationale Besitz an großen Menschen bewahrt und rein gehalten werden kann, unbeschadet aller Wechselfälle staatlichen Schicksals – nämlich im Geist der Humanität.

Das Wort ist heute bei vielen in Verruf geraten. Es bleibt darum doch das Zauberwort europäischer Kultur und die For-

mel für alles, was in unserm Dasein noch gut und hell ist. Wir stehen, wir Menschen Europas, auf einem Eiland, an dessen Küsten höchst gefährlich die Fluten zweier Meere nagen und zehren. Halbasien dringt heran gegen uns, dessen dumpfe und dunkle Religiosität heute einen politischen Namen führt, und eine westliche Welt, geschichtslos, voraussetzungslos, ganz physisch, noch fremder unserm Geist und unserm Herzen. Es hat niemals eine bessere Stunde gegeben, um für Humanität zu zeugen. Den königlichen homo humanus, Friedrich den Menschen, zeigen diese Blätter. Nicht einen weißgekleideten Priester der Güte freilich! Sein Wesen war höchst beunruhigend gemischt. Ein starkes Charaktererbtteil vom Vater her war in ihm, viel Härte, Jähzorn und wilde Unbelehrbarkeit. Ein zynisches Element trat hinzu. Sein früh gezeigter Abscheu gegen den Völkermord hat ihn nicht gehindert, einen Krieg zu beginnen, der nach aller Satzung ungerecht heißen mußte; wie er immer bereit blieb, sich selber zum Opfer zu bringen, so opferete er ruhig Tausende, wo es ihm um das Staatswohl zu gehen schien; der Armee gegenüber, die ihm ein Instrument für dieses Staatswohl war und sonst nichts, war seine Zucht von furchtbarer Strenge, und auch im Verfahren gegen einzelne, auch im privaten Umgang, brach mitunter aus gefährlichen Tiefen seiner Natur eine Bösartigkeit hervor, die erschrecken machte.

Aber er war, dieser König, der Mann, der in der ersten Stunde seiner Regierung als der erste Monarch des Kontinents für seine Länder die Folter verbot; seine lebenslange, unermüdlige Sorge galt einem bessern Gesetz und der Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person; er war, in den Tagen des fünfzehnten Ludwig und jener deutschen Fürsten, die ihre Landeskinder bataillonsweise als Schlachtvieh verkauften, der Anwalt und Schützer aller Armen und Elenden; er führte in einer Epoche länderverderbenden dynastischen Prunkes in seiner kleinen Wohnung ein Leben des Geistes und der aszetischen Arbeit; jede seiner Äußerungen, alles, was über ihn berichtet wird,

atmet den Hauch einer mächtigen, auf das Wesen gerichteten, bewegten und bewegenden Natur, eines ganz einmaligen, mit niemand zu vergleichenden, unausschöpfbar reizvollen Menschen. Von ihm zeugt dieses Buch.

Briefe und Briefstellen

An Duhan de Jandun

Brief des Fünfzehnjährigen an den Lehrer seiner Knabenjahre.

Potsdam, 20. Juni 1727.

Ich verspreche Ihnen, mein lieber Duhan, Ihnen jährlich, wenn ich über mein eigenes Geld verfügen kann, 2400 Thaler zu geben und Sie immer noch ein wenig mehr zu lieben als jetzt, wenn es mir möglich ist.

Friedrich, Kronprinz.

An seinen Vater

Wusterhausen, 11. September 1728.

Mein lieber Papa, ich habe mich lange nicht unternehmen mögen zu meinem lieben Papa zu kommen, teils weil es mir abgeraten, vornehmlich aber weil ich mich noch einen schlechteren Empfang als den ordinären sollte vermuten sein; und aus Furcht, meinen lieben Papa mehr mit meinem gegenwärtigen Bitten zu verdrießen, habe es lieber schriftlich thun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa, mir gnädig zu sein, und kann hierbei versichern, daß nach langem Nachdenken mein Gewissen mir nicht das Mindeste gezeigt hat, worin ich mir etwas zu reprochieren haben sollte; hätte ich aber wider mein Wissen und Willen gethan, das meinen lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit unterthänigst um Vergebung und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allem seinen Thun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen; ich könnte mich sonst gar nicht darein schicken, da ich sonst immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben und ich nun das Conträre sehen sollte. Ich fasse dann das beste Vertrauen und hoffe, daß mein lieber Papa dieses alles nachdenken und mir wieder gnädig sein wird.

An General von Grumbkow

Ruppin, 4. September 1732.

Teuerster General! Heute Morgen habe ich einen Brief vom Könige erhalten, der mich fast ganz von meiner Höhe herabgestürzt hat. Es ist noch der angenehme Gegenstand, meine Dulcinea, über den er handelt; man will mich verliebt machen, mein Herr, durch Stockschläge, aber zum Unglück habe ich nicht das Naturell eines Esels und fürchte sehr, daß man keinen Erfolg damit haben wird. Der König drückt sich folgendermaßen aus: Da ich erfahren habe, daß Sie nicht mit hinreichendem Eifer an Ihre Prinzessin schreiben, so wünsche ich, daß Sie mir den Grund hierfür angeben und daß Sie ihr öfter schreiben u. s. w. Ich habe ihm geantwortet, es sei 14 Tage her, seit sie mir geschrieben, und ich hätte vor acht Tagen meinen letzten Brief geschrieben; einen Grund wüßte ich ihm nicht anzugeben; aber der wahre Grund ist, daß es mir an Stoff mangelt und daß ich oft nicht weiß, womit ich meine Seite füllen soll. Mein Gott, ich wünschte, daß man sich ein klein wenig daran erinnerte, daß man mir diese Ehe nolens volens vorgeschlagen hat und daß sie der Kaufpreis für die Freiheit sein sollte. Aber ich glaube, daß das dicke Hökerweib, die würdige Frau Herzogin, mir diesen Streich spielt in dem Glauben, mich beizeiten zur Unterwürfigkeit unter ihren erhabenen Pantoffel zu bringen, von dem ich im innersten Herzen wünsche, daß ihn der Teufel holt. Ich hoffe nicht, daß der König sich in meine Angelegenheiten mischen wird, sobald ich verheiratet bin; ich fürchte sehr, daß die Dinge dann übel verlaufen würden und die Frau Prinzessin darunter zu leiden hätte. Die Heirat macht mündig, und sobald ich es bin, bin ich Herr in meinem Hause und meine Frau hat nichts darin zu befehlen; denn nur keine Weiberherrschaft in irgend einer Sache der Welt! Ich glaube, daß ein Mann, der sich von Weibern regieren läßt, der größte Feigling der Welt ist, unwürdig den Ehrennamen Mann zu führen.

An Duhan de Jandun

der, nach Friedrichs bekanntem Fluchtversuch, nach Memel verbannt und eingekerkert worden war.

Berlin, April 1733.

Teuerster Freund! Wenn ich jemals betrübt gewesen bin, so war es sicher, als ich von Ihrem unglücklichen Schicksal erfuhr. Ich glaube, Sie kennen mich hinreichend, um mir die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, zu glauben, daß ich an Ihrem Unglück unschuldig bin; ich bin es in der That. Ich habe sehr viele, größtenteils unnütze Versuche gemacht, Sie aus Ihrer traurigen Lage zu befreien, und jetzt habe ich die Freude Ihnen zu sagen, daß der gute Gott meine Bemühungen gesegnet hat, und daß Sie, binnen höchstens drei Wochen, nicht nur Ihr Gefängnis verlassen werden, sondern daß ich Ihnen auch eine Pension von 400 Thalern jährlich verschafft habe. Ich werde nicht dabei stehen bleiben, und, so lange ich lebe, werde ich mit meinem ganzen Einfluß und meiner ganzen Macht mich ins Mittel legen, um Sie glücklich zu machen; denn ich bleibe Ihnen gegenüber stets derselbe, und ich hoffe eines Tages meinem lieben Jandun zu zeigen, daß ich sein Freund mehr in Thaten als in Worten bin. Leben Sie wohl, auf Wiedersehen!

Friedrich.

Ich sende Ihnen eine Kleinigkeit für Ihren Unterhalt, die ich Sie bitte anzunehmen; ein andermal, wenn ich in besserer Lage bin, werde ich mehr thun. Haben Sie mich immer lieb!

An Voltaire.

Berlin, 8. August 1736.

Mein Herr! Obgleich ich nicht den Vorzug habe, Sie persönlich zu kennen, sind Sie mir doch nicht weniger bekannt durch Ihre Werke. Dies sind, wenn man so sagen darf, Schätze des Geistes und Werke, die mit so viel Geschmack, Feinheit und Kunst gearbeitet sind, daß ihre Schönheiten jedesmal neu er-

scheinen, wenn man sie wieder liest. Ich glaube aus ihnen den Charakter ihres geistvollen Verfassers erkannt zu haben, der unserem Jahrhundert und dem menschlichen Geiste zur Ehre gereicht. Die großen Männer der Neuzeit werden Ihnen eines Tages – und Ihnen allein – den Dank schulden, wenn der Streit, ob einem von ihnen oder von den Alten der Vorzug gebührt, wieder ausbricht und Sie die Wage auf seiten jener zum Sinken bringen.

Corneille, der große Corneille, der die Bewunderung seines ganzen Jahrhunderts erregte, würde, wenn er in unseren Tagen wiedererstände, mit Erstaunen sehen, und vielleicht mit Neid, daß die tragische Göttin verschwenderisch über Sie ihre Gunst ausschüttet, mit welcher Sie gegen ihn geizig war. Was kann man nicht erwarten von dem Verfasser so vieler Meisterwerk!

Darum habe ich ein glühendes Verlangen, alle Ihre Werke zu besitzen. Ich bitte Sie, mein Herr, sie mir zu schicken und sie mir ohne Rückhalt mitzuteilen. Wenn es unter Ihren Manuskripten eines giebt, welches Sie infolge notwendiger Vorsicht den Augen des Publikums zu verbergen für zweckmäßig erachten, so verspreche ich Ihnen, es im Schoße der Verschwiegenheit zu bergen und mich damit zu begnügen, ihm für meine Person Beifall zu klatschen. Ich weiß leider, daß Fürstenwort in unseren Tagen in geringer Achtung steht; aber ich hoffe nichtsdestoweniger, daß Sie nicht durch allgemeine Vorurteile sich vereinnahmen lassen und daß Sie zu meinen Gunsten eine Ausnahme von der Regel machen werden.

Ich werde im Besitz Ihrer Werke mich reicher fühlen, als ich es sein würde durch den Besitz aller flüchtigen und verächtlichen Güter des Glückes, welche derselbe Zufall uns erwerben und verlieren läßt. Man kann sich die bedeutendsten, ich meine Ihrer Werke, zu eigen machen vermittelt der Hilfe des Gedächtnisses, und sie haben für uns dann eine ebenso lange Dauer wie dieses. Da ich die geringe Ausdehnung des meingenen kenne, so schwanke ich lange, bevor ich mich in der Wahl

dessen entscheide, das ich für würdig erachte, darin aufbewahrt zu werden.

Wenn die Poesie noch in demselben Zustande wäre wie ehemals, d. h. wenn die Dichter nur langweilige Idyllen zu trillern verständen, Eklogen, die nach einer Schablone gearbeitet sind, unverständige Stanzen, oder wenn sie höchstens ihre Leier auf den Ton der Elegie zu stimmen wüßten, so würde ich für immer darauf verzichten; aber Sie veredeln diese Kunst, Sie zeigen uns neue Wege und Pfade, die Lefranc und Rousseau unbekannt waren.

Sie bringen den Geschmack an den Wissenschaften auf eine so zartsinnige und feine Art bei, daß jeder, der Ihre Werke gelesen hat, von dem Ehrgeiz beseelt wird, Ihren Spuren zu folgen. Wie oft habe ich nur nicht gesagt: Unglücklicher! befaß dich nicht mit einer Bürde, die deine Kräfte übersteigt; man kann Voltaire nicht nachahmen, noch viel weniger Voltaire selbst sein.

In solchen Augenblicken habe ich empfunden, daß die Vorzüge der Geburt und jener Dunst von Größe, in den die Eitelkeit uns einhüllt, nur zu wenigen, oder besser gesagt, zu nichts dienen. Es sind Unterscheidungsmerkmale, die unserem Selbst fremd sind und nur die Außenseite zieren. Wie sehr sind ihnen nicht die Talente des Geistes vorzuziehen! Was verdankt man nicht den Leuten, welche die Natur schon dadurch ausgezeichnet hat, daß sie sie hat geboren werden lassen. Sie gefällt sich darin, Wesen zu bilden und mit aller Fähigkeit auszustatten, die erforderlich ist, um in den Künsten und Wissenschaften Fortschritte zu machen; Sache der Fürsten ist es, diese Männer für ihr nächtliches Wachen zu belohnen. Ach! warum bedient sich der Ruhm nicht meiner, um Ihre Erfolge zu krönen! Ich würde nichts anderes fürchten, als daß dieses Land, an Lorbeeren wenig fruchtbar, nicht so viele liefern könnte, wie Ihre Werke verdienen.

Wenn das Geschick mir nicht bis zu dem Grade günstig ist, daß ich Sie besitzen kann, so darf ich wenigstens hoffen, den eines Tages zu sehen, den ich seit so langer Zeit aus so weiter Ferne bewundere, und Sie mündlich zu versichern, mein Herr, daß ich mit aller Hochachtung und Wertschätzung, die man denen schuldet, welche der Fackel der Wahrheit als Führerin folgen und ihre Arbeiten dem Gemeinwohl weihen, bin Ihr wohlgeneigter Freund

Friedrich, Kronprinz von Preußen.

An Voltaire.

27. September 1737.

Sicherlich werden die Priester Sie nicht zu ihrem Lobredner wählen. Ihre Gedanken über die Macht der Kleriker sind sehr richtig und noch dazu durch das unwiderlegliche Zeugnis der Geschichte gestützt. Sollte ihr Ehrgeiz nicht daher stammen, daß man ihnen den Weg zu jedem anderen Laster verboten hat?

Die Menschen haben sich ein seltsames Phantom von Sittenstrenge und Tugend gebildet; sie wollen, daß die Priester, dieses halb betrügerische halb abergläubische Volk, diesen Charakter annehmen. Es ist ihnen nicht erlaubt, offen die Mädchen und den Wein zu lieben, aber der Ehrgeiz ist ihnen nicht verboten. Ach, der Ehrgeiz zieht allein schon schreckliche Verbrechen und Frevel nach sich.

Es fällt mir der Affe der Königin Kleopatra ein, den man sehr gut tanzen gelehrt hatte; jemand kam auf den Einfall ihm Nüsse zuzuwerfen, und der Affe vergaß seinen Anzug, seinen Tanz und die Rolle, die er spielte, und fiel über die Nüsse her. Ein Priester spielt die Rolle des Tugendhaften so lange, als sein Interesse sich damit verträgt; aber bei der geringsten Veranlassung durchbricht die Natur die Wolken, und Verbrechen und Bosheiten, welche er unter dem Schein der Tugend verbarg, erscheinen dann aufgedeckt. Es ist erstaunlich, daß die kirchliche Herrschaft auf so wenig festem Grunde aufgebaut ist. Das

Ansehen der Priester des Heidentums kam von ihren trügerischen Orakeln, ihren lächerlichen Opfern und ihrer schamlosen Mythologie her. Die Verwandlung Daphnes in Lorbeer war eine sehr tiefsinnige Sage! Jungfrauen, die vor Jupiter Gnade gefunden und mit Göttern niederkamen; ein Gott Jupiter, der den Himmel, seinen Donner und seinen Blitz verläßt, um auf die Erde zu kommen und in der Gestalt eines Stiers die Europa zu entführen; die Auferstehung des Orpheus der über die Unterwelt triumphiert, und noch eine unendliche Menge andere Absurditäten und kindischer Erzählungen – sie alle waren ganz und gar geeignet Kinder zu ergötzen. Aber die Menschen, entzückt über das Wunderbare, sind zu jeder Zeit auf solche Hirngespinnste eingegangen und haben die Verteidiger derselben verehrt. Wäre es nicht erlaubt den Menschen die Vernunft abzusprechen, nachdem man ihnen bewiesen hat, daß sie so wenig vernünftig sind?

An Voltaire

13. November 1737.

Von der Gunst der Geschichtschreiber hängt der Ruf der Fürsten ab. Einige in die Augen fallende große Thaten haben die Schriftsteller dieses Jahrhunderts dem Zaren günstig gestimmt, und ihre Einbildungskraft hat die Großmut gehabt, seinem Bilde das hinzuzufügen, was ihrer Meinung nach etwa daran fehlen mochte.

Es ist möglich, daß Alexander der Große nur ein berüchtigter Straßenräuber war. Quintus Curtius hat jedoch, sei es, indem er die Leichtgläubigkeit der Völker mißbrauchte, sei es, indem er seinen glänzenden Stil leuchten ließ, das Mittel gefunden, ihn der Vorstellung aller zeitalter für einen der größten Menschen gelten zu lassen, welche jemals die Erde hervorgebracht hat. Wie viele Beispiele einer ausgesprochenen Vorliebe für den Ruhm gewisser Fürsten liefern uns nicht die Geschichtsschreiber! Aber wenn sie solche Beispiele ihres Wohl-

wollens darbioten, so liefert uns die Geschichte auch Zeugnisse ihres Hasses und ihrer Bosheit. Erinnern Sie sich der mannigfachen Eigenschaften, welche man dem Julian mit dem Beinamen Apostata beigelegt hat. Der Haß, der Groll, die Wut Ihrer heiligen Bischöfe haben ihn derartig verunstaltet, daß seine Züge kaum kenntlich sind in dem Gemälde, das ihre Bosheit von ihm entworfen hat. Ganze Zeitalter haben diesen Fürsten verabscheut, so großen Eindurck hat das Zeugnis dieser Betrüger gemacht! Endlich lam ein Weiser, bemerkte die Kniffe der mönchischen Geschichtsschreiber, gab dem Kaiser Julian seine Tugenden wieder und beschämte die Verleumdung der Väter Ihrer Kirche.

Alle Handlungen der Menschen sind verschiedener Auslegung unterworfen. Man kann Gift über die guten ausgießen und den schlechten eine Wendung geben, durch die sie entschuldbar und selbst lobenswert werden; die Parteilichkeit oder Unparteilichkeit des Geschichtschreibers entscheidet über das Urteil des Publikums und der Nachwelt.

An Voltaire.

Potsdam, 19. Januar 1738.

Ich wünschte sehr, in einem milden Klima leben zu können. Ich wünschte sehr, würdig zu sein, solche Männer zu Freunde zu haben, wie Sie sind, und von rechtschaffenen Leuten geachtet zu werden; gern würde ich auf alles verzichten, was den hauptsächlichsten Gegenstand der Habsucht und des Ehrgeizes ausmacht; aber ich fühle nur zu sehr, daß ich sehr wenig sein würde, wenn ich nicht Fürst wäre. Ihr Verdienst genügt, um Ihnen Achtung zu verschaffen, um Neid und Bewunderung zu erwecken. Ich habe Titel, Wappen und Einkünfte nötig, um die Augen der Menschen auf mich zu ziehen.

Ach, mein teurerer Freund, wie sehr haben Sie Ursache, mit Ihrem Lose zufrieden zu sein. Ein großer Fürst sah in dem Augenblick, als er im Begriff war, seinen Feinden in die Hände zu

fallen, seine Höflinge in Thränen und in Verzweiflung um sich; er sagte diese wenigen Worte, welche eine große Wahrheit einschließen: „Ich erkenne an Euren Thränen, daß ich noch König bin.“

An den Grafen von Schaumburg-Lippe.

12. Oktober 1738.

Ich habe mit Vergnügen Ihre Kompositionen erhalten, die Sie die Güte hatten mir zu senden; sie scheinen mir schön und tief zu sein, und selbst wenn sie es nicht sein sollten, würden sie immer einen Vorzug haben, den man ihnen nicht nehmen könnte, der ihnen von Ihrem Verfasser anhaftet. Ich bin der Überzeugung, daß die Wissenschaften und Künste in keiner Weise Leute von Geburt, die sie pflegen, herabsetzen, vielmehr scheinen sie mir ihnen neuen Glanz zu verleihen. In der That, welcher Unterschied ist nicht zwischen Müßiggängern, die in der Barbarei stecken bleiben und es verschmähen Ihre Sitten durch den Umgang mit den Musen zu verfeinern, und zwischen Leuten, welche denken und nicht bloß für das Vergnügen derselben thätig sind. Man sagt, die Titel des spanischen Adels richten sich nach dem Müßiggange: ein Mann sei in diesen Himmelsstrichen um so erlauchter, je weniger er beschäftigt sei. Ich möchte zum Wohl meiner Nation wünschen, daß bei uns das Gegenteil der Fall wäre, und daß man als adelig nur in dem Verhältnis, als man es zu sein verdiente, angesehen würde.

Die Musik hat übrigens eine Eigentümlichkeit, welche sie mit der heftigsten und ergreifendsten Beredsamkeit gleichstellt; gewisse Accorde rühren und ergreifen wunderbar die Seele; es ist eine gewisse Art zum Geiste zu sprechen, und wenn man geschickt genug ist, Gebrauch davon zu machen, kann man seine Leidenschaften seinen Zuhörern mitteilen.

An den Grafen von Schaumburg-Lippe.

12. Oktober 1738.

Sie sa“gen sehr gut, mein Herr, daß man, wenn man nur ein wenig mit seiner Zeit haushält, für alles noch Augenblicke übrig hat. Ihre Lebensart beweist es; sie sollte ein Beispiel für so viele Leute von Geburt sein, welche ihre Zeit in unangemessener Weise vergeuden und oft sterben, ohne zu wissen, daß sie gelebt haben. Eine unschuldige Beschäftigung kann sogar als nützlich und als löblich angesehen werden, insofern als sie diejenigen, die sich ihr hingeben, während dieser Zeit etwas Böses zu thun hindert. Die Wissenschaften sind für diejenigen, welche sie pflegen, von großem Nutzen; Sie können an das denken, was Cicero, der Vater des Vaterlandes und der Beredsamkeit, sagte: „Die Wissenschaften“, sagte er, „sind die Freude der Jugend, sie sind unser Trost im Alter, sie erhöhen unser Glück, sie halten uns aufrecht im Unglück; sei es auf der Reise oder bei unseren Freunden oder bei uns zu Hause, sie machen in allem und überall das Glück unseres Lebens aus.“ Man kann dem Cicero in Bezug auf diesen Gegenstand glauben: die Wissenschaften waren unter seinen Händen ein Degen, dessen Härte er manches Mal erprobt hatte. Cicero sprach davon mit Sachkenntnis.

An Voltaire.

Insterburg, 27. Juli 1739.

Mein lieber Freund, wir sind endlich nach dreiwöchentlicher Reise hier angelangt, in einem Lande, welches ich als das Non-plusultra der civilisierten Welt ansehe. Es ist eine Provinz, die man in Europa wenig kennt, die jedoch verdiente besser bekannt zu sein, weil sie als eine Schöpfung meines königlichen Vaters angesehen werden kann.

Preußisch Litauen ist ein Herzogtum von dreißig deutschen Meilen Länge und gegen zwanzig Meilen Breite, wengleich es auf der Seite Samogitiens hin sich verengt. Diese Provinz

wurde im Anfange dieses Jahrhunderts durch die Pest verheert, und mehr als 300 000 Einwohner kamen in Krankheit und Elend um. Der Hof, von den Leiden des Volkes wenig unterrichtet, versäumte es, einer wohlhabenden und fruchtbaren Provinz zu Hilfe zu kommen, die dichtbevölkert und an Produkten jeglicher Art reich war. Die Krankheit raffte die Bevölkerung hin, die Felder blieben unbebaut und starrten von Gestrüpp. Der Viehbestand war nicht ausgenommen von dem allgemeinen Unglück. Mit einem Worte, die blühendste unserer Provinzen wurde in die schrecklichste Wüstenei verwandelt.

Friedrich I. starb inmitten dieser Vorgänge und wurde mit seiner falschen Größe begraben, die nur in eitlen Gepränge und prunkvoller Schaustellung leerer Ceremonien bestand.

Mein Vater, sein Nachfolger, war gerührt von dem allgemeinen Elend. Er kam hierher in diese Gegenden und sah mit eigenen Augen diese weite Wüste mit allen den schrecklichen Spuren, welche die erwähnte ansteckende Krankheit und die schmutzige Habsucht der Minister hinterlassen hatten. Zwölf bis fünfzehn entvölkerte Städte, vier- bis funfhundert unbewohnte und unbekannte Dörfer waren das traurige Schauspiel, das sich seinen Augen darbot. Weit entfernt, sich durch so betrübende Dinge abschrecken zu lassen, fühlte er sich von dem lebhaftesten Mitleid durchdrungen und beschloß die Bevölkerungsdichtigkeit, den Wohlstand und den Handel dieser Gegend wiederherzustellen, die selbst das Aussehen kultivierten Landes verloren hatte.

Seit jener Zeit hat der König keine Ausgabe gescheut, um seine heilsamen Absichten durchzuführen. Er erließ zunächst Verordnungen voll Weisheit; er baute alles wieder auf, was die Pest verwüstet hatte; er ließ Tausende von Familien aus allen Gegenden Europas kommen. Die Äcker wurden wieder bebaut, das Land wieder bevölkert, der Handel blühte wieder auf, und gegenwärtig herrscht mehr Wohlstand als je in dieser fruchtbaren Gegend.

Litauen hat eine halbe Million Einwohner, es hat mehr Städte und einen größeren Viehstand als früher, ist reicher und fruchtbarer als irgend eine Gegend Deutschlands. Und alles, was ich Ihnen eben mitteile, verdankt man nur dem Könige; er hat die Pläne entworfen, er allein sie ausgeführt; weder an Sorge und Mühe, noch an bedeutenden Ausgaben, an Versprechungen oder Belohnungen hat er es fehlen lassen, um Glück und Leben einer halben Million denkender Wesen sicher zu stellen, die nur ihm allein ihre Wohlfahrt und die Mittel zu ihrem Unterhalte verdanken.

Ich hoffe, daß Sie nicht böse sind, wenn ich Ihnen diese Einzelheiten mitteile. Ihre Menschenliebe muß sich auf Ihre litauischen Brüder ebenso erstrecken wie auf Ihre französischen, englischen, deutschen Brüder u. s. w., und zwar um so mehr, als ich, zu meinem großen Erstaunen, hier durch Dörfer gekommen bin, wo man nur französisch sprechen kann.

Ich habe etwas so Heroisches in der hochherzigen und sorgsamem Art gefunden, mit welcher der König die Aufgabe verfolgt hat, diese Wüste bewohnt, fruchtbar und glücklich zu machen, daß ich glaubte, Sie würden dieselben Empfindungen teilen, wenn Sie die näheren Umstände erführen, wie hier der gute Zustand wiederhergestellt ist.

An die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth,
seine Schwester

Berlin, 1. Juni 1740.

Teuerste Schwester! Der gute Gott hat gestern um 3 Uhr über unsern lieben Vater verfügt. Er ist mit einer engelgleichen Festigkeit und, ohne viel zu leiden, gestorben. Ich kann den Verlust, den Sie an ihm soeben erlitten haben, nur ersetzen durch die vollkommene Freundschaft und aufrichtige Liebe, mit der ich mein ganzes Leben hindurch bin

Ihr treuester Bruder *Friedrich*.

An Maupertuis,

den zukünftigen Präsidenten der Berliner Akademie.

Juni 1740.

Herz und Neigung erregten in mir seit dem Augenblick, in welchem ich den Thron bestieg, den Wunsch Sie hier zu haben, damit Sie der Berliner Akademie die Form geben, die nur Sie ihr geben können. Kommen Sie also, kommen Sie, um auf diesen wilden Schößling das Reis der Wissenschaften zu pflanzen, damit er blühe. Sie haben der Welt die Gestalt der Erde gezeigt; zeigen Sie auch einem Könige, wie süß es ist, einen solchen Mann wie Sie zu besitzen. Ich bin, Herr von Maupertuis, Ihr sehr wohlgeneigter

Friedrich.

An den Minister von Cocceji.

Charlottenburg, 3. Juni 1740.

S. K. M. in Preußen usw. haben aus bewegenden Ursachen resolviret, in Dero Landen bei denen Inquisitionen die Tortur gänzlich abzuschaffen, außer bei dem crimine laesae maiestatis und Landesverrätherei, auch denen großen Mordtaten, wo viele Menschen ums Leben gebracht oder viele Delinquenten, deren Connexion herauszubringen nötig, impliciret sind. Hingegen sollen in allen übrigen Fällen, wenn die Delinquenten die stärksten und sonnenklare Indicia und Beweise durch viele unverdächtige Zeugen und dergleichen wider sich haben und doch aus hartnäckiger Bosheit nicht gestehen wollen, dieselben nach denen Gesetzen bestrafet werden.

An Voltaire.

Charlottenburg, 27. Juni 1740.

Ich kam Freitag abends nach Potsdam und fand den verstorbenen König in einem so traurigen Zustande, daß ich vermuten konnte, sein Ende sei nahe. Er gab mir tausend Beweise seiner Liebe, sprach über eine starke Stunde mit mir theils von einhei-

mischen, teils von auswärtigen Angelegenheiten und zeigte dabei soviel richtiges Urtheil und so gesunden Verstand, als sich nur denken läßt. In derselben Weise sprach er am Sonnabend und Sonntag mit mir. Er war völlig ruhig und gefaßt und ertrug seine Leiden mit großer Standhaftigkeit. Am Morgen übergab er mir die Regierung, Dienstag früh um fünf nahm er von meinen Brüdern, von den höheren Offizieren und von mir selbst zärtlichen Abschied. Die Königin, meine Brüder und ich waren in seinen letzten Stunden zugegen und sahen ihn in seinen Qualen den Stoizismus eines Cato zeigen. Er starb mit der Neugier eines Naturforschers, der zu wissen wünschte, was in dem Augenblicke des Todes in ihm vorgeht, und mit dem Heroismus eines großen Mannes. Wir alle beklagen seinen Verlust aufrichtig, und sein standhafter Tod ist ein Beispiel, dem wir nachzuleben haben.

Die unendliche Arbeit, die mir nach seinem Tode zugefallen ist, hat mir kaum erlaubt, mich meinem gerechten Schmerze zu überlassen. Seit dem Tode meines Vaters glaube ich ganz meinem Lande zu gehören; in dieser Gesinnung habe ich nach all meinen Kräften gearbeitet, um so schleunig als möglich Anstalten zum allgemeinen Besten zu treffen.

Fürs erste habe ich die Macht des Staates um 16 Bataillone, 5 Schwadronen Husaren und eine Schwadron Gardes du corps vermehrt und den Grund zu unsrer neuen Akademie gelegt. Wolff, Maupertuis und Algarotti habe ich schon; von s'Gravesande, Vaucanson und Euler erwarte ich Antwort. Ich habe ein neues Handlungs- und Manufaktur-Departement eingerichtet und rufe Maler und Bildhauer her. Jetzt reise ich nach Preußen, um mir da ohne das heilige Ofläschchen und ohne die unnützen und nichtigen Förmlichkeiten huldigen zu lassen, welche Unwissenheit und Aberglaube eingeführt haben, und die nun von der hergebrachten Gewohnheit begünstigt werden.

An Voltaire.

26. Oktober 1740.

Lieber Voltaire, für diesmal hindert mich der unvermutetste Vorfall von der Welt, Ihnen mein Herz wie gewöhnlich zu öffnen und so zu plaudern, wie ich gern möchte. Der Kaiser ist tot.

Privatmann war er erst, und ward
ein König, ward ein Kaiser dann.
Eugen erwarb ihm seinen Ruhm;
doch leider ist er nun befleckt.
Er macht im Tode Bankerott.

Dieser Todesfall zerstört alle meine friedlichen Gedanken. Ich glaube, im Monat Juni wird es mehr auf Pulver, Soldaten und Tranchéen ankommen, als auf Schauspielerinnen, Ballette und Schauspiele; und so muß ich schon den Handel, den wir sonst geschlossen hätten, noch aussetzen. Meine Angelegenheit wegen Lüttich ist ganz beendet; aber die augenblickliche Frage hat vielleicht für ganz Europa sehr wichtige Folgen. Jetzt ist die Zeit da, wo das alte politische System eine gänzliche Änderung erleiden muß; der Stein ist losgerissen, der auf Nebukadnezars Bild aus vier Metallen rollte und sie sämtlich zermalmte.

Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, daß Sie den Druck des Anti-Machiavell beendet haben. Augenblicklich kann ich nicht daran arbeiten, da ich mit Geschäften überhäuft bin. Mit meinem Fieber habe ich aufgeräumt, da ich meinen Körper nötig habe und allen nur denkbaren Gebrauch davon machen muß.

An von Brand und von Reichenbach.

Se. Königl. Maj. in Preußen remittiren an Dero wirklichen Geh. Etatsminister v. Brand und Präsidenten v. Reichenbach das allerunterthänigste Memorial zweier unglücklichen Eheleute, so sich durchaus nicht leiden noch vertragen können, so geschieden werden wollen. Wie nun bei dergleichen Fällen, wo die Animosität und Uneinigkeit auf den höchsten Grad gestie-

gen, nicht ratsam solche Menschen zusammen zu lassen, woraus noch weit mehr Inconveniencien entstehen müssen; so wollen Höchstdieselben, daß, wenn von der angeordneten Scheidung von Tisch und Bette auf ein Jahr keine Frucht noch Veröhnung zu erwarten ist, diese beide incorrigible Personen nur völlig voneinander geschieden, und jedem Teil sich wieder zu verheiraten verstattet werden soll.

Potsdam, 20. Nov. 1740.

An Voltaire.

3. Februar 1742.

Ihr Buch ist mein einziger Trost, meine Erholung, meine Freude. Haben Sie, der Sie nur mit Geschmack und Geist arbeiten, Mitleid mit einem Handwerker in der Politik, der nur notgedrungen arbeitet.

Hätte man denken können, lieber Voltaire, daß ein Pflingling der Musen dazu bestimmt war, in Gemeinschaft mit einem Dutzend gravitätischer Narren, die man Staatsmänner nennt, das große Rad der europäischen Begebenheiten in Schwung zu setzen? Und trotzdem ist die Tatsache unbestreitbar, wenn auch nicht sehr ehrenvoll für die Vorsehung.

Dabei fällt mir die Geschichte von dem Pfarrer ein, zu dem ein Bauer mit bornierter Verehrung vom Herrgott sprach. „Gehen Sie, gehen Sie“, sagte der gute Mann. „Sie machen sich eine zu große Vorstellung von ihm. Ich, der ihn dutzendweise mache und verkaufe, weiß, was wirklich an ihm ist.“

Im Publikum macht man sich gewöhnlich eine abergläubische Vorstellung von den Umwälzungen der Staaten; steht man aber selbst hinter den Kulissen, so sieht man, wie meistens die bezauberndsten Szenen auf sehr gewöhnliche Weise und mittelst ganz gemeiner Kerle in Bewegung gesetzt werden, die in ihrem wirklichen Zustande nur den Unwillen der Zuschauer erregen.

Betrügerei, Verlogenheit und Doppelzüngigkeit sind leider der herrschende Charakterzug der meisten Menschen, die an der Spitze der Völker stehen und ihnen zum Beispiele dienen sollten. Das Studium des menschlichen Herzens hat bei solchen Leuten etwas tief Demütigendes und läßt mich tausendfach meine geliebte Zurückgezogenheit, die Literatur und meine Unabhängigkeit aufs schmerzlichste vermissen.

An Jordan.

Lager von Brzezy, Mai 1742.

Da ist dein Freund nun zum zweitenmal Sieger in einem Zeitraum von dreizehn Monaten. Wer würde wohl vor einigen Jahren geglaubt haben, daß dein Schüler in der Philosophie, der Schüler Ciceros in der Rhetorik und Bayles in der Vernunft, eine militärische Rolle in der Welt spielen würde? Wer hätte geglaubt, daß die Vorsehung sich einen Poeten dazu ausersehen hätte, das System Europas umzustürzen und die politischen Berechnungen seiner Könige und Herrscher gänzlich umzudrehen? Es gibt so viele Ereignisse, deren Gründe schwer anzugeben sind, und dieses kann kühnlich zu ihnen gerechnet werden. Es ist ein Komet, der diese Planetenbahn kreuzt und in seiner Richtung einen von allen andern Planeten verschiedenen Lauf nimmt.

Ich erwarte ungeduldig Nachricht von dir. Schreibe mir gründlich über alles: Bauten, Möbel und Tänzer. Das erfrischt mich und gibt mir Erholung von meinen Beschäftigungen, die infolge ihrer Wichtigkeit schwierig und ernst werden. Ich lese, so viel ich kann, und ich versichere dir, daß ich in meinem Zelte ebenso Philosoph bin wie Seneca, oder noch mehr.

Wann werden wir uns unter den schönen, friedlichen Buchen von Rheinsberg oder unter den herrlichen Linden von Charlottenburg wiedersehen? Wann werden wir wieder nach Herzenslust über die Lächerlichkeit der menschlichen Dinge und über die Nichtigkeit unsers Daseins plaudern? Ich erwarte

diese glücklichen Augenblicke mit großer Ungeduld, und um so mehr, als man, wenn man alles in der Welt versucht hat, gemeinhin zum Besten zurückkehrt.

Adieu, lieber Jordan; vergiß deinen Freund nicht und halte mich in deinem Herzen mit der ganzen Treue, die Orestes dem Pylades bewies.

An Jordan,

den vertrauten Freund aus der Rheinsberger Zeit.

Lager bei Kuttendorf, 15. Juni 1742.

Wenn man einen Spieler für klug hält, der aufhört, wenn er den siebenfachen Satz gewonnen hat, wie viel mehr muß man einem Krieger Beifall spenden, der sich nach einer glänzenden Reihe von Erfolgen gegen die Launen des Glückes zu schützen weiß!

Nicht Sie werden mich verurteilen, vielmehr jene Stoiker, deren trockenes Temperament und verbranntes Gehirn der starren Moral zuneigen. Ich antworte ihnen, daß sie gut thun, ihren Grundsätzen zu folgen, daß aber das Land der Romane mehr für diese strenge Handlungsweise geschaffen ist als der Kontinent, den wir bewohnen, und daß, alles in allem, ein Privatmann, um ein rechtschaffener Mann zu sein, nach ganz anderen Gesichtspunkten verfahren muß als ein Herrscher. Bei einem Privatmann handelt es sich nur um den Vorteil des eigenen Individuums, er muß ihn beständig dem Wohle der Gesellschaft opfern. Daher wird die strenge Beobachtung der Moral für ihn zu einer Pflicht, sie bildet die Regel. Es ist besser, daß *ein* Mensch leidet, als wenn das ganze Volk zu Grunde ginge. Ein Landesherr dagegen verfolgt den Vorteil einer großen Nation; für die Erlangung desselben zu sorgen ist seine Pflicht; für diesen Zweck muß er sogar sich selbst opfern, um so mehr seine Bedürfnisse, wenn sie dem Wohle seiner Unterthanen entgegenstehen.

An das Generaldirektorium.

Se. K. M. in Pr. etc. Unser allergnädigster Herr, haben zeithero zum öftern wahrgenommen, wie daß sehr viele Unterthanen die bitterlichsten Klagen über die unendlichen Pressuren der Beamten geführt, als durch welche letztere sie nicht nur sehr herunter gekommen, und zum gänzlichen Ruin gebracht, sondern auch wohl gar in solche Umstände gesetzt worden, daß sie das Ihrige mit dem Rücken ansehen, und das Land verlassen müssen, wobei diese Leute um so unglücklicher gewesen, da sie ohnerachtet solche gehöriger Orten geklaget, dennoch weder Gehör noch Hülfe gefunden.

Wie aber höchstgedachte S. K. M. dergleichen Unwesen nachzusehen keinesweges gemeinet sind, und zwar den Beamten in Erhebung der Gefälle, welche ihnen verpachtet worden, nicht hinderlich fallen, hergegen aber durchaus nicht leiden wollen, daß selbige durch allerhand Chicanen und unter allerhand pflicht- und gewissenlosen Prätexten die Unterthanen aussaugen, deren Armuth an sich ziehen, und durch unendliche Bedrückungen an den Bettelstab bringen und verjagen sollen; als erinnern Höchstdieselben Dero Gen. Direktorium hiedurch zuförderst so gnädig als alles Ernstes, hinfüro in diesem Stück mehrere Consideration auf die Conservation der Unterthanen zu nehmen, und wenn diese über ihre Amtleute Beschwerde führen, die Sache nicht so obenhin anzusehen, noch denen Beamten in dergleichen landesverderblichen Procedures zu conniviren, sondern vielmehr die Krieges- und Domänen-Kammern nachdrücklich dahin zu instruiren, daß solche die Bauern und Unterthanen in billigen Dingen niemalsen ohne Hülfe zu lassen, und allen Egard vor den Beamten, das Amt sei auch so groß und important es wolle, in dergleichen Fällen auf die Seite setzen sollen.

Se. K. M. müssen Beamte haben, Sie werden dieselben auch allemal darin souteniren, damit solche dasjenige bekommen, so ihnen nach den Contracten gebühret; Sie werden aber nicht

zugeben, daß solche mit den Unterthanen auf eine tyrannische Weise verfahren, und mit deren Personen und Vermögen so umspringen, als ob dieselbe ganz Leibeigene von den Beamten wären, daher Höchstdieselbe denn dem Gen. Direktorio nochmals aufgeben, den Krieges- und Domänenkammern deshalb alle gebührende Weisung zu thun, durch diese aber sämtliche Beamte erinnern zu lassen, mit denen Unterthanen christlich umzugehen und selbige nicht auf eine ungebührliche Weise mitzunehmen, widrigenfalls selbige gewärtigen können, daß wenn Se. K. M. auf Dero Reisen einen Beamten von einem gottlosen Haushalten mit den Unterthanen überführet finden sollten, sie ein rigoreuses Exempel an solchem statuiren lassen werden, es habe derselbe ein so großes oder kleines Amt gepachtet, wie er wolle, allermaßen Sie davor halten, daß, wenn ein Beamter einen Unterthan oder Bauer aus dem Lande jagte, es so kriminel sei, als ob derselbe einen Soldaten aus Reihe und Glied verjagen wollte.

Wornach mehr gedachtes Gen. Dir. sich allerunterthänigst und eigentlich zu achten hat.

Potsdam, 7. August 1742.

Friedrich.

An Jordan.

27. September 1742.

Ich habe Verse gemacht, und habe sie verloren; ein Buch zu lesen angefangen, und es ist verbrannt; auf einem Klavier gespielt, und es ist entzwei gegangen; ein Pferd geritten, und es ist lahm geworden. Nun dürften Sie noch meine Freundschaft mit Undank bezahlen, so hinge ich mich auf.

An Duhan de Jandun.

Breslau, 18. März 1744.

Sie fragen mich, was Sie als Director der (Ritter-) Akademie in Liegnitz zu tun haben. Sie haben einfach Ihr Gehalt in Ruhe

zu beziehen, mich lieb zu haben und sich zu amüsieren. Dies sind die Pflichten, deren Übernahme Sie, wie ich hoffe, nicht ausschlagen werden, und die Ihnen umsoweniger lästig sein werden, als sie den Inbegriff alles von Ihnen Verlangten bilden.

Leben Sie glücklich in Berlin, lieber Duhan, und genießen Sie im Alter die Vorteile, welche Sie Ihren Verdiensten verdanken und die Ihnen das Schicksal in Ihrer Jugend versagt hat.

Leben Sie wohl.

Am 29. bin ich wieder in Berlin, und werde mir ein Vergnügen daraus machen, Sie wiederzusehen und zu versichern, daß ich bin

Ihr treuer Schüler

Friedrich.

An Duhan de Jandun.

Bautzen, 7. Dezember 1745.

Ich weiß nicht, wie Ihr Brief es angefangen hat, sieben Tage zwischen Berlin und hier zu spazieren. Sie sind so lakonisch, mein lieber Duhan, in Ihren Moralbetrachtungen, daß Sie Gedanken nur andeuten, über welche unwissende Leute und ich dann uns unsere Kommentare machen können.

Ruhm und gute Nachrede sind wie günstige Winde, welche den Schiffen bisweilen beistehen, aber fast niemals beständig sind. Die ruhm-süchtigen Leute kommen mir vor wie jene Holländer am Anfang dieses Jahrhunderts, welche so beträchtliche Summen aufwendeten, um Blumen zu haben, deren vergängliche Schönheit bisweilen welkt und hinschwindet beim Niedergang derselben Sonne, welche sie am Morgen zum Aufblühen brachte.

An den Minister Grafen von Podewils.

Hauptquartier Pomsdorf, 27. April 1745.

Lieber Podewils!

Mein Entschluß ist gefaßt. Was Sie auch tun können, es ist ein vergebliches Unternehmen, mich davon zurückzubringen. Welcher Schiffskapitän hätte, wenn er sich von Feinden umringt sieht, und alle Versuche, sich zu befreien und Rettung zu finden, für vergeblich halten muß, dann nicht den Mut, das Schiff in die Luft zu sprengen, um den Feind in seiner Hoffnung zu täuschen? Denken Sie daran, daß selbst die Königin von Ungarn, eine Frau, auch dann die Hoffnung nicht aufgegeben hat, als die Feinde vor den Toren Wiens standen, und ihre reichsten Provinzen erobert hatten – und Sie wollen nicht so viel Mut haben wie diese Frau und zwar in einem Augenblicke, wo wir noch keine Schlacht verloren und keinen Verlust erlitten haben, und wo ein glücklicher Erfolg uns höher steigen lassen kann, als wir jemals gestanden haben?

Leben Sie wohl, lieber Podewils, fassen Sie Mut, flößen Sie den andern Mut ein, und sollte uns ein Unglück begegnen (von dem ich jedenfalls am meisten leiden würde), so ertragen Sie es großherzig und standhaft: das ist alles, was Cato und ich Ihnen sagen kann.

An den Prinzen Heinrich.

1746.

Teurer Bruder!

Ihre beredte Feder sagt uns seltsame Dinge: offenbar verstehen Sie etwas ganz Besonderes darunter, ich selbst verstehe, um meine Dummheit offen einzugestehen, gar nichts davon.

Lieben Sie mich wirklich, so muß Ihre Liebe metaphysischer Natur sein, denn ich habe noch niemals gesehen, daß sich Leute auf diese Weise lieb haben, das heißt, ohne sich anzuse-

hen, miteinander zu reden oder sonst durch das geringste äußere Zeichen ihre Neigung zu verraten.

Ich will glauben, daß diejenigen glücklich sind, welchen Sie Ihre Liebe schenken. Rechnen Sie mich dazu, so kann ich Sie versichern, daß ich mich in der tiefsten Unwissenheit über Ihre Gefühle mir gegenüber befinde. Ich kenne nur Ihre Entfremdung, Ihre Lauheit und die größtmögliche Gleichgültigkeit.

An den Generalmajor Prinz Georg Ludwig von Holstein-Gottorp.

Durchlauchtiger Prinz! Es werden Ew. Liebden aus der hiebei gefügten Abschrift mit mehrern ersehen, was die Kaufleute und Gebrüdere Eichborn zu Breslau, wegen eines an Ew. Liebden zu fordern habenden Capitals und davon aufgeschwollener Zinsen bei Mir allerunterthänigst vorgestellt, und darneben gebeten haben. Weil es nun die größte Billigkeit ist, daß die Supplicanten ihr Geld, womit Sie Ew. Liebden zu der Zeit wirklich geholfen, ohne ferneren Verzug wieder erhalten; so hoffe ich, es werden Dieselben zu deren Befriedigung forderksamst gehörige Anstalt machen, damit ich von diesen Leuten dieserhalb nicht weiter behelliget werden möge. Ich bin Ew. Liebden freundwilliger Vetter.

Potsdam, 2. Oct. 1746.

An Cocceji.

Potsdam, 22. November 1746.

Ich habe Euch Meine Intention dahin bekannt machen wollen, daß, wie ein vor allemal Ich nicht gestatten will noch werde, daß die Meinigen mit den auswärtigen Ministern vielen oder verdächtigen Umgang haben, also Ich hergegen, wenn etwa dumme oder unvernünftige Leute sich über Mein Sujet im Reden vergehen sollten, Ich daraus keine Affaire gemacht wissen will, allermaßen Ich, dergleichen zu ressentieren, zu weit unter Mich halte und, wann sie etwa jemand durch Reden

oder Ausdruck über mein Personal vergehen möchte, solches mehr verachtend als strafenswert finde, daferne es nur nicht sonsten Dinge sind, die den Staat selber angehen.

An das Geheime Etats-Ministerium.

Nachdem Se. K. M. in Preußen auf die in Abschrift hiebei geschlossene alleruntertänigste Vorstellung des Hermann Grafen aus Breckerfelde in der Grafschaft Mark, dem Supplicanten und seiner Stieftochter die mit einander getriebene Blutschande, dafern keine andere gefährliche Umstände mehr bei der Sache concurrieren, aus höchster königlicher Macht von dieses Mal gänzlich allergnädigst verzeihen und vergeben haben, dergestalt und also, daß beide von aller ferneren Inquisition und Strafe völlig befreiet sein, und die Erlaubnis haben sollen, wieder ins Land zu kommen und ihre Güter zu besitzen. Als befehlen Höchstdieselbe Dero Geh. Etats-Ministerio hiedurch allergnädigst, darunter überall das Gehörige weiter zu verfügen.

Berlin, 6. Dez. 1746.

An die Königin.

Juli 1747.

Gnädige Frau,

ich danke Ihnen für die schönen Kirschen, welche Sie mir aus Schönhausen geschickt haben. Wäre ich nicht müde gewesen, so hätte ich mich persönlich bedankt. Ich werde es jedoch bei der nächsten Gelegenheit tun, und versichere Sie meiner Achtung.

An den Rittmeister Tydaeus.

§Ich kann Euch auf Euer Schreiben vom 21. Junii nicht anders bescheiden, als Ich bereits gethan, daß Ich nemlich nicht gerne sehe, wenn ein braver Husaren Offizier sich verheirathet, weil solches seinen Umständen, so ein freies Herz erfordern,

nicht convenable ist, und er sich, anstatt des hoffenden Vortheils, nur viele Sorgen auf den Hals ziehet.

Potsdam, 3. Julii 1747.

An den Kommandanten Bornstädt in Minden.

Potsdam, 3. Julii 1747.

Es ist Mir Eure geführte Klage wider den dortigen Fortifications-Zimmermann wohl behändiget; sehe aber nicht ab, was Mich die Sache angehe. Wenn der Kerl versoffen und nichts nutz ist, so könnt Ihr ihn abschaffen, und einen bessern in seine Stelle nehmen, ohne Mich mit solcher Kleinigkeit zu behelligen.

An den Major von Frankenberg.

Ich vernehme aus Eurem Schreiben, v. 15. d., daß, weil Ihr mit dem Euch accordierten 4wöchentlichen Urlaub nach Carlsbad nicht auskommen könnt, Ihr die Cur bis künftiges Jahr aussetzen wollet. Ich halte aber solches nicht rathsam, weil eine zeitige Cur bei Euren Leibesbeschwerden die beste sein dürfte und man die Krankheiten niemals alt werden lassen müsse, wenn man Hülfe haben kann; weswegen Ich Euch gerne auf 6 Wochen den Urlaub ertheile.

Potsdam, 21. Juli 1747.

An den Oberstleutnant von Vippach.

Ich gebe Euch auf Euer Schreiben v. 17. d. in Antwort, daß wenn Ihr die vorhabende Mariage thut, so sehe Ich Euer Unglück klar voraus. Denn Eure Liebste hat nichts und Ihr wenig; also wenn Ihr sie geheirathet haben werdet, so wird es Euch an dem Benöthigten zur Standesmäßigen subsistence fehlen, worauf der beständige chagrin nebst andren bösen suiten mehr notwendig folgen müssen, welches Ich Euch nochmals wohlmeinend zu Gemüthe führen wollen.

Potsdam, 22. Julii 1747.

An Cocceji.

Weil die Unterthanen des Grafen von Franckenberg zu Gräditzberg in Schlesien, laut einliegender Abschrift, über das grausame Verfahren desselben wieder sie, und daß er sich an keine Urthel und Tribunalsverordnungen kehre, abermals sehr schmerzhaftige Klagen bei Mir immediate angebracht haben, Ich aber diese armen Leute endlich einmal gänzlich aus dem verderblichen Proceß und vollkommen in Ruhe gesetzt wissen will, so befehle Ich Euch hierdurch, daß Ihr sofort nach Eurer Zurückkunft in Berlin die ergangenen Acta von dem Tribunal abfordern, solche mit Fleiß nachsehen, daraus ein rechtliches Gutachten abfassen, und Mir solches zur Confirmation einsenden sollet, als wobei es sodann schlechterdings sein Bewenden haben, und weder der eine noch der andere Theil dawider weiter gehöret werden soll, gestalt Ich Mich hierunter auf Eure Pflicht- und Gewissenhafte Beurtheilung der Sache lediglich verlasse. Wegen des geklagten an einigen Unterthanen kürzlich betrübteten unverantwortlichen Verfahrens habe Ich dem Oberamtsregirungspräsidenten v. Böhmer unter heutigen Dato befohlen, daß er solches mit allen angezeigten Umständen in loco gründlich examiniren und Mir darüber auf Ehre und Pflicht zu fernerer Verfügung Bericht erstatten solle.

Potsdam, 12. August 1747.

An den Präsidenten Baron Danckelmann.

Potsdam, 31. Oktober 1747.

Sie bitten mich um Erlaubnis, auf ein paar Wochen nach den Gütern des Barons von Hund bei Mörs reisen zu dürfen. Da Sie aber fast nichts weiter tun als von einem Orte zum andern reisen, so werden Sie besser tun zu Hause zu bleiben, alle diese Reisekosten zu sparen und Ihre Privatangelegenheiten in Minden in Ordnung zu bringen.

An Cocceji.

Potsdam, 8. November 1748.

Ich habe bekanntermaßen in Preußen in allen Meinen Ämtern das vorhin üblich gewesene unmenschliche tractiren derer Untertanen und deren Bestrafung durch postronckiren und dergleichen barbarische Strafen mehr gänzlich abgeschaffet; dieweilen Ich aber vielfältig angemerket habe, daß die Edelleuthe und Gerichts-Obrigkeiten in Preußen diesem guten Exempel keineswegs gefolget seynd, sondern vielmehr nach als vorhin ihre Untertanen, wann sie etwas verbrochen, mit solchen starken und barbarischen Strafen belegen lassen, daß selbige dadurch um ihre Gesundheit kommen oder Landläufer zu werden gezwungen worden seynd; So habe Ich resolvirt, aus landesherrlicher Macht und Gewalt dergleichen Unwesen nicht länger zu gestatten, und zwar gedachte Edelleuthe und Gerichts-Obrigkeiten ihren Gerichts- und Frohnzwang nicht gänzlich zu nehmen, wohl aber solchen dergestalt zu fassen, wie sich unter gesitteten Völkern gebühret.

An das Generaldirektorium.

Sr. K. M. in Pr. etc. haben aus Dero Gen Direct. unterm 25. jüngst abgewichenen Monats gethane Vorstellung die Vorschläge ersehen, wie der Soldatewitwen und nunmehrigen Bäuerinn unterm Amte Zinna, Namens Richterinn, mit ihren sieben Kindern in ihren armseligen Umständen am füglichsten geholfen werden könne; und da nun Höchstdieselbe allergnädigst zufrieden sind, daß gedachter Witwen, vorgeschlagenermaßen, ein Fleck zur Buden Stelle, nebst einen kleinen Garten Fleck und einen kleinen Fleck Wiesewachs, auch das zur Erbauung eines Häuschens benöthigte Holz, so überhaupt 48 Thlr. 2 Gr. importirt, gegeben, auch so lange sie, und dasjenige Kind, so die Budener Stelle nach der Mutter Absterben annimmt, leben wird, der davon betragende jährliche Zins à 1 Thlr. 10 Gr. ihnen erlassen werden soll; Als befehlen Höchstdieselbe Dero

Gen. Directorio hierdurch in Gnaden, das gehörige solcherwegen zu verfügen.

Berlin, 3. Juli 1749.

An den Minister von Bismarck.

Potsdam, 12. July 1749.

Bey den in beikommendem Memorial angeführten Umständen, da zwei Eheleute zu Berlin nicht allein beide das Band der Ehe getrennt zu sehen wünschen, sondern auch die Frau davon noch einmal so alt als der Mann ist, und folglich wohl schwerlich ein gutes Vernehmen zwischen ihnen zu hoffen, So will Ich, das selbige nun ohne sonder viel Weitläufigkeiten geschieden werden sollen.

An die Kurmärkische Kammer.

Berlin, 15. Juli 1749.

Dieweil bishero verschiedene Beamte die Bauern mit Stockschlägen übel tractiret haben, Wir aber dergleichen Tyrannei gegen die Unterthanen durchaus nicht gestatten wollen, so wollen Wir, daß, wenn forthin Einem bewiesen werden kann, daß er einen Bauer mit dem Stock geschlagen habe, ersterer sodann deshalb alsofort und ohne einige Gnade auf sechs Jahre zur Vestung gebracht werden soll, wenn auch schon der gleiche Beamte der beste Bezahler war und seine Pacht pränumerirte.

Ihr habt demnach dieses den Beamten gehörig zu insinuiren und bekannt zu machen, auch wenn forthin der Fall eintreten sollte, daß ein Beamter einen Unterthan geschlagen, alsdann vor letzteren wider den Beamten Partie zu nehmen.

An den Minister Baron Danckelmann.,

Potsdam, 24. Juni 1750.

Es ist bcshero in Meinen teutschen Landen bekannter Maßen der Gebrauch gewesen, daß in dem öffentlichen allgemeinen Kirchengebete vor den Römischen Kaiser unter andern mit

gebetet worden. Da solches aus einem alten übel verstandenen Gebrauch hergekommen und dergestalt bis zu jetzigen Zeiten observiret worden, Ich aber solche Ceremonie nach sich sehr geänderten Umständen und nach der jetzigen Verfassung des Reichs nicht allerdings mehr convenable finde und daher gerne sehen möchte, daß diese, obgleich an sich indifferente, dennoch dem gemeinen Volke ein und andere falsche Impressions machende Formalité in Meinen teutschen Provmzien nach und nach und sonder allen Eclat in das Vergessen geraten und abgestellt werden könnte, so habe Ich Euch Meine Intention desfalls dahin zu erkennen geben wollen, wie es Mir zu gnädigem Gefallen gegen Euch gereichen wird, wann Ihr unter der Hand und ohne daß solches einigen Eclat verursachen und Mein Name und Autorité dabei gebraucht werden müsse, dahin richten können werdet, damit wenigstens zuerst in Meinen diesseits der Weser belegenen Provinzien und nachher so weiter in denen Kirchen des platten Landes, auch demnächst in denen kleinen Städten die Vorbitte vor den römischen Kaiser in dem allgemeinen Kirchengebete weggelassen werden müsse, und zwar dergestalt, daß solches nicht geschiehet, als ob es befehlsweise wäre, sondern gleichsam als ob es die Geistlichen vergessen oder vor sich unterlassen hätten, damit auf solche Maße das gemeine Volk von solcher Formel abgewöhnet und solches demnächst und im Verfolg der Zeit auch in denen großen und Hauptstädten unterlassen werden könne.

An das Generaldirektorium.

Potsdam, 23. September 1750.

Da Se. Königl. Maj. aus einem von Dero Obristlieutenant von Balby pflichtmäßig erstatteten Bericht, wovon hierbei ein Extract erfolget, zu Dero höchstem Befremden ersehen müssen, in was erbarmens- und mitleidenswürdigen Umständen diejenigen Colonisten, so in der Gegend des neuen Canals der Oder und anderen Orten untergebracht werden sollen, inzwischen

aber zur Arbeit bei gedachtem Canal angesetzt worden, sich anjetzo befinden, und wie schlecht vor selbige gesorget worden, so können Höchstdieselbe nicht umhin, Dero Generaldirectorio hierdurch Demselben äußerstes Mißfallen darüber zu bezeigen und denselben nachdrücklichst zu verweisen, daß solches so wenige Attention in einer Sache bezeigt, worunter Sr. Königl. Maj. Gloire versiret, und welcherwegen Sie so öfters declariret haben, daß Ihro besonders daran gelegen und daß Selbige nichts mehr wünschen, als Dero Lande und Provintzien mit neuen Einwohnern zu vermehren.

An von Stechow.

Bester, lieber Getreuer. Ich habe aus Eurem Schreiben vom 17. d. Eure bezeugte Unzufriedenheit über Eures bei Meiner Garde stehenden Sohnes bishero geführte übele Conduite, auch was Ihr daneben zu seiner Züchtigung und Besserung in Vorschlag bringen wollen, mit mehrern ersehen. Nun kann Ich Euch zwar solches ganz und gar nicht verdenken, indem es mit der wilden Lebensart dieses jungen Menschen in der That zu weit gegangen ist; allein da ich denselben anitzo mit dem Arrest und sonst ziemlich hart angreife, so habe Ich auch noch gute Hoffnung, daß er dadurch endlich zur Erkenntnis und einer besseren Ausführung gebracht werden soll, weshalb Ich denn auch vor der Hand anstehen will, ihn auf eine Vestung zu schicken. Inzwischen aber werde Ich doch auch gerne sehen, wenn Ihr an denselben nochmals einen recht scharfen Brief schreiben, ihm darinne seine bisherige unordentliche und leichtsinnige Lebensart aufs Ernstlichste zu Gemüthe führen und ihn zur Änderung und Besserung nachdrücklich und väterlich ermahnen wollet, indem Ich nicht zweifele, daß solches bei ihm eine gute Wirkung thun und ihn von dem bösen Wege, auf welchem er vielleicht durch andere böse Menschen geführet ist, zurückbringen werde.

Potsdam, 24. Febr. 1752.

An den Prinzen von Preußen.

Potsdam, März 1752.

Ach, lieber Bruder, ist man einmal tot, so entsteht erst recht die Frage, ob man leben konnte. Der arme Lord Thyrcannel hätte, wenn er dazu imstande gewesen wäre, die ihn sezierenden Arzte ausgelacht, von denen der eine mit seiner Leber und der andre mit seiner Lunge beschäftigt war, und die all die Albernheiten losließen, die die Fakultät bei solchen Gelegenheiten ausspricht.

Was mich betrifft, so habe ich es verboten, mich nach dem Tode zu öffnen. Es ist genug, wenn man bei Lebzeiten den Leuten Stoff zu Witzeleien gibt, und es ist zu viel, mit seiner Milz, seiner Leber und seiner Lunge nach dem Tode Komödie spielen zu lassen.

Mein Reisen hat mir nicht viel genützt. Jeden Abend leide ich an Kolik, und in der Nacht ist es noch schlimmer. Ich besere ein altes Bauwerk aus, das im Begriffe ist, zusammenzufallen: während ich mit dem Dache beschäftigt bin, fängt das Fundament an nachzugeben.

Sie, lieber Bruder, sind voll von Jugendkraft, gesund, frisch und stark: genießen Sie also das Leben, das für Sie nur Reize hat. Sie können Blumen pflücken, für mich bleiben die Dornen. Doch das brauche ich Ihnen nicht zu sagen, Sie wissen es selbst. Ich begnüge mich also damit, hinzuzufügen, daß niemand größeren Anteil an Ihnen nimmt als ich, und daß Ihnen kein Glück begegnen kann, über das ich mich nicht ebenso freue als Sie selbst.

An Maupertuis.

18. Oktober 1752.

Ich hatte immer geglaubt, daß das Studium der Weisheit weise machen müsse; ich gebe zu daß ich mich getäuscht habe: in Wirklichkeit bemerkt man in keinem Berufe oder Stande so viele jämmerliche Zänkereien, so viele verleumderische Be-

schuldigungen und so viele verschwenderisch beredte Beleidigungen wie unter den Männern der Wissenschaft. Die meisten Gelehrten gleichen den Schauspielern, die mit schönen Empfindungen prunkcn, wenn sie auf dem Theater Heroen und Heroinnen darstellen, zu Hause aber niedrige Aufhetzereien machen und sich untereinander beschimpfen. Wenn ich Kinder hätte, würde ich mehr darauf bedacht sein, ihnen gute Sitten beizubringen als ihren Geist auszubilden. Es scheint, daß die Fähigkeit zu kombinieren, zu denken und zu forschen den Menschen nur dazu verliehen ist, um einander zu schaden.

An die Pommersche Kriegs- und Domänenkammer.

Nachdem Se. K. M. in Pr. etc. aus dem in Abschrift hierbei gefügten Bericht des Major von Zieten Markgraf Friedrichschen Rgts. ersehen haben, daß die Unterthanen des Amtes Bütow sich in sehr schlechten und armseligen Umständen befinden, und nicht allein mit sehr schweren Diensten, sondern auch seit zehn Jahren mit verschidnen neuen Oneribus belegt sind, Höchstdieselben aber diesen armen Leuten zu ihrer Conservation hierunter sehr gerne eine Erleichterung allergnädigst angedeihen lassen wollen; als befehlen Sie der Pommerschen Krieges- und Dom. Cam. hierdurch in Gnaden, sofort nach Empfang dieses gründlich zu examiniren und pflichtmäßig zu berichten, worin die gemeldete neuerliche Auflagen dieser Leute eigentlich bestehen, wie viele solche überhaupt betragen, und wie hoch das dem Amts Etat deshalb abzusetzende Quantum sich etwa belaufen werde, worauf denn dieselbe hierüber mit mehrerer Resolution versehen werden soll.

Da auch der Maj. v. Zieten in dem oberwähnten Bericht zugleich mit angezeigt hat, daß der Cornet von Prieve Seidlitzschen Rgts. und der Landreuter Dahlemann bei einer ihnen aufgetragenen Execution wider die Ehefrau und den Knecht des Bauer Simon Wollerts aus Kothlov ganz unerhörte Grausamkeiten verübet haben, so befehlen Se. K. M. der gedachten

Cammer hiermit so gnädigst als ernstlichst, den letztern, sowie es mit erstern auch bei dem Regiment geschehen soll, die-
serhalb sofort zur Verantwortung zu ziehen, und wenn die Sa-
che wieder ihn gehörig untersucht sein wird, wegen desselben
Bestrafung ordentlich erkennen zu lassen, und ist übrigens der
Major von Zieten dato befehliget, die verhandelte Untersu-
chungs-Acta an die Cammer einzusenden.

Potsdam, 28. Dez. 1752.

An George Keith, Lord Marishal von Schottland,

seinen Freund, der zu dieser Zeit preußischer Gesandter in
Paris war.

Breslau, 5. Mai 1753.

Ich habe Ihren Bericht vom 23. des vorigen Monats erhalten.
Da er nichts anderes Wichtiges enthält, so hat er mir nur zu
dem Gedanken Anlaß geboten, daß ein Land sehr zu beklagen
ist, in welchem der steigende oder sinkende Einfluß einer Frau
Einfluß auf die Angelegenheiten üben und eine Änderung in
den Ansichten über Dinge von großer Wichtigkeit hervorbrin-
gen kann.

An Fredersdorf,,

seinen Geheimkämmerer und Vertrauten.

10. August 1753.

Macht man Kinder, so hat man Sorgen; macht man keine
nicht, so machen einem die Schwesterkinder genug. Hier sind
deren heute zwei angekommen, die sagen, der alte Onkel ist ein
Geizhals; und ledig kann es nicht ausgehen. Der arme Onkel
hat sich mit den Schwestern verblutet und nimmt seinen Re-
cours an Madame Nothnagel; sonst wird es garstig aussehen.

Ich denke, dem einen wollte ich einen goldenen Degen mit
Diamanten besetzt schenken und dem andern eine Uhr mit Dia-
manten; die Preise müssen aber gleich sein, sonst mache ich
Jalousie.

Ich freue mich, daß es sich mit Dir bessert. Wann Cothenius kommen wird, so wollen wir wieder Consilium halten; ich habe einen Anschlag, aber auf meine Hörner nehme ich ihn nicht.

Habe nur so lange Geduld.

Gott bewahre Dich.

An den Lord Marishal von Schottland.

23. Oktober 1753.

Ich bin so glücklich, sehr gleichgültig zu sein gegen alle Äußerungen und Schriften, die man über mich verbreitet; ich rechne es mir sogar zum Ruhme an, einem armen Schriftsteller Honorare zu verschaffen, der ohne die Schmähungen, die er über mich ausspricht, vielleicht Hungers sterben würde. Ich habe das Urteil des Publikums stets verachtet und bei meinem Verhalten nur auf die Zustimmung meines Gewissens Rücksicht genommen. Ich diene dem Staate mit allen den Fähigkeiten und der ganzen Einsicht, welche die Natur mir verliehen hat; so gering auch meine Talente sein mögen, ich erfülle doch dem Staate gegenüber voll und ganz meine Pflicht; denn man kann eben nicht mehr geben, als man hat. Im übrigen gehört es zu den von der Stellung einer im öffentlichen Leben thätigen Person unzertrennlichen Dingen, daß man der Kritik, der Satire und häufig sogar der Verleumdung als Zielscheibe dient. Alle diejenigen, welche Staaten regiert haben unter dem Titel von Ministern, Generälen, Königen, haben Sticheleien ertragen müssen; es würde mich sehr betrüben, wenn ich der einzige wäre, der nicht das gleiche Schicksal teilte.

An den Lord Marishal von Schottland.

Potsdam, 8. Februar 1754.

Sie tun mir großes Unrecht, lieber Lord, wenn Sie glauben, ich hielte Sie für einen Schwätzer; vielmehr halte ich Sie für einen außerordentlich liebenswürdigen Mann, von dem ich annehme, daß er, von seinem Gewerbe angeekelt, nach Freiheit

lechzt. Das ist eine so natürliche menschliche Empfindung, daß ich nichts dagegen zu sagen weiß. Wäre ich ebenso Herr meiner Handlungen, wie Sie Herr der Ihrigen sind, so hätte ich schon längst einen ähnlichen Entschluß gefaßt, aber in meinem Handwerke muß man sein Joch das ganze Leben lang tragen. Die Leute ziehen gegen die Gleichgültigkeit oder philosophische Gesinnung los, die einige Fürsten zur Abdankung veranlaßt hat, andererseits tadeln sie wiederum den Ehrgeiz derer, die nach Machterweiterung streben: ein Mittel, das Publikum zufrieden zu stellen, gibt es nicht; was wir auch tun mögen, getadelt werden wir gewiß, und gerade wenn wir unsern Geist und unsre Kräfte abnehmen sehen, sind wir noch in der Notwendigkeit, uns dem Tadel der Welt auszusetzen. Glauben Sie mir, nur *die* Menschen sind auf Erden glücklich, die schon in ihrer Jugend weise genug sind, dem Ehrgeiz gänzlich zu entsagen, sodaß ihr Name der Bosheit des Publikums verborgen bleibt – diese und die, die ihren Namen vor dem Publikum zu verstecken wissen. Das Leben ist so kurz, daß der Mensch nur für sich selbst und nicht für die Undankbaren leben sollte, die uns unsre Sorgen nicht anrechnen und unsre Handlungen bitter beurteilen.

Sie werden meinen Brief ein wenig zu stoisch finden, verlassen Sie sich indes darauf, daß dies meine wirklichen Gesinnungen sind. Hat man lange Zeit die Gegenstände, auf die sich die allgemeine Begehrlichkeit richtet, in der Nähe betrachtet, so verfliegt ihr Reiz, und man wird schnell darüber klar, daß ihnen der große Haufe lediglich einen eingebildeten Wert verleiht. Freilich hindert mich das nicht, aus Pflichtgefühl die Aufgaben meines Gewerbes zu erfüllen, aber ich kann Sie versichern, daß ich es oft tue, indem ich mein Geschick verwünsche, weil es mir die Möglichkeit versagt hat, ein angenehmeres Leben zu führen.

An Fredersdorf.,

April 1754.

Wor heute gegen Mittag die Sonne scheint, so werde ich ausreiten. Komm doch ans Fenster, ich wollte Dich gerne sehen; aber das Fenster muß feste zubleiben und in der Kammer muß stark Feuer sein.

Ich wünsche von Herzen, daß es sich von Tage zu Tage mit Dir bessern möge. Gestern habe ich Deine Besserung celebrirt mit zwei Bouteillen Ungerischen Wein.

Gott bewahre dihr.

An Fredersdorf.,

April 1754.

Ich habe gestern Weißzeug gekriegt; da mache nur die gewöhnlichen Präsente drum.

Du wirst schmälen, ich glaube, daß gestern für hundertachtzig Taler Kirschen gegessen worden; ich werde mir eine liederliche Reputation machen.

Es freut mich recht sehr, daß es mit Dir gut gehet, und ich hoffe nun, daß es von Dauer sein wird.

Man saget in Berlin, die Astrua wäre wieder rappelköppisch; sie hat aber ihren Accord, und den muß sie einmal halten.

Gott bewahre dihr.

Die Opernleute sind solche Canaillenbagage, daß ich sie tausendmal müde bin.

An Cocceji.

Potsdam, 16. April 1754.

Nachdem ich aus Eurem Bericht vom 12. dieses mit mehreren ersehen habe, was Ihr darin bey Gelegenheit der von dem v. Greiffenpfeil bey Mir angebrachten Klagde, als ob der Magistrat zu Bahn ihm dadurch einen Untertanen entzogen, daß er solchen, als er von einem Regiment demittiret worden, zum

Bürger angenommen, mit mehrern anführen und melden wollen: So erteile Ich Euch deshalb in Antwort, wie überhaupt die Sklaverei von der in Pommern noch üblichen Leibeigenschaft Mir so hart und von so üblem Effekt auf das gantze Land zu seyn scheint, daß Ich wohl wünschete, daß solche gänzlich aufgehoben und, zum Besten des Adels selbst, auf eine gute Art abgeschaffet werden könne.

Was demnächst den gegenwärtigen Casum anlanget, da erinnere Ich mich zurück, wie schon Meines verstorbenen Vaters Majestät vor vielen Jahren die Verfassung gemacht haben, daß, wenn ein an sich Leibeigener eine geraume Zeit dem Vaterlande in Kriegsdiensten gedienet hat, derselbe bey seiner Verabschiedung, wenn er sich in einer Stadt als Bürger ansässig gemacht, die Freyheit dazu bekommen solle, ohne deshalb einig Loßkaufgeld an seine vorige Herrschaft zu entrichten, noch von letzterer wiederum zur Sklaverei der Leibeigenschaft reclamiret werden zu können.

An Fredersdorf.,

9. Juli 1754.

Ich kann recht gut essen und die Köche können dasselbe Essen machen; nur müssen sie nicht die Hälfte von denen Ingredienzien stehlen, sonst gehen alle Tage elf Taler mehr drauf. Ich versichere Dich, daß unser Fraß nicht kostbar, aber nur delicat ist.

An den Minister Grafen Finck von Finckenstein,
seinen Jugendfreund.

Berlin, 10. Januar 1757.

In der kritischen Lage, in der unsere Angelegenheiten sind, muß ich Ihnen meine Befehle geben, damit Sie bei allen Unglücksfällen, die im Bereiche der Möglichkeit liegen, zu den Entschlüssen bevollmächtigt sind, die es zu fassen gilt.

1. Wenn, was der Himmel verhüte, eine meiner Armeen in Sachsen völlig geschlagen werden sollte, oder auch wenn die Franzosen die Hannoveraner aus ihrem Lande vertreiben und sich dort festsetzen und uns mit einem Einfall in die Altmark drohen, oder wenn die Russen durch die Neumark eindringen, muß man die königliche Familie, die obersten Gerichtshöfe, die Minister und das Direktorium in Sicherheit bringen. Wenn wir in Sachsen in der Richtung von Leipzig geschlagen werden, so ist der geeignetste Ort für die Fortschaffung der Familie und des Schatzes Küstrin. In diesem Falle müssen die königliche Familie und alle oben genannten, von der ganzen Garnison geleitet, nach Küstrin gehen. Wenn die Russen durch die Neumark eindringen, oder wenn uns in der Lausitz ein Unglück zustößt, muß alles nach Magdeburg sich begeben. Der letzte Zufluchtsort schließlich ist Stettin; aber dorthin muß man nur im äußersten Notfalle gehen. Die Garnison, die königliche Familie und der Schatz sind untrennbar und gehen immer zusammen; dazu muß man die Krondiamanten und den großen Silberschatz fügen, der in diesem Falle ebenso wie das goldne Tafelgeschirr unverzüglich zu Münze eingeschmolzen werden muß.

2. Wenn ich getötet werden sollte, so müssen die Geschäfte ohne die geringste Veränderung ihren Gang gehen, und ohne daß man gewahr wird, daß sie in andern Händen sind; und in diesem Falle muß man die Vereidigungen und Huldigungen hier wie in Preußen und besonders in Schlesien beschleunigen.

3. Wenn ich das Unglück haben sollte, vom Feinde gefangen genommen zu werden, so verbiete ich, daß man auch nur die geringste Rücksicht auf meine Person nehme, und daß man dem die geringste Beachtung schenkt, was ich etwa aus meiner Gefangenschaft schreibe. Wenn mir ein solches Unglück zustieße, will ich mich für den Staat opfern, und man muß meinem Bruder gehorchen, der mir ebenso wie alle meine Minister und Generale mit dem Kopfe dafür haften soll, daß man weder

eine Provinz noch ein Lösegeld für mich anbietet, und daß man den Krieg unter Benutzung der errungenen Vorteile fortsetzen wird, ganz als wenn ich niemals auf der Welt gewesen wäre.

Ich hoffe und darf glauben, daß Sie, Graf Finck, nicht nötig haben werden, von dieser Instruktion Gebrauch zu machen; aber im Falle des Unglücks ermächtige ich Sie, sie anzuwenden, und zeichne sie zum Zeichen, daß dies nach reiflicher und klarer Überlegung mein fester und beständiger Wille ist, eigenhändig und versehe sie mit meinem Siegel.

An d'Argens,

seinen Freund, Kammerherrn und Mitdirektor seiner Akademie.

Leitmeritz, Juni 1757.

Bedenken Sie, lieber Marquis, daß der Mensch mehr seinen Gefühlsregungen als der Vernunft gehorcht.

Das dritte Buch des Lucrez habe ich gelesen und wieder gelesen, aber nur die Notwendigkeit des Schlechten darin gefunden sowie die Unmöglichkeit, etwas dagegen zu tun.

Das Mittel, meinen Schmerz zu bekämpfen, liegt in der täglichen, mir auferlegten Anstrengung und in der immerwährenden Zerstreung, die mir die Zahl meiner Feinde gewährt.

Wäre ich bei Kolin gefallen, so befände ich mich jetzt in einem Hafen, in dem ich keine weitem Stürme zu fürchten hätte. Aber ich muß auf dem bewegten Meere weiter fahren, bis mir ein kleines Stück Erdboden das Glück gewährt, das ich in dieser Welt nicht habe finden können.

An seine Schwester Amalie.

Leitmeritz, 1. Juli 1757.

Meine liebe Schwester, alles Unglück trifft mich auf einmal. O meine liebe Mutter! o guter Gott, ich werde nicht mehr den Trost haben, sie zu sehen. O Gott, o Gott, welches Verhängnis für mich! Ich bin mehr tot als lebendig. Ich habe einen Brief

von der regierenden Königin erhalten, der mir dies alles mitteilt. Vielleicht hat der Himmel unsere liebe Mutter hinweggenommen, damit sie das Unglück unseres Hauses nicht sieht. Meine liebe Schwester, ich bin unfähig mehr zu sagen. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

An den Prinzen von Preußen.

Lager bei Bautzen, 30. Juni 1757.

Sie haben durch Ihr schlechtes Verhalten meine Angelegenheiten in eine verzweifelte Lage gebracht; nicht meine Feinde richten mich zu Grunde, sondern die schlechten Maßnahmen, die Sie getroffen haben. Meine Generäle sind nicht zu entschuldigen, weil sie entweder Ihnen schlecht geraten oder weil sie geduldet haben, daß Sie so schlechte Entschlüsse faßten. Ihre Ohren sind nur an die Sprache der Schmeichler gewöhnt. Daun hat Ihnen nicht geschmeichelt, und Sie sehen die Folgen. Für mich bleibt in dieser traurigen Lage nichts übrig als zu den verzweifeltsten Mitteln zu greifen. Ich werde schlagen, und wir werden uns alle niedermetzeln lassen, wenn wir nicht siegen können. Ich klage nicht Ihr Herz an, wohl aber Ihre Ungeschicklichkeit und Ihr geringes Urteil, um das bessere Teil zu wählen. Ich sage Ihnen die Wahrheit. Wer nur noch einen Augenblick zu leben hat, der hat nichts zu verheimlichen. Ich wünsche Ihnen mehr Glück, als ich gehabt habe, und daß Sie nach alle den entmutigenden Unfällen, die unserer harren, in der Folge die wichtigen Angelegenheiten mit mehr Festigkeit, Urteil und Entschlossenheit behandeln lernen. Das Unglück, das ich voraussehe, ist zum Teil durch Ihre Schuld verursacht. Sie und Ihre Kinder werden die Strafe mehr zu tragen haben als ich. Seien Sie trotzdem überzeugt, daß ich Sie immer geliebt habe und daß ich mit diesen Gefühlen für Sie enden werde.

An Wilhelmine von Bayreuth,
seine Schwester.

Buttelstaedt, 28. September 1757.

Teuerste Schwester! Wenn irgend etwas in der Welt mich noch trösten könnte, so wäre es Ihre liebevolle Teilnahme an meinem Unglück; aber, meine liebe, meine anbetungswürdige Schwester, das Maß ist in kurzem voll, und es fehlt nur wenig daran, so befinde ich mich in der von Ihnen beschriebenen Lage. Die Hilfsmittel, auf welche Sie mich verweisen, versagen; kurz, es bleibt mir nichts übrig, als diesen Feldzug zu Ende zu führen, um dann nur noch an meine Person zu denken. Aus dem beigefügten Schriststück werden Sie den wahren Zustand von allem ersehen und auf Grund des mit eigenen Augen Gesehenen urteilen können.

Ich verlange nur den Tod; die Form, in der ich ihn wünschen würde, scheint sich mir entziehen zu wollen; vielleicht wird es nicht lange mehr von mir abhängen, ihn so zu haben, wie ich ihn wünsche. Urteilen Sie also, was mir übrigbleibt und welchen Entschluß ein Mann von Ehrgefühl fassen muß, der sein Lebelang wie Cato gedacht hat und auch so sterben will. Ich habe nur eine Thür, um zu entschlüpfen, es wäre grausam, sie mir zu verbieten, ich sterbe täglich tausend Tode, und ein einziger kann mich von allen meinen Leiden befreien. Wenn irgend etwas fähig wäre mich in meinem Entschluß wankend zu machen, so ist es, ich schwöre es, meine Liebe zu Ihnen; aber auf der andern Seite wird mir die Welt so unerträglich, meine Lage so schrecklich und die Zukunft so grausam, daß ich, weit entfernt davon, unentschieden zu bleiben, in meinem einmal gefaßten Entschluß mich immer mehr bestärke. Ich bin verpflichtet, diesen Feldzug zu Ende zu führen, ich werde es thun, was es mich auch kostet, aber wenn ich einmal meinem Vaterlande gegenüber quitt bin und ihm fernerhin unnütz werde, so werde ich seinem Ruin nicht müßig zuschauen, und ein- und derselbe Tag wird uns zu Grunde gehen sehen. Wenn man zum

erstermal einen solchen Entschluß ins Auge faßt, erscheint er schrecklich; ich habe mich daran gewöhnt, und jetzt erscheint mir dieser Gedanke süß und tröstlich: ich gebe der Natur, was sie binnen kurzem von mir zurückfordern wollte, ich vertausche einen matten Rest von Leben mit einer Ruhe, die niemand mir mehr rauben kann.

An seine Generale

vor der Schlacht bei Zorndorf.

25. August 1758.

Sollte die Bataille gegen die Russen gewonnen werden, wie wir es alle hoffen, so muß der Feind mit aller Vigueur verfolgt werden: alle Freibataillons mit einem preußischen Grenadierbataillon und Kreytzen nebst Malachowski-Husaren erstlich geschicket nach Driesen, am sie auszunistelen; darnach muß dieses Corps in Polen herein, um die Polen so viel mehr gegen die Russen zu animiren, und sich also der Weichsel zu nähern. Der General Dohna, mit seinem Corps und zwei Bataillons Pioniers and Burgsdorff marschiret sogleich gegen Königsberg und Soldin, jaget die Russen aus Pommern und wendet sich über Stettin gegen die Schweden.

Das Corps, was ich bei mir gehabt habe, neben die zwei Kürassierregimenter von meinem Bruder Heinrich, Kurssell und Bülow marschiren sogleich wieder von Küstrin nach Frankfurt und so in der Lausnitz, um den Laudon Inhalt zu tun. Auf vier Wochen Mehl können sie aus Berlin auf dem Neuen Graben nachkriegen, und muß dieses Corps erstlich die Mark decken, und nach denen Umständen entweder zum Markgrafen oder Prinz Heinrich stoßen.

Es muß gleich nach meinem Tode die Armee in meines Neveus Eid genommen werden, und da mein Bruder Heinrich Vormund desselben mit einer unbeschränkten Autorité ist, so muß die ganze Armee seine Befehle so respectiren als die von dem regierenden Herrn.

Ich will, daß nach meinem Tode keine Umstände mit mir gemacht werden; man soll mich nicht öffnen, sondern stille nach Sans-Souci bringen und in meinem Garten begraben lassen.

Dieses ist mein letzter Wille, und hoffe, daß alle meine Generale und die Armée solchem stricte nachleben werden.

NB. Sollte die Bataille verloren gehen, so muß sich die Armée hinter Küstrin setzen, von allen anderen Arméén Succurs an sich ziehen und je eher je lieber dem Feind von frischem wieder auf den Hals gehen.

An Wilhelmine von Bayreuth.

Schönfeld, 18. September 1758.

Teuerste Schwester! Nein, alle Schicksalsschläge, welche mich je getroffen, alle Wechselfälle des Glücks sind nichts im Vergleich zu der schmerzlichen Unruhe, welche mir Ihre Krankheit verursacht. Wenn ich Ihnen lieb und wert bin, so thun Sie, was menschlicherweise in Ihren Kräften steht, zu Ihrer Wiederherstellung. Bedenken Sie, daß Sie mein einziger Trost und auf der ganzen Erde diejenige Person sind, welche ich am zärtlichsten liebe. Ihr Verlust würde meinen Tod beschleunigen, und ich würde Sie gewiß niemals überleben können. O geliebte Schwesier, thum Sie Ihr Möglichstes, Ihre Gesundheit wieder zu erlangen, werfen Sie Ihren Kummer und Ihre Sorgen auf mich, damit Ihre Gemütsruhe und körperliche Gesundheit nicht dadurch gestört werden und sich der Wirkung der Heilmittel, deren Sie sich bedienen, nichts in den Weg stellt. Großer Gott! Was haben wir augenblicklich für Zeiten! Ich habe nur schmerzliche Verluste zu ertragen, und ich zittere für das Kostbarste, das ich besitze. Ist dies die beste aller Welten? Und wie wird es in einer schlechteren aussehen? In Wahrheit, meine liebe Schwester, alle diese Gedanken verleiden mir sehr das Leben. Haben Sie die Güte, mir oft zu schreiben; denn die Nachrichten, welche von Ihnen kommen, haben für mich mehr

Wert als alles auf der Welt. Gebe der Himmel, daß sie gut lauten; denn solange ich lebe, wird Ihnen niemand ergebener, noch zärtlicher und aufrichtiger zugethan sein, teuerste Schwester, als Ihr treuester Bruder und Diener

Friedrich.

An Wilhelmine von Bayreuth.

Schönfeld, 20. September 1758.

Teuerste Schwester! Ihre Krankheit bringt mich zur Verzweiflung, sie fehlte nur noch, um mich gänzlich niederzudrücken. Großer Gott, ist es denn nötig, daß ich alle Leiden Hiobs durchkoste? Ich weiß nicht, wie es kommt, aber eine gewisse Ahnung tröstet mich noch, sie sagt mir, daß Sie bei sehr vorsichtiger Behandlung gesund aus der Krankheit hervorgehen werden. Ich falle Ihnen zu Füßen und flehe Sie an, ich beschwöre Sie, alles zu thun, um sich von dieser Krankheit loszumachen. Essen Sie, gebrauchen Sie die Medizin, und befolgen Sie blindlings, was Ihr Arzt Ihnen verordnet. Bedenken Sie, daß Ihr Tod mich zu dem unglücklichsten Geschöpf machen würde, welches auf der Erdoberfläche kriecht; bedenken Sie, daß der Schmerz mich niederdrücken und daß dann der schrecklichste Tod für mich angenehm wäre, da er mich von diesem elenden Leben erlösen würde. Mein Schmerz ist zu groß, um Ihnen mehr darüber zu sagen, seien Sie jederzeit überzeugt, daß auf der ganzen Welt niemand so viel aufrichtige Liebe, lebhaftere Zuneigung unerschütterliche Freundschaft für Sie empfindet, wie es bis zum Tode thun wird, teuerste Schwester, Ihr treuester Bruder und Diener

Friedrich.

An den Lord Marishal von Schottland,

dessen Bruder, Feldmarschall Keith, in der Schlacht bei Hochkirch gefallen war.

Dresden, 23. November 1758.

Es bleibt uns nichts übrig, lieber Lord, als zusammen über unsern beiderseitigen Verlust zu weinen. Wenn mein Kopf ein Tränenbassin wäre, so wäre es doch nie groß genug für meine Trauer.

Unser Feldzug ist zu Ende. Aus beiden Seiten ist kein anderer Erfolg zu verzeichnen als der Verlust vieler braven Männer, das Unglück vieler armen Soldaten, die für immer Krüppel geworden sind, der Ruin so mancher Provinzen und Beraubung, Plünderung und Niederbrennung einiger blühenden Städte.

Ihnen, lieber Lord, wünsche ich nichts, was die mindeste Ähnlichkeit mit meinem Schicksale hat, dagegen alles, was ihm fehlt. Nur auf diese Weise können Sie glücklich sein, und daran nehme ich lebhafteren Anteil als jeder andre, da ich Ihr alter Freund bin und bis ins Grab bleiben werde.

An d'Argens.s

Breslau, 22. Dezember 1758.

Ich kenne Sie schon zu lange, lieber Marquis, als daß ich nicht hätte voraussehen müssen, daß Sie, einmal in Hamburg, nicht sobald wieder weiterreisen würden. Um Prophet zu sein, will ich doch voraussagen, daß Sie noch im nächsten Sommer da sein werden, falls Ihnen nicht etwa der Friede und die gute Jahreszeit gestattet, zu Wasser nach Berlin zurückzugehen.

Ich danke Ihnen für die Lobsprüche, die Sie mir wegen meines Feldzuges erteilen: wenn ich auch ebenso wie meine Truppen entsetzliche Anstrengungen auszustehn gehabt habe, so haben wir dort sonst weiter kein Lob verdient. Die Sache ging so, und die Entscheidung, die dennoch nicht erfolgt ist, hat der Zukunft vorbehalten werden müssen.

Ich habe dieses Leben recht satt. Der ewige Jude kann nicht müder geworden sein als ich. Ich habe alles verloren, was ich auf Erden am meisten liebte und achtete. Ich bin von Unglücklichen umgeben, denen Hilfe zu bringen die jammervollen Zeiten mich verhindern. Noch immer steht mir das Elend unsrer blühendsten Provinzen sowie die schauerhaften Taten vor Augen, die eine Bande, nicht von Menschen, sondern Bestien, verübt hat; in meinen alten Tagen bin ich fast zu einem Theaterkönig herabgesunken: kurz, Sie werden mir zugeben, daß eine derartige Lage nicht Reize genug hat, die Seele eines Philosophen an das Leben zu fesseln. Ich bin überladen mit Geschäften und Unannehmlichkeiten und führe das Leben eines Einsiedlers.

Essen Sie Austern und Taschenkrebse in Hamburg, leeren Sie die Pillenkasten der Apotheken, nehmen Sie sämtliche Lavements, die die Apotheker haben, schließen Sie Ihr Zimmer hermetisch ab, und vergessen Sie, wenn Sie das Glück der seligen Geister im Paradiese genießen, einen armen von Gott erwünschten Mann nicht, der dazu verdammt ist, bis in alle Ewigkeit Krieg zu führen und der Anstrengung zu erliegen, die ihn zu Boden drückt.

An den König von England.

6. Januar 1759.

Mein Herr Bruder. Ew. Majestät werden es nicht mißbilligen, wenn ich Sie heute bitte mir eine Gunst zu erweisen, die gleichzeitig ein Gnadenakt Ihrerseits sein wird. Ich weiß, wie sehr Sie dazu durch Ihre angeborene Großmut geneigt sind; demnach nehme ich an, daß ich weit entfernt Ihr Kummer zu bereiten, vielmehr Ihr eine Freude mache, indem ich Ihr eine Gelegenheit verschaffe Ihre Güte und Barmherzigkeit zu bethätigen. Es handelt sich um meinen alten Freund, den Bruder des leider bei Hochkirch gefallenen Marschalls Keith. Er hat in seiner Jugend und erfüllt von den ihm von seinen Eltern einge-

flößten Vorurteilen, diejenige Partei ergriffen, welcher seine Familie ehemals angehangen hatte. Er selbst fühlt, wie leicht man in Zeiten der Unruhen und des Bürgerkrieges auf Abwege gerät. Er ruft die Güte Ihrer Majestät und bittet um Verzeihung für das Vergangene, nicht um wieder einzutreten in den Besitz der ihm konfiszierten Güter, sondern um in der Lage zu sein die Erbschaft eines kürzlich verstorbenen Veters antreten zu können.

Ich bin gewiß, daß Ew. Majestät gern etwas für ihn thun werden. Ich stehe für ihn ein und bin bereit für ihn zu bürgen, um so mehr als ich jeden, der über die Interessen Ihrer Maiestät und Ihrer Reiche anders denken würde als ich, niemals zu meinen Freunden zählen würde

An d'Argens.

Reich-Hennersdorf, 28. Mai 1759.

Unsre heroischen Torheiten machen mir hier so viel zu schaffen, lieber Marquis, daß ich fürchte, Sie in Ihrem rühmlichen Vorhaben nur schwach unterstützen zu können.

Ich habe den Feind nicht geschlagen, weil ich keine Gelegenheit dazu fand. Es wird mir sehr schwer werden, alle meine Geschäfte zu besorgen. Der Feind, der Schlesien bedroht, ist 90 000 Mann stark, und ich habe nur ungefähr 50 000, um ihm zu widerstehen. Die Verlegenheit wird sich erst recht fühlbar machen, wenn die Armeen den Feldzug eröffnen. Viel Geschicklichkeit, Kunst und Tapferkeit wird dazu gehören, um der uns drohenden Gefahr zu entgehen.

Ich sehe wohl, mein lieber Marquis, daß Sie ebenso verblindet sind wie das Publikum. In der Ferne mag meine Lage einen gewissen Glanz haben; kommen Sie aber näher, so finden Sie nichts als einen undurchdringlichen Dunst.

Fast weiß ich nicht mehr, ob es ein Sanssouci in der Welt gibt; der Ort sei, wie er wolle, für mich paßt dieser Name nicht mehr. Kurz, mein lieber Marquis, ich bin alt, traurig und ver-

drießlich. Von Zeit zu Zeit blickt noch ein Schimmer meiner ehemaligen guten Laune hervor; aber das sind Funken, die geschwind verlöschen, weil die Glut fehlt, die ihnen Dauer geben könnte. Es sind Blitze, die aus dunkeln Wetterwolken hervorbrechen. Ich rede aufrichtig mit Ihnen: sähen Sie mich, Sie würden keine Spur mehr von dem, was ich ehemals war, erkennen. Sie würden einen alten Mann sehen, der zu ergrauen anfängt, die Hälfte seiner Zähne verloren hat, ohne Frohsinn, Feuer und Lebhaftigkeit; kurz, ebensowenig mein früheres Selbst als die Überbleibsel von Tusculum, wovon die Architekten, aus Mangel an Ruinen, die die eigentliche Wohnung des Cicero anzeigen könnten, so viele eingeübete Pläne entworfen haben.

Das sind, mein Lieber, die Wirkungen, nicht sowohl der Jahre als der Sorgen, die traurigen Erstlinge der Hinfälligkeit, die uns der Herbst unseres Alters unausbleiblich mitbringt.

Diese Betrachtungen, die mich sehr gleichgültig gegen das Leben machen, versetzen mich gerade in den Zustand, in dem ein Mensch sein muß, der bestimmt ist, sich auf Tod und Leben zu schlagen: mit dieser Gleichgültigkeit gegen das Leben kämpft man mutiger und verläßt die Erde ohne Bedauern.

An Voltaire.

Düringsvorwerk, 18. Juli 1759.

Sie sind wirklich ein wunderbares Wesen; wenn ich Lust habe, Sie auszuschelten, so schreiben Sie mir ein paar Worte, und der Vorwurf erstickt in der Feder.

Wie gut verstehst Du zu gefallen,
wie fein und glänzend ist Dein Geist.
Wenn Deine Bosheit mir wie allen
auch Zorn erregt hat, bald zerreißt
der grimme Vorsatz und muß fallen.

So geht es mir mit Ihnen.

Da Sie – wozu ich mir Glück wünsche – ein so guter Preuße sind, so glaube ich Ihnen Mitteilungen über die hiesigen Vorgänge schuldig zu sein.

Der Mann mit dem päpstlichen Hut und Degen hat eine Stellung an der Grenze von Sachsen und Böhmen eingenommen. Ich stehe ihm gegenüber in einer in jedem Sinne günstigen Stellung. Augenblicklich sind wir mit den vorbereitenden Schachzügen beschäftigt. Da Sie das Spiel so gut kennen, so wissen Sie, daß alles auf die ersten Züge ankommt. Ich kann Ihnen noch nicht sagen, wie die Sache ablaufen wird. Die Russen sind hängengeblieben. Dohna hat nicht, wie der verstorbene Josua, gesagt: „Stehe, Sonne!“ sondern „Stehe, Bär!“ und der Bär ist stehen geblieben.

Das ist genug für Ihre militärische Belehrung. Ich komme nun zu dem Schlusse Ihres Briefes.

Ich weiß recht gut, daß ich Sie vergöttert habe, so lange ich Sie nicht für einen boshafte Ränkeschmied hielt. Aber Sie haben mir Streiche jeder Art gespielt. Doch wir wollen nicht weiter davon reden, ich habe Ihnen alles in christlicher Gesinnung vergeben. Alles in allem haben Sie mir mehr Spaß gemacht als Schaden zugefügt. Ihre Schriften erheitern mich mehr, als mir Ihre Krallen wehe tun. Härten Sie keine Fehler, so würde das Menschengeschlecht Ihnen gegenüber zu tief stehen, und die Welt hätte Grund, Ihre Vorzüge mit Eifersucht und Neid zu betrachten.

Jetzt sagen die Leute: „Voltaire ist der größte Geist aller Jahrhunderte, aber ich bin doch sanftmütiger, ruhiger und geselliger als er“, und diese Erwägung tröstet den großen Haufen für die Höhe, auf welcher Sie stehen.

Es wird behauptet, Sie wollten Sokrates zum Gegenstande eines Trauerspiels machen. Es wird mir schwer das zu glauben. Wie wollen Sie Frauen in das Stück bringen? Die Liebe könnte nur eine kalte Nebenrolle spielen. Das Stück kann nur einen

schönen, den fünften Akt haben, Platos Phädon gäbe eine schöne Szene – das wäre aber auch alles.

Ich habe so manche Vorurteile aufgegeben und gestehe, daß ich die Liebe durchaus nicht mehr aus der Tragödie verbannt wissen will, wie aus dem Herzog von Foix, Zaire und Alzire. Man mag sagen, was man will, nie lese ich Berenice, ohne zu weinen. Sagen Sie, ich weine ohne Grund, und denken Sie davon was Sie wollen: nie soll mir jemand weiß machen, daß ein Stück, welches mich aufregt und rührt, schlecht ist.

Eine Menge von Geschäften stürmt auf mich ein. Leben Sie in Frieden, und, wenn Sie keine andere Sorge haben als die wegen meines Unwillens, so können Sie unbesorgt sein.

Vale.

An den Minister von Finckenstein

nach der Schlacht bei Kunersdorf.

12. August 1759.

Ich habe diesen Morgen um 11 Uhr den Feind angegriffen. Wir haben sie bis zum Judenkirchhof bei Frankfurt zurückgeworfen. Alle meine Truppen haben Wunder der Tapferkeit getan, aber dieser Kirchhof kostete uns eine große Menge von Menschen. Unsre Leute gerieten in Verwirrung, ich habe sie dreimal wieder gesammelt, schließlich war ich selbst nahe daran, gefangengenommen zu werden. Ich war gezwungen, das Schlachtfeld zu räumen. Mein Rock ist von Schüssen durchlöchert, zwei Pferde wurden mir getötet; mein Unglück ist, daß ich noch lebe. Unser Verlust ist sehr beträchtlich: Von einem Heere von 48 000 Mann habe ich nur noch 3000. In dem Augenblicke, in dem ich schreibe, flieht alles, und ich bin nicht mehr Herr über meine Leute. Man wird gut tun, in Berlin an seine Sicherheit zu denken.

Das ist ein grausamer Umschlag, und ich werde ihn nicht überleben; die Folgen dieses Ereignisses werden noch schlimmer sein als dieses selbst. Ich habe keine Hilfsmittel mehr, und,

um nicht zu lügen, ich glaube, daß alles verloren ist: ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben.

Adieu für immer!

An d'Argens.

Kemberg, 28. Oktober 1760.

Nennen Sie meine Gesinnungen, wie Sie wollen, lieber Marquis, ich sehe, daß wir nie in unsern Vorstellungen übereinstimmen, und daß wir von sehr verschiednen Grundsätzen ausgehen. Sie schätzen das Leben als ein Sybarit, und ich betrachte den Tod als ein Stoiker.

Ich habe einige Betrachtungen über die Iriegerischen Talente Karls XII. angestellt; allein ich habe nicht untersucht, ob er sich hätte töten sollen oder nicht. Nach der Eroberung von Stralsund hätte er, denke ich, klug getan, ein Ende mit sich zu machen: er mag aber getan oder unterlassen haben, was er will; sein Beispiel ist keine Regel für mich. Es gibt Leute, die gegen das Geschick folgsam sind: das ist nicht meine Sache; habe ich für andre gelebt, so will ich für mich sterben, ohne mich darum zu kümmern, was man davon sagen wird; ich stehe Ihnen sogar dafür, daß ich es nie erfahren werde

Seit Erschaffung der Erde zählen wir, glaube ich, fünftausend Jahre, die Angabe scheint mir sehr gering gegen die Dauer des Weltalls zu sein; Brandenburg hat diese ganze Zeit bestanden, ehe ich lebte, ebenso wird es noch bestehen, wenn ich tot bin. Die Staaten erhalten sich durch die Fortpflanzung der Menschen; und solange man sich noch mit Vergnügen vermehren wird, so lange werden sich Minister und Regenten finden, die das Volk beherrschen; etwas mehr Torheit, etwas mehr Weisheit, das läuft ziemlich auf eins hinaus, der Unterschied ist so gering, daß es das Volk, im ganzen genommen, kaum bemerkt.

Predigen Sie mir also, lieber Marquis, nicht ferner dieses alte Hofgeschwätz vor, und bilden Sie sich nicht ein, daß mich

die Vorurteile der Eigenliebe und Eitelkeit blenden oder mich zur kleinsten Veränderung meiner Gesinnungen bewegen können. Nicht aus Schwachheit endigt man ein unglückliches Leben, sondern aus überdachter Klugheit, die uns überzeugt, daß der Zustand, in dem uns niemand schaden und nichts unsre Ruhe stören kann, unser größtes Glück ist. Wie viel Gründe hat man nicht in einem Alter von fünfzig Jahren, das Leben zu verachten! Meine Aussicht für die Zukunft ist ein kraftloses, schmerzhaftes Alter, Verdruß, Trauer, Schmach und Beleidigungen. Wahrlich, wenn Sie sich in meine Lage hineindenken, dann werden Sie meinen Vorsatz weniger tadeln, als Sie es jetzt tun.

An Frau von Camas,
Oberhofmeisterin der Königin.

Neustadt, 11. November 1760.

Ich bin sehr pünktlich, Ihnen zu antworten und sehr eilig, Sie zu befriedigen. Es ist sonderbar, wie das Alter übereinstimmt. Seit vier Jahren habe ich den Soupers entsagt, weil sie sich mit dem Gewerbe, daß ich zu treiben gezwungen bin, nicht vertragen; und auf Marschtagen besteht mein Mittagmahl in einer Tasse Chokolade. Wir sind gelaufen, wie die Narren, ganz aufgeblasen von unsern Siegen, um zu versuchen, ob wir die Österreicher aus Dresden vertreiben könnten, sie haben uns von ihren hohen Bergen verspottet, ich habe wieder wie ein kleiner Bursche den früheren Weg eingeschlagen und mich aus Ärger in eines der allerverwünschtesten Dörfer Sachsens versteckt. Nun muß man aus Freiberg und Chemnitz die Herrn Reichstruppen vertreiben, damit wir etwas zu leben und ein Unterkommen erhalten.

Ich schwöre es Ihnen, es ist ein Hundeleben, das, außer Don Quixote, kein Mensch geführt hat, als ich. Diese Lebensweise, diese Unordnung, die kein Ende nehmen, haben mich so alt gemacht, daß es Ihnen Mühe machen würde, mich wieder zu

erkennen. An der rechten Seite des Kopfes sind die Haare ganz grau geworden, meine Zähne zerbröckeln und fallen aus, ich habe Falten im Gesicht, wie das Falbalas an einem Rock; der Rücken ist so gekrümmt, wie der eines Mönchs von la Trappe. Ich mache Sie damit im voraus bekannt, damit Ihnen, wenn wir uns noch in Haut und Knochen wieder sehen sollten, meine Gestalt nicht gar zu anstößig sein möge. Mir bleibt nichts als das Herz, das sich nicht geändert hat, und das, so lange ich Atem schöpfe, unverändert die Gesinnung der Hochachtung und der zärtlichsten Freundschaft für Sie, meine gute Mutter, bewahren wird. Leben Sie wohl!

An Frau von Camas.

(1760.)

Wahrlich, meine liebe Mama, Sie sind sehr erfahren, und ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie sich so gut auf die Wassersucht verstehen. Das Ereignis, das sich zugetragen, ist etwas sehr Gewöhnliches, es gibt keinen Hof, kein Kloster wo es nicht vorfällt. Ich, mit den Schwächen unserer Gattung sehr nachsichtig, hebe nicht den ersten Stein gegen Hof- und Ehrendamen auf, welche Kinder bekommen Sie pflanzen ihre Art fort, statt daß diese bärbeißigen Politiker sie durch ihre unseligen Kriege zerstören. Ich gestehe Ihnen, ich liebe mehr die zu zärtlichen Temperamente, als die Keuschheitsdrachen, die über ihres Gleichen unbarmherzig herfallen, und die zanksüchtigen Weiber, die im Grunde boshaft und Unheil stiftend sind. Das Kind muß gut erzogen und eine Familie nicht beschimpft werden. Man entferne das arme Mädchen ohne Aufsehen vom Hofe, und schone ihren guten Ruf, so viel als möglich.

An d'Argens.

Breslau, 8. Mai 1762.

Jetzt ziehe ich die Armee zusammen und lege die letzte Hand an die Zurüstungen zu diesem Feldzuge. Der Himmel gebe, daß er glücklich und der letzte ist, den ich nötig habe.

Es ist mir lieb, daß Sie nach Sanssouci gehen. Meine Phantasie wird mir sagen, wo ich Sie treffen kann; ich werde Ihnen in dem Schlosse und in den Gängen des Gartens bis zum Parke folgen: jetzt, werde ich sagen, spielt der Marquis auf der Geige, jetzt commentiert er das griechische Neue Testament, jetzt überhört er seiner Babette den Katechismus der Liebe, in dieser Allee macht er politische Entwürfe, und beim Anblick meiner Zimmer erinnert er sich meiner. Hierauf werde ich mich in Gedanken ein wenig mit Ihnen unterhalten; und dann wird mir eine Nachricht von Daun in die Quere kommen und den schönen Traum verscheuchen, und alles wird vom Winde weggeweht sein.

An den Prinzen Heinrich.

9. September 1762.

Ich habe in den letzten Tagen ein schönes Geschenk von dem Herrn Krasnakoff erhalten, den weder Sie noch ich kennen; es besteht aus zwei Dromedaren, beladen mit einem tatarischen Zelte, und zwei Kosakenpferden. Die Dromedare haben hier eine ungeheure Zahl Menschen angelockt, welche die Neugier trieb diese sonderbaren Tiere zu sehen. Ein Kaiser, der in Person hierher gekommen wäre, würde nicht mehr beachtet worden sein. Das Lager, das Volk, der Adel, Mädchen, Frauen, Kinder, alles ist herbeigeeilt; man hat acht Tage nur von den Dromedaren gesprochen, so viel, daß sie den Neid aller derer erregen könnten, die Aufsehen machen wollen und wünschen, daß ihr Name in jedermanns Munde sei. Ich bin ganz stolz auf meinen asiatischen Aufzug und zweifle nicht, daß er überall, wo er durchkommt, einen großartigen Erfolg haben wird. Ich

glaube, lieber Bruder, daß Sie dies nicht rührt und daß Sie mit mehr Vergnügen die Nachricht von dem Rückzug des Prinzen von Stolberg vernehmen würden, oder noch lieber von dem Serbellonis.

An Frau von Camas.

Leipzig, 22. Januar 1763.

Einundfünfzig Jahre sind keine Kleinigkeit, meine gute Mama! Es ist beinahe der ganze Vorrat auf der Spindel der Madame Klotho, die unser Schicksal spinnt. Ich danke Ihnen für Ihre Teilnahme, daß ich dahin gelangt bin, Sie hegen sie für einen alten Freund und Diener, dessen Gesinnungen weder Alter noch Abwesenheit ändern werden und der jetzt, mit einer Art von Überzeugung hofft, sie auch wieder zu sehen und zu umarmen, wenn Sie's erlauben. Ja, meine gute Mama, ich glaube, daß Sie in Berlin sein werden, bevor noch Flora mit ihren Geschenken die Erde verschönt hat, um mich dichterisch auszudrücken, und wenn ich mich aufrichtig freue, jemand in dieser Hauptstadt wieder zu sehen, so sind Sie es, aber das bleibt unter uns. Dies ist nicht dichterisch, sondern ganz buchstäblich zu verstehen. Möge ich Sie gesund, froh und zufrieden wiedersehen. Mögen Sie mir stets Ihre Freundschaft erhalten. Ich verdiene sie wegen der unverbrüderlichen Anhänglichkeit gegen sie, meine gute Mama, die ich für Sie hege und bis zu dem Augenblick hegen werde, wo die feindselige Parze meinen Lebensfaden zerschneidet.

An Frau von Camas.

Dahlem, 6. März 1763.

Ich werde Sie also wiedersehen, mein gutes Mütterchen, und ich hoffe, daß dies gegen Ende dieses Monats oder zu Anfang April der Fall sein wird. Ich hoffe Sie ebenso wohl zu finden, wie ich Sie verlassen habe. Was mich betrifft, so werden Sie mich gealtert und fast schwatzhaft finden; ich bin grau wie

meine Esel, verliere alle Tage einen Zahn und bin halb lahm von der Gicht; aber Ihre Nachsicht wird die Schwächen des Alters ertragen, und wir werden von der alten Zeit reden.

Unser guter Markgraf von Bayreuth ist eben gestorben; das verursacht mir in Wahrheit Kummer. Wir verlieren Freunde, und unsere Feinde scheinen in Ewigkeit leben zu wollen. Ach, mein gutes Mütterchen, wie sehr ich Berlin fürchte und die Lücken, die ich dort finden werde! Aber ich werde nur an Sie denken und mich über das Übrige hinwegtäuschen. Seien Sie überzeugt, daß es mir Freude machen wird, Sie persönlich der aufrichtigen Hochachtung zu versichern und der freundschaftlichen Gesinnung, die ich Ihnen bis zum Grabe bewahren werde. Leben Sie wohl!

An die Herzogin von Sachsen-Gotha.

Sanssouci, 6. September 1763.

Gnädige Frau Cousine! Die Geschichte vom heiligen Cyprianus, welche Sie die Güte hatten mir zu erzählen, meine liebe Herzogin, scheint mir Ähnlichkeit zu haben mit einer andern, die sich in Rom zutrug, als eine Versammlung von Kardinälen die Lehre Galileis von den Antipoden verurteilte. Man wollte in Rom, daß die Sonne sich drehte, und führte viele Gründe an, um es zu beweisen. Später geriet ein Engländer, der sich zufällig auf der Reise nach Rom befand, mit einem Orthodoxen über diesen Gegenstand in Streit. Der Italiener, der sich in seinem Harnisch erhitzte, sagte: „Ohne Zweifel dreht sich die Sonne, denn wissen Sie nicht, daß Josua gesagt hat: Sonne, stehe still!“ – „Ach“ erwiderte ihm der Engländer, „genau seit jener Zeit bleibt sie unbeweglich.“ Wenn alle Streitigkeiten, welche der Glaubenseifer hervorruft, in diesem Stile entschieden werden könnten, würde man glücklich sein; denn meine liebe Herzogin, ein Scherz ist besser als Schmähungen und Religionskriege, die ganz Europa mit Blut überschwemmt haben.

An de la Motte-Fouqué,
seinen alten Freund.

1. Juni 1764.

Ich schreibe Ihnen nicht selbst mein lieber Freund, weil ich in der linken Hand Gicht habe. Sie werden vielleicht sagen, ich könnte wohl die Feder in der rechten Hand führen; aber das Papier würde mir weggleiten, und ich will Ihre Augen nicht mit einem Katzengekritzel ermüden. Diese Unpäßlichkeit, die mir sehr ungelegen gekommen ist, hat mich gehindert, die Regimenter von Pommern und von der Neumark zu sehen, und mich gezwungen, die Besichtigung der Truppen von Magdeburg um zwei Tage zu verschieben.

Ich werde mich ohne Umstände bei Ihnen einfinden wie ein alter Freund, wenn ich durch Brandenburg komme. Ich werde dort am 4. zu Mittag sein. Ich bringe nur einen einzigen Freund mit, der Ihrer Freundschaft und Ihrer Achtung durchaus würdig ist; wir werden also nur unser drei sein, wenn Sie es so für gut befinden. Es bedarf nur wenig, um mich zu speisen; ich wünsche nur eine gute Suppe, ein Gericht Spinat, ein freundliches Gesicht des Wirtes, und Sie bei guter Gesundheit zu sehen. Der letzte Punkt ist von allen derjenige, den ich Ihnen am meisten empfehle.

An den Kurmärkischen Ersten Kammer-Direktor Gro-
schopp.

Potsdam, 6. Mai 1765.

Besonders lieber Getreuer,

da Ich wahrgenommen habe, und sonst in zuverlässige Erfahrung gekommen bin, daß bei den gemeinen Mann zu Berlin, das Trinken des Branntweins und der sonst destillirten starken Getränke sehr überhand genommen und dadurch viele derselben zu ihrer Nahrung untüchtig werden und sich dadurch einen frühzeitigeren Tod zuziehen; So erachte ich vor nöthig zu sein,

daß darunter auf eine gute Art und bei der Gelegenheit, auch unter den Prätext eines sich jetzo mehr und mehr äußernden Getraidemangels, einiges Temperament und Remedur dadurch getroffen werde, daß der Branntwein und die davon destillierte starke Getränke, entweder durch eine höhere Impostirung bei der Accise zu Berlin, oder aber durch einen besondern zur Accise fließenden Schenken Zins, so diejenigen, welche dergleichen starke Getränke ausschenken, erlegen müssen, dadurch auf solche Preise beim detailliren kommen, daß der gemeine Mann wegen des hohen Preises solchen, wann er auch will, nicht mehr so stark und so häufig, als es bis dato geschehen, trinken noch bezahlen kann.

Wie dieses auf eine gute Art einzurichten und mein Landesväterlicher Endzweck darunter in Berlin zu erhalten ist, darüber habt Ihr Euch ebenfalls mit den Geheimenräthen Klinggräf und Kircheisen, jedoch ohne vorläufigen Eclat zu besprechen, Mir aber alsdann besonders Euren pflichtmäßigen Bericht und Sentiment zu erstatten.

An den General v. Tauentzien.

Ich verlange zu wissen, und will, daß Ihr Euch genau erkundigen sollet, wie theuer in Breslau der Rauchtabak von denen Tabaks-Händlern eingekauft wird, und wie theuer hergegen der Soldat den Tabak, welchen er raucht, bezahlen muß. Ich erwarte darüber Euren Bericht auf das Fördersamste.

Potsdam, 3. Mai 1765.

An Voltaire.

August 1766.

In Toulouse hat man, wenn ich nicht irre, eine Messe für die Elster gestiftet, die noch jetzt das Andenken gewisser unüberlegter Richter mit Schande bedeckt; sie ließen nämlich ein unschuldiges Mädchen hinrichten, weil man sie eines Diebstahls beschuldigte, den eine zahme Elster begangen hatte.

Noch mehr empört mich aber die barbarische Gewohnheit, daß man Verurteilte foltert, ehe man sie zum Tode führt. Das ist eine ganz unnütze Grausamkeit, vor der jedes Herz schaudert, das nur einiges Mitleid und Gefühl von Menschlichkeit hat. Wir sehen auch bei den Nationen, die durch die Wissenschaften auf das höchste verfeinert sind, noch Ueberreste von ihren alten rauhen Sitten. Es ist sehr schwer, den Menschen gut und das wildeste aller Tiere gänzlich zahm zu machen. Dies bestärkt mich in der Überzeugung, daß Meinungen nur einen sehr schwachen Einfluß auf die Handlungen der Menschen haben; denn ich bemerke allenthalben, daß ihre Leidenschaften den Sieg über ihre Vernunft gewinnen.

An d'Argens.

August 1766.

Sie reisen, mein lieber Marquis, mit Gewicht und Maß, während ich im Land umhereile und mich hierund dorthin schaffen lasse, wie Notre Dame die Verrückte. Ich glaube wohl, daß Sie in meinem Hause zu Sanssouci gewesen und daher zurückgekommen sind; aber ich wette, daß der ganze Tag zu dieser mühevollen Arbeit verwendet worden ist. Ich rede nicht von meinen Reisen: sie haben einen doppelten Zweck, einen militärischen und einen finanziellen, beides Dinge, welche Sie gar nicht interessieren. Ich habe unterwegs Anekdoten von der Reise gesammelt, welche der Kaiser an unseren Grenzen gemacht hat, und ich bemerke, mein Lieber, daß die Gemälde sich besser ausnehmen, wenn man sie aus der Ferne betrachtet, als wenn man sie in der Nähe prüft. Wir Fürsten dürfen uns nur in unserem Ruhme zeigen wie der Gott in der Messe. Man hebt ein vergoldetes Hostiengefäß in die Höhe, die Messe wird gesungen, harmonische Instrumente begleiten sie, das Beispiel der Menge flößt eine Art düsterer und finsterer Achtung ein; ein quidam kommt, untersucht die ganze Ceremonie, nimmt den Kelch und findet darin einen Kuchen aus ungesäuertem

Brote und lacht über den Aberglauben. Da haben Sie, mein Lieber, eine moralische Fabel, aus der Sie für sich Nutzen ziehen können. Ich habe heute vier Meilen im Wagen und vier Meilen zu Pferd zurückgelegt, das hat mich ein wenig ermüdet; ich will mit dem Spruch des Königs Dagobert schließen, welcher seine Hunde sehr liebte, wenn er sie verlassen mußte, verfehlte er niemals zu ihnen zu sagen: „Es gibt keine noch so gute Gesellschaft, die sich nicht trennte!“

An Voltaire.

Dezember 1766.

Gleichzeitig sende ich Ihnen ein hinsichtlich der Wahl des Gegenstandes eigentümliches Gedicht: die Betrachtungen des Kaisers Marc-Aurel, in Verse gebracht. Noch liebe ich die Poesie. Ich habe nur schwache Talente; aber da ich nur zu meinem Zeitvertreibe das Papier beschmiere, so kann es dem Publikum gleichgültig sein, ob ich Whist spiele oder gegen die Schwierigkeit der Versbildung kämpfe; das ist leichter und weniger gefährlich, als wenn man die Hydra des Aberglaubens angreift.

Sie glauben, ich sei der Ansicht, das Volk bedürfe des Zaumes der Religion, um in Schranken gehalten zu werden. Ich versichere Sie, daß das nicht meine Meinung ist; im Gegenteil, die Erfahrung führt mich vollständig zu Bayles Ansichten. Eine Gesellschaft könnte nicht ohne Gesetze bestehen, aber wohl ohne Religion, vorausgesetzt, daß eine Macht vorhanden wäre, welche die Menge zum Gehorsam gegen die Gesetze durch Leibesstrafen zwingt. Dies findet eine Bestätigung durch die Erfahrungen, welche man bei den Wilden auf den Marianen-Inseln gemacht hat: diese hatten keine einzige metaphysische Vorstellung in ihrem Kopfe. Noch mehr wird dies durch das chinesische Reich dargethan, wo der Theismus die Religion aller Großen im Staate ist. Wie Sie jedoch das Volk in dieser ausgedehnten Monarchie dem Aberglauben der Bonzen ausgeliefert sehen, so behaupte ich, es würde anderswo ebenso gehen:

ein von jedem Aberglauben gereinigter Staat würde sich nicht lange in dieser Reinheit erhalten; vielmehr würden neue Absurditäten den Platz der alten einnehmen, und das am Ende eines kurzen Zeitraums.

An den Minister von Münchhausen.

5. Februar 1770.

Mein lieber Etatsminister von Münchhausen! Ohnerachtet Ich euch bereits vor geraumer Zeit zu erkennen gegeben, wie wenig Ich den dermaligen Abt zu Klosterbergen bey Magdeburg geschickt halte, diesen dem Lande so ersprißlichen Anstalten mit Nutzen vorzustehen, und denenselben ihr ehemaliges Lustre wieder zu geben, und wie nöthig es demnach seh, die Direction derselben einem andern dazu besser aufgelegtem, und in Schulsachen berühmten Mann, anzuvertrauen: so habe Ich doch bis diese Stunde von euch weder einen Bericht, noch sonstige Anzeige erhalten, ob und was für Maßregeln ihr genommen habet, oder zu nehmen gedenket, um meinen landesväterlichen Absichten hierunter ein Genüge zu leisten. Vielmehr muß Ich annehmen, daß gedachte Anstalten immer mehr sich verschlimmern, und wohl gar unter der Aufsicht des jetzigen Abts gänzlich zu Grunde gehen dürften. Wenn Ich aber demselben hierunter durchaus keine weitere Nachsicht gestattet wissen will, er auch überhaupt zur Direction dieser Anstalten keine Fähigkeiten hat; als befehle Ich euch hiermit nochmals und wiederholentlich, ohne den geringsten ferneren Anstand darauf bedacht zu seyn, damit ein anderer berühmter und mit denen zu der gleichen Anstalten erforderlichen Fähigkeiten und Eigenschaften begabter, von allem pedantischen Wesen entfernter Mann an seine Stelle berufen, er aber dagegen mit einer convenablen Pfarre, wozu er sich vielleicht besser schicken wird, versorget werden möge.

An d'Alembert.

Sanssouci, 28. Juli 1770.

Das beste Denkmal Voltaires ist dasjenige, das er sich errichtet hat, seine Werke, welche länger dauern werden als die Basilika des heiligen Petrus, als das Louvre und alle Bauwerke, welche die Eitelkeit der Ewigkeit weiht. Man wird nicht mehr französisch sprechen, wenn Voltaire in die Sprache wird übersetzt werden, welche die Nachfolgerin der französischen sein wird. Indessen, da ich ganz erfüllt bin von dem Vergnügen, daß seine so mannigfaltigen und vollkommenen Werke mir bereitet haben, so würde ich undankbar sein, wenn ich Ihrem Vorschlag, zu dem Denkmal beizusteuern, welches ihm die öffentliche Dankbarkeit setzt, nicht zustimmen würde. Sie brauchen mich nur zu benachrichtigen, was man von mir verlangt; ich werde für diese Statue nichts abschlagen, welche den Männern der Wissenschaft, die sie errichten, mehr Ehre macht als dem Voltaire selbst. Man wird sagen: in diesem 18. Jahrhundert, wo so viele Gelehrte sich aus Neid zerfleischten, haben sich doch genug Edle, genug Hochherzige gefunden, um einem mit Genie begabten Manne, dessen Talente allen Jahrhunderten überlegen waren, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; man wird sagen, daß wir den Voltaire verdient haben, und um diesen Vorzug wird uns noch die späteste Nachwelt beneiden.

An die Kurfürstin von Sachsen.

5. September 1772.

Der Mensch ist ein Wesen, über welches die Gewohnheit eine große Macht besitzt und bei welchem die ersten Eindrücke, welche die Dinge auf seine Sinne gemacht haben, sich niemals verwischen. Alles, was in uns die ersten Kupferstiche, die in unser junges Gehirn eingegraben sind, wieder wachruft, schmeichelt uns angenehm, indem es süße Vorstellungen eines Alters wieder heraufbringt, wo wir weder physisches noch moralisches Übel kannten. Damit verbindet sich die Freude, sich

in dem Schoße seiner Familie wiederzufinden, den ersten Bekanntschaften, die wir gemacht haben, wieder zu begegnen; daher hängt man am Vaterlande mit mehr als einer Wurzel. Es mag ungefähr 20 Jahre her sein, als die Königin von Schweden mir Renntiere unter der Führung von Lappländern schickte. Ich glaubte, daß mein gebildetes Vaterland Eindruck machen mußte auf die Lappländer, und daß sie ohne Zögern es dem Nomadenleben vorziehen würden, das sie im hohen Norden, in einem sehr strengen Klima und unter einem reifbedeckten Himmel führen. Aber ich war äußerst erstaunt, als sie mir sagten, daß die größte Gunst, die ich ihnen erweisen könnte, darin bestände, sie so schnell wie möglich in ihr Vaterland zurückzuschicken. Ich glaube demnach, wenn Wilde ihre heimatlichen Höhlen lieben, so ist es um so mehr durchaus natürlich, daß jedes vernünftige Wesen seinen häuslichen Herd und sein Vaterland liebt, wo die Gesetze herrschen, wo es Gerechtigkeit und alle Annehmlichkeiten des Lebens findet, und wo die Eltern sind, an welche die Bande des Blutes uns unlöslich knüpfen.

An ?

Bester Rath, besonders lieber getreuer! Ob ich Euch gleich für die bei Eurem Bericht vom 27. Novembris übersandte preußische Trüffel danke; so mag Ich Euch doch dabei nicht verhalten, daß solche bei weitem nicht so gut sind, als die preußischen Erbsen. Diese letztern sind die Frucht, auf welche Preußen stolz tun kann. Sie sind leckerer als feine Trüffel und sie behalten bei Mir allezeit den Vorzug. Ich bin Euer gnädiger König.

Potsdam, 5. Decembris 1772.

An d'Alembert.

27. April 1773.

Ich versichere Sie, daß ich mir Voltaires Erhaltung sehr zu Herzen nehme. Er ist das einzige große Genie dieses Jahrhun-

derts; zwar ist er alt, zeigt aber noch schöne Züge: er erinnert uns wieder an das Zeitalter Ludwigs XIV., dem das unsrige nicht gleich kommt. Er hat den feinen Ton und jene Anmut des Witzes, woran es allen vermeinten Schöngeistern unsrer Zeit mangelt. Übrigens wohnt er an den Grenzen einer Republik, und schreibt daher frei; doch so, daß er einen gewissen Anstand beobachtet, den nach meiner Meinung ein jeder Schriftsteller beobachten sollte, damit erlaubte Freiheit nicht in schamlose Grobheit ausartet.

Wenn Sie jetzt auf Fontenelles Fußtapfen daran arbeiten, die großen Taten Ihrer Akademiker auf die Nachwelt zu bringen, so beklage ich Sie sehr: denn Fontenelle hatte abwechselnd von großen Männern und von ziemlich lächerlichen Akademikern zu reden. Diese Mischung belebte und reizte die Neugier des Lesers, statt daß Sie weder große Entdeckungen zu verkündigen noch große Talente zu loben haben werden; Sie sind blos mit dem Leben sehr mittelmäßiger Leute beschäftigt, und so wird sich niemand darnach drängen, zu erfahren, was Sie davon sagen. Die Schuld wird freilich nicht an Ihnen liegen: sie liegt im Stoff; indes macht das einen großen Unterschied. Die ganze Welt wird mit Begierde das Leben eines Newton, eines Peters des Großen, eines Cassini lesen; wer aber wird den Einfall haben, die Taten und die großen Begebenheiten eines Abbés Coyer, eines Marmontel, eines la Harpe, und der Leute ihrer Classe zu lesen?

Glauben Sie nur, alles hängt von dem Augenblick ab, in welchem man zur Welt kommt. Ein Alexander der Große, zu unsern Zeiten in Macedonien geboren, würde ein armer Bursche sein; und wäre Ihr Ludwig XIV. der Enkel Ludwigs XV., so würde er seine Thronbesteigung mit einem allgemeinen Bankerott eröffnen, der ihn eben nicht sonderlich berühmt machen dürfte. Die Talente sind allein nicht hinreichend, wenn es an Mitteln zu ihrer Verwendung fehlt. Wäre der große Condé ein Kapuziner gewesen, nie hätte er es dahin gebracht, daß Eu-

ropa von ihm spräche; und wäre Voltaire als Winzer in Burgund geboren, so hätte er nie die Henriade geschrieben. Würde Cäsar jetzt in Rom geboren, so dürfte er vielleicht nur einer der Monsignori werden, die sich im Vorzimmer des Franziskaners Ganganelli müde stehen.

An Voltaire.

Potsdam, 9. Oktober 1773.

Ich bemerke mit Bedauern, daß es beinahe 20 Jahre her ist, seit Sie von hier abgereist sind. Ihr Gedächtnis stellt mich Ihrer Einbildungskraft so wieder vor, wie ich damals war; jedoch würden Sie, wenn Sie mich sähen, statt eines jungen tanzlustigen Mannes einen hinfälligen und abgelebten Greis finden. Mit jedem Tage verliere ich einen Teil meiner Existenz und rücke unvermerkt jener Behausung näher, von welcher noch niemand Nachrichten zurückgebracht hat.

An Voltaire.

Potsdam, 15. Mai 1774.

Morival ist Ihnen den wärmsten Dank schuldig. Sie kannten ihn nicht: nur seine Unschuld sprach für ihn. Sie schämen sich darüber, daß man in Ihrem Vaterlande barbarische Urteile über leichtsinnige Handlungen gesprochen hat, die man gar nicht zu den Verbrechen rechnen kann, und übernehmen edelmütig seine Verteidigung. Dadurch haben Sie sich zum Beschützer der Unterdrückten und zum Rächer jeder Ungerechtigkeit erklärt. Indes wird es bei allem Ihrem guten Willen schwer, wenn nicht gar unmöglich sein, Begnadigung für den jungen Mann zu bewirken. Wenn auch die Philosophie einige Fortschritte macht, so erhalten sich doch noch immer Dummheit und falscher Religionseifer in der Kirche; und dieser Name bleibt das Feldgeschrei für alle, die arm am Geiste oder von der rasenden Begierde, das Seelenheil ihrer Mitbürger zu befördern, befallen sind. In einem allerchristlichsten Königreiche müssen auch die

Untertanen allerchristlichst sein, und man wird es nie zugeben, daß sie dem Mehlkuchen, den man als einen Gott verehrt, kein Kompliment machen, oder nicht vor ihm auf die Knie fallen.

Morival wird nicht anders Begnadigung erhalten, als wenn er sich überreden läßt, mit einer Kerze in der Hand an der Türe irgend einer Kirche Buße zu tun, sich vor dem Hochaltare von Mönchen peitschen zu lassen, und hinterher selber ein Mönch zu werden. Auf eine andere Art werden Sie und er weder die Geistlichen, die sich Diener der göttlichen Rache nennen, noch die Richter erweichen, denen nichts so schwer ankommt, als etwas zu widerrufen.

Indes macht Ihnen der Versuch Ehre, und die Nachwelt wird sagen: ein Philosoph, der in der Stille zu Ferney lebte, erhob aus dem Schoße der Einsamkeit seine Stimme gegen die Ungeerechtigkeit seines Jahrhunderts, ließ die Wahrheit an dem Fuße des Thrones glänzen und zwang die Mächtigen der Erde, Mißbräuche abzuschaffen. So viel hat Aretin niemals getan. Fahren Sie fort, die Witwen und Waisen, die unterdrückte Unschuld und die Menschheit zu beschützen, wenn sie von betitelter herrschsüchtiger Anmaßung in den Staub getreten wird, und seien Sie überzeugt, daß niemand Ihnen mehr Glück dabei wünscht als der Philosoph von Sanssouci.

An Voltaire.

Potsdam, 24. Juli 1775.

Meine Landsleute haben den Ehrgeiz, daß sie nun auch ihrerseits den Vorteil, den die schönen Künste gewähren, genießen wollen, und geben sich Mühe, Athen, Rom, Florenz und Paris zu erreichen. So sehr ich auch mein Vaterland liebe, so kann ich doch bis jetzt nicht sagen, daß es ihnen damit gelingt. Es fehlt ihnen an zwei Dingen, an einer guten Sprache und an Geschmack. Das Deutsche ist zu weitschweifig, und in der guten Gesellschaft spricht man Französisch. Ein paar Schulmeister und Professoren sind nicht imstande, der Sprache die Fein-

heit und die leichten Wendungen zu geben, die sie nur in dem Umgange der großen Welt erhalten kann. Dazu kommt noch die Verschiedenheit der Dialekte. Jede Provinz hat ihren eignen, und es ist noch nicht ausgemacht, welcher den Vorzug verdient. Besonders aber fehlt es den Deutschen an Geschmack. Es fehlt ihnen noch an der feinen Unterscheidungskraft, die alle Schönheiten auffaßt, wo sie dieselben nur findet, das Mittelmäßige von dem Vollkommenen, das Edle von dem Erhabenen zu unterscheiden, und jedes an der passendsten Stelle anzubringen weiß. Wenn sie nur viele R in der Sprache haben, so halten sie ihre Verse schon für melodisch; gewöhnlich sind dieselben nichts als ein Gewirr von hochtrabenden Wörtern. In der Geschichte würden sie nicht den kleinsten Umstand auslassen, auch wenn er völlig unnütz ist. Die besten Werke haben sie noch im Fache des Staatsrechtes. Mit der Philosophie gibt sich seit Leibniz' Genie und Wolfs dicker Monade niemand mehr ab. Sie glauben in der dramatischen Kunst Glück zu machen; aber bis jetzt ist noch kein Meisterstück zum Vorschein gekommen. Deutschland ist gegenwärtig darin gerade so weit, als Frankreich unter der Regierung Franz des Ersten. Der Geschmack an den Wissenschaften fängt an, sich zu verbreiten, und man muß erwarten, daß die Natur wahre Genies hervorbringen werde, wie unter Richelieus und Mazarins Ministerium. Der Boden, der einen Leibniz hervorgebracht hat, kann auch wohl mehr von seiner Art liefern.

Ich werde die schönen Tage meines Vaterlandes nicht erleben; indes sehe ich voraus, daß sie möglich sind. Ich für meinen Teil tröste mich damit, daß ich in Voltaires Jahrhundert gelebt habe: das ist genug. Er lebe, verdaue gehörig und sei guter Laune; besonders vergesse er aber den Einsiedler von Sanssouci nicht!

An Voltaire.

Potsdam, 8. September 1775.

Sie haben recht mit Ihrer Behauptung, daß unsere guten Deutschen noch bei der Morgenröte der Wissenschaften sind. Deutschland steht auf dem Punkte, wo die schönen Künste sich zur Zeit Franz I. befanden. Man liebt sie, man sucht sie, Fremde haben sie zu uns verpflanzt, aber der Boden ist noch nicht hinreichend vorbereitet, um sie aus sich selbst hervorzubringen. Der Dreißigjährige Krieg hat Deutschland mehr geschadet, als die Fremden glauben.

Man hat anfangen müssen mit der Bodenkultur, dann mit Manufakturen, schließlich mit einem schwachen Handel. Je nach dem Maße, in welchem diese festen Fuß fassen, entsteht ein Wohlstand, und dieser ist von einer Gemächlichkeit des Lebens begleitet, ohne welche die schön-en Künste nicht gedeihen können. Die Musen verlangen, daß die Fluten des Paktolos den Fuß des Parnaß bespülen. Man muß zu leben haben, ehe man sich unterrichten läßt und frei denkt. Auch hat Athen in Bezug auf Wissenschaft und schöne Künste über Sparta den Sieg davongetragen.

Der gute Geschmack wird sich in Deutschland erst verbreiten auf Grund eines eingehenden Studiums der klassischen Schriftsteller, der griechischen sowohl wie der römischen und der französischen. Zwei oder drei Genies werden die Sprache verbessern, werden sie zu einer weniger barbarischen gestalten und die Meisterwerke des Auslandes bei sich einbürgern.

Ich meinesteils, dessen Laufbahn sich dem Ende zuneigt, werde diese glücklichen Zeiten nicht mehr erleben. Gern hätte ich zu ihrer Entstehung beigetragen; aber was hat ein Wesen thun können, das zwei Drittel seines Lebens durch beständige Kriege geplagt wurde, das genötigt war, die durch jene entstandenen Übel zu heilen und das noch dazu für so große Unternehmungen mit zu mittelmäßigen Talenten ausgestattet war!

An Voltaire.

11. Oktober 1777.

Die meisten Delinquenten bei uns sind Kindesmörderinnen. Andere Mordtaten gibt es wenig, und noch seltener ist Straßenraub. Von den Geschöpfen, die so grausam gegen ihre Leibesfrucht verfahren, werden nur die hingerichtet, denen man den Mord beweisen kann. Ich habe alles getan, was ich nur konnte, um die unglücklichen Personen daran zu hindern, ihre Kinder auf die Seite zu bringen. Die Herrschaften müssen es gerichtlich anzeigen, wenn ihre Mägde schwanger sind. Ehemals nötigte man die armen Personen, öffentlich Kirchenbuße zu tun, das habe ich abgeschafft. In jeder Provinz gibt es Entbindungshäuser für sie, und man sorgt für die Erziehung ihrer Kinder. Allein ungeachtet aller dieser Erleichterungsmittel habe ich doch noch nicht dahin kommen können, ihnen das unnatürliche Vorurteil, um dessentwegen sie ihre Kinder töten, aus dem Kopfe zu bringen. Ehemals sah man es für eine Schande an, Mädchen zu heiraten, die Mütter waren, ohne einen Mann gehabt zu haben: ich beschäftige mich jetzt mit der Idee, wie ich diese Ansicht ausrotten will. Vielleicht gelingt es mir.

Die Tortur haben wir ganz abgeschafft, und sie findet schon seit mehr als dreißig Jahren nicht mehr statt.

Man muß den Grundsatz befolgen: es ist besser einen Strafbaren am Leben zu lassen, als einen Unschuldigen hinzurichten. Wenn man über die Unschuld eines Mannes nicht gewiß werden kann, ist es dann nicht besser, ihn in das Gefängnis zu setzen, als ihm das Leben zu nehmen? Die Wahrheit liegt in dem Grunde eines Brunnens. Es kostet Zeit, ehe man sie heraus ziehen kann, und oft kommt sie erst sehr spät zum Vorschein. Wenn man sein Urteil über eine Sache so lange aufschiebt, bis man ganz davon unterrichtet ist, so verliert man nichts und behält seine Gewissensruhe; und darauf muß jeder rechtschaffene Mann denken.

An Voltaire.

11. Oktober 1777.

Die Carolina ist mir bekannt. Ich habe die alten Gesetzbücher durchgeblättert, als ich es nötig fand, den Einwohnern an den Küsten des baltischen Meeres bessere Gesetze zu geben. Diese waren, wie man von den draconischen zu sagen pflegte, mit Blut geschrieben. In dem Verhältnisse, wie die Völker gebildeter werden, muß man auch ihre Gesetze mildern. Wir haben es getan, und befinden uns wohl dabei. Der Denkart der weisesten Gesetzgeber zufolge glaube ich, daß es besser ist, Verbrechen zu verhüten und zu verhindern, als sie zu bestrafen. Dies ist mir gelungen.

An die Justizminister

Potsdam, 7. November 1777.

Es mißfällt Mir sehr, da Ich vernehme, daß mit denen armen Leuten, die in Prozeß-Sachen in Berlin zu tun haben, so hart umgegangen wird, und daß man sie mit Arrest bedrohet und verfolgt, wie solches mit dem Jacob Dreher aus dem Amte Liebemühl in Ost-Preußen geschehen, der sich eines Prozesses wegen dort aufhält, und den die Polizey hat arretiren wollen. Ob Ich nun wohl derselben solches bereits untersagt habe, so muß Ich Euch dennoch und besonders dem Etats-Minister von Münchhausen hierdurch zu erkennen geben, daß in Meinen Augen ein armer Bauer ebensoviel gilt wie der vornehmste Graf und der reichste Edelmann, und ist das Recht sowohl für vornehme als geringe Leute.

Ich verbiete daher alles Ernstes, mit denen armen Leuten nicht so hart und gewaltsam zu verfahren und sie vor ausgemachter Sache gleich mit Gefängnis zu bedrohen, vielmehr stattdessen sie glimpflich anzuhören und die Beendigung ihrer Prozesse desto mehr zu beschleunigen, damit sie prompte abgefertiget werden und nicht nötig haben, sich darnach dorten

solange aufzuhalten. Ihr habt Euch also hiernach gehörig zu richten.

An Voltaire.

Potsdam, 9. November 1777.

Bitaubé hat Ihnen die Wahrheit gesagt: ich habe in Berlin eine öffentliche Bibliothek bauen lassen. Voltaires Werke waren vorher zu unanständig untergebracht. Überdies war im unteren Stockwerke ein Laboratorium, und das drohte uns, einmal unsere ganze Büchersammlung in Brand zu stecken. Alexander der Große legte Homers Werke, wie billig, in das kostbare Kästchen, das er unter anderen von Darius erbeutet hatte. Und ich? – nun, ich bin kein Alexander der Große, und habe auch von keinem Menschen Beute gemacht, wohl aber, nach meinen geringen Kräften, das bestmögliche Behältnis für die Werke des Homer unseres Jahrhunderts erbauen lassen. Wenn Sie um diese Bibliothek zu bereichern, gütigst Ihre Schrift über die Gesetze hinein geben wollen, so werden Sie mir um so mehr ein Vergnügen machen, als ich das Porto dafür nicht scheue.

Ich glaube Ihnen in meinem letzten Briefe eine allgem-eine Vorstellung von unseren Gesetzen und über die Anzahl der jährlichen Hinrichtungen gegeben zu haben; ich muß aber noch hinzufügen, daß die gute Polizei eben so viele Verbrechen verhindert, als die milden Gesetze. Die Polizei ist das, was die Moralisten das Gewissen nennen.

An Joseph II.

Schönwalde, 14. April 1778.

Mein Herr Bruder!

Ich habe den Brief, den Ew. Kaiserl. Majestät an mich zu schreiben die Güte gehabt haben, mit der größten Zufriedenheit erhalten. Da ich weder Minister noch Sekretär bei mir habe, werden Ew. Kaiserl. Majestät sich mit der Antwort eines alten Soldaten begnügen, der sich redlich und freimütig über einen

so wichtigen Gegenstand äußert, als die Politik seit langen Zeiten nicht dargeboten hat. Niemand kann es mehr als ich wünschen, Frieden und gutes Vernehmen zwischen den europäischen Mächten zu erhalten; aber es hat alles seine Schranken, und es gibt Fälle, die so kitzlich sind, daß der gute Wille, Ruhe und Frieden zu erhalten, nicht allein zureicht. Ew. Kaiserl. Majestät erlauben mir, Denselben die Frage über die gegenwärtige Lage unserer Angelegenheiten deutlich zu erörtern und vorzulegen. Es kommt hier darauf an: zu wissen, ob ein Kaiser willkürlich mit den Lehen des Reiches schalten darf? Bejahet man dies, so werden alle diese Lehne Timariots, die nur auf Lebenszeit verliehen sind, und womit der Sultan nach dem Tode des Besitzers nach Willkür schaltet. Dieses ist aber gänzlich wider Gesetze, Herkommen und Gebräuche des Reichs. Kein Fürst wird dazu die Hand bieten, jeder wird sich auf das Lehnsrecht berufen, welches diese Besitzungen seinen Nachkommen sichert und keiner wird darein willigen, die Macht des Despoten zu befestigen, der ihn selbst oder seine Nachkommen über kurz oder lang der seit undenklichen Zeiten inne habenden Besitztümer berauben würde. Dies hat die einstimmige Klage aller deutschen Reichsstände, über die gewaltsame Art, mit welcher Bayern genommen ist, veranlaßt und rege gemacht. Ich, als Mitglied des Reichs, und da ich den Westfälischen Frieden durch den Hubertusbürger Traktat aufs neue bestätigt habe, ich sehe mich unmittelbar verbunden, die Freiheiten und Gerechtmäßigkeit des deutschen Reichs, und die Kaiserlichen Wahlkapitulationen zu unterstützen, durch welche der Gewalt des Oberhauptes des Reichs Grenzen gesetzt werden, um den Mißbräuchen vorzubeugen, welche er von seinem Übergewicht machen könnte. Dies, Sire, ist die wahre Lage der Angelegenheiten. Ich habe kein persönliches Interesse dabei. Allein ich bin versichert, Ew. Majestät selbst würden mich als einen feigherzigen Mann, der Ihrer Achtung unwert wäre, betrachten, wenn ich die Rechte, Privilegien und Freiheiten, welche die Kurfürsten und

ich von unseren Vorfahren ererbt haben, auf eine unwürdige Weise aufopferte. Ich will bei diesem Tone der Freimütigkeit bleiben. Ich liebe und ehre Ihre Person. Es wird mir gewiß schwer fallen, gegen einen mit so vortrefflichen Eigenschaften begabten Fürsten, den ich persönlich hochschätze, kämpfen zu müssen. Dies sind meine Gedanken, die ich nach meinen geringen Einsichten Ew. Kaiserl. Majestät höheren vorlege. Ich gebe zu, daß Bayern nach dem Rechte der Konvenienz dem kaiserlichen Hause wohl anstehen kann; da ihm aber anderweitige Rechte ganz entgegen sind, könnte denn der Herzog von Zweibrücken nicht durch Aequivalente befriedigt, könnte nicht etwas ausgemittelt werden, den Kurfürsten von Sachsen in Ansehung der Ansprüche, die er auf die bayerische Erbschaft macht, abzufinden? Die Sachsen machen eine Forderung von 37 Millionen Gulden; aber um den Frieden zu erhalten, werden sie wohl etwas ablassen. Dergleichen Vorschlägen, von welchen der Herzog von Mecklenburg nicht ausgeschlossen werden müßte, würden Ew. Majestät mich mit Freuden beitreten sehen, weil sie meinen Pflichten und der Stelle, die ich einnehme, entsprächen. Ich kann Ew. Kaiserl. Majestät versichern, daß ich mich gegen meinen eigenen Bruder nicht freimütiger erklären würde, als ich jetzt die Ehre habe, es gegen Sie zu tun. Ich bitte, Ew. Majestät wollen das alles, was ich mir die Freiheit nehme, Ihnen vorzustellen, reiflich erwägen, denn das sind die Fakta, worauf es ankommt. Die ansbachische Erbschaft gehört hier gar nicht her. Unsere Rechte auf solche sind so gesetzmäßig, daß sie uns niemand streitig machen kann. Wenn ich nicht irre, sprach von Swieten vor 4 oder 6 Jahren davon; er sagte mir: der kaiserliche Hof würde es sehr gern sehen, wenn irgend ein Tausch zustande gebracht werden könnte, weil sein Hof durch mich alsdann die Mehrheit der Stimmen im fränkischen Kreise verlöre, und man mich so nahe bei Eger in Böhmen nicht als Nachbar haben möchte. Ich antwortete ihm, man könne sich hierüber zur Zeit noch beruhigen, denn der Mark-

graf von Ansbach befände sich gegenwärtig noch wohl, und es wäre eine Wette darauf anzustellen, daß er mich überleben würde. Das ist alles, was über diese Sache vorgefallen ist, und Ew. Kaiserl. Majestät können überzeugt sein, daß ich Ihnen die Wahrheit sage. Die letzte Denkschrift, welche ich von dem Fürsten Kaunitz erhalten habe, scheint besagter Fürst in übler Laune aufgesetzt zu haben. Die Antwort kann nur erst in acht Tagen ankommen. Ich setze seinem Aufbrausen mein Phlegma entgegen und hauptsächlich erwarte ich, daß Ew. Kaiserl. Majestät die Güte haben werden, über die aufrichtigen Vorstellungen zu entscheiden, welche ich mir die Freiheit nehme Ihnen zu machen. Ich bin mit der größten Hochachtung

Mein Herr Bruder,
Ew. Kaiserl. Majestät
guter Bruder und Vetter
Friedrich.

An das Generaldirektorium.

Da Seine Majestät von Preußen, unser allergnädigster Herr es für sehr überflüssig finden, wenn in den Bestellungen für dero Bedienten, wie auch in den Pachtkontrakten und bei andern dergleichen Ausfertigungen die ganze Titulatur vorgesetzt wird, und daher zu befehlen geruhet, daß das von nun an nicht weiter geschehen, sondern nur kurz und simpel weggesetzt werden soll: Wir, Friedrich von Gottes Gnaden, König von Preußen etc. mehr nicht, und alle die anderen Historien weg gelassen werden sollen, so befehlen höchstdieselben dero General-Direktorium hierdurch in Gnaden, sich hiernach zu achten, als auch an die sämtlichen Kammern und wohin es sonst noch erforderlich, das Nötige hierüber zu verfügen, damit solches durchgehends beobachtet wird.

Potsdam, 21. Oktober 1779.

An den Minister von Zedlitz.

Da ich mich genötigt gesehen, drei der hiesigen Kammergerichtsräte, namens Friedel, Graun und Rausleben, wegen einer höchst ungerechten Sentenz, die die Cüstrinsche Regierung in Sachen des Müllers Arnold aus der Pommerziger Krebsmühle, abgesprochen, und die von dem hiesigen Kammergericht approbiert worden, wovon obgedachte drei Räte die Kammergerichtssentenz minutirt haben, nach dem Calandshof in Arrest bringen zu lassen: so gebe Euch hierdurch auf, daß von seiten des Kriminalcollegii über diese drei Leute nach der Schärfe der Gesetze gesprochen, und zum mindesten auf Cassation und Festungsarrest erkannt wird, wobei ich Euch auch zugleich zu erkennen gebe, daß, wenn das nicht mit aller Strenge geschieht, Ihr sowohl, als das Kriminalcollegium es mit mir zu tun kriegen werdet. Denn die Sache ist gar zu arg und besteht darin: ein Edelmann, der läßt einen Teich machen, und um mehr Wasser darin zu haben, so läßt er einen Graben, der des Arnolds Wassermühle treibt, in den Teich leiten. Die Mühle verliert dadurch das Wasser und kann nicht mehr mahlen, außer höchstens vierzehn Tage im Frühjahr und im späten Herbst, wenn die Gewässer sehr groß sind. Dennoch wird praetendirt: der Arnold soll seine Zinsen bezahlen, die er sonst gegeben. Er kann sie aber nicht bezahlen, weil er nicht mehr die vorige Einnahme hat. Daran aber kehrt sich die Cüstrinsche Justiz nicht, sondern sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht kriegt und das hiesige Kammergericht approbirt diesen Ausspruch.

Das ist höchst ungerecht, und deshalb notwendig: daß einmal ein nachdrückliches Exempel statuiert wird, und darum ertheile Euch gegenwärtige Ordre, daß das Criminal-Collegium über schon gedachte Leute mit Rigueur erkennen soll, denn ich will, daß in meinen Landen einem jeden, er sei vornehm oder

gering, prompte Gerechtigkeit widerfahren, und nicht zum Faueur eines Größeren gedrückt, sondern einem jeden ohne Unterschied des Standes, und ohne alles Ansehen der Person eine unparteiische Justiz adminstriret werden soll. Ich habe auch die Ordre gestellt, daß die vier ersten Räte der Cüstrinschen Regierung, dieser ungerechten Sentenz wegen, ebenfalls in Arrest gesetzt werden sollen, desgleichen auch der dortige Fiskus, der an dieser Ungerechtigkeit mit Teil genommen, der soll ebenfalls arretirt und hieher nach dem Calandshof gebracht werden, damit das Criminal-Collegium über denselben zugleich mit erkennen kann, welches dann die gedachten vier Rate von Cüstrin nach Erfordern der Umstände auch hieher bringen zu lassen hat.

Zugleich geht meine Intention auch dahin: daß das Criminal-Gericht diesen Vorgang sämtlichen Justiz-Collegiis in allen Provinzen bekannt machen und sie ernstlich warnen soll, dergleichen Ungerechtigkeiten nicht zu begehen, widrigenfalls ich solche eben so nachdrücklich, sobald ich sie erfahre, bestrafen werde, und werden sie mir auch nicht gleich bekannt, so erfahre ich sie doch, wenn ich in die Provinzen komme, wornach sich also Jedermann richten kann.

Hiernach ist auch meine ernstliche Willensmeinung, daß die mehrerwähnten Räte des Kammergerichts, sowie auch die von der Cüstrinschen Regierung, sollen zusammen das Kaufgeld für die Arnoldsche Mühle, sowie auch allen Schaden, den derselbe wegen des ihm entzogenen Wassers erlitten hat, bezahlen. Welches denn die Neumärkische Kammer zu taxiren, und den Arnold in seine Mühle wieder einzusetzen, beordert ist.

Es soll hiernächst der von Gersdorf, der behufs seiner Teiche dem Arnold das Wasser zur Krebsmühle genommen hat, dahin angehalten werden, demselben dafür entweder eine tüchtige und gute Windmühle auf seine eigenen Kosten zu erbauen, worauf er ebenso viel abmahlen und Verdienst haben kann, wie auf seiner Krebsmühle, als er noch das volle Wasser gehabt,

oder er muß seine Teiche wieder eingehen lassen, und dem Arnold das volle Wasser zu der Krebsmühle so, wie es vorher gewesen, ehe er seine Teiche angelegt hat, wieder zukommen lassen.

Hiernach habt Ihr nun alles weitere durchgehends gehörig zu verfügen und zu besorgen. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Berlin, 11. Dezember 1779.

An sämtliche Justizkollegien.

Des Königs Majestät wollen, daß jedermann, er sei vornehm oder geringe, reich oder arm, eine prompte Justiz administriret und einem jeglichen Dero Unterthanen ohne Ansehen der Person und des Standes durchgehends ein unparteiisches Recht widerfahren soll. Seine Königl. Maj. werden daher in Ansehung der wider den Müller Arnold aus der Pommerziger Krebsmühle in der Neumark abgesprochenen und hier approbierten höchst ungerechten Sentenz ein nachdrückliches Exempel statuieren, damit sämtliche Justizkollegia in allen Dero Provinzen sich darin spiegeln und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen. Denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler, ebensowohl ein Mensch ist, wie Seine Majestät sind, und dem alle Justiz widerfahren muß, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich: und bei solchen Gelegenheiten muß pur nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehen der Person. Darnach mögen sich die Justizkollegia in allen Provinzen nur zu richten haben. Und wo sie nicht mit der Justiz ohne alles Ansehen der Person und des Standes geradedurch gehen, sondern die natürliche Billigkeit beiseite setzen, so sollen sie es mit Sr. Kön. Maj. zu thun kriegen. Denn ein Justizkollegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine

Diebesbande; vor der kann man sich schützen, aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üble Passiones auszuführen, vor der kann sich kein Mensch hüten. Sie sind ärger wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und meritieren eine doppelte Bestrafung.

Übrigens wird den Justizkollegiis zugleich bekannt gemacht, daß S. Maj. einen neuen Großkanzler ernannt haben; Höchst-dieselben werden aber demohngeachtet in allen Provinzen sehr scharf dahinter her sein, und befehlen auch hiermit auf das nachdrücklichste: erstlich, daß alle Prozesse schleunig geendigt werden; zweitens, daß der Name der Justiz durch Ungerechtigkeiten nicht profanieret werde; drittens, daß mit völliger égalité gegen alle Leute verfahren wird, die vor die Justiz kommen, es sei ein Prinz oder Bauer, denn da muß alles gleich sein. Wofern aber Sr. Kön. Maj. in diesen Stücken einen Fehler finden werden; so können die Justizkollegia sich nur im Voraus verstellen, daß sie nach rigueur werden gestraft werden, sowohl der Präsident als die Räte, die eine so üble mit der offenbaren Gerechtigkeit streitende Sentenz ausgesprochen haben. Wornach sich also sämtliche Justizkollegia in allen Dero Prooinzen ganz eigentlich zu richten haben.

Berlin, 11. Dezember 1779.

An Finckenstein.

Berlin, 11. Dezember 1779.

Mein lieber Etats- und Kabinettsminister
Graf von Finckenstein!

Da die Küstrinsche Regierung eine höchst ungerechte Sentence in Sachen wider den Müller Arnold aus der Pommerziger Krebsmühle abgesprochen, indem sie, ohne im mindesten auf die Umstände Rücksicht zu nehmen, und ohne in Erwägung zu ziehen, daß gedachtem Müller von einem Edelmann, behufs seiner angelegten Teiche, das Wasser genommen, und er deshalb nicht mahlen, und also seine Pacht nicht abführen kön-

nen, dennoch darauf erkannt hat, daß die Mühle verkauft werden sollen, damit der Edelmann seinen Zins oder Pacht kriegen könne; so ist es unumgänglich nötig, daß dieser großen Unge­rechtigkeit wegen ein Exempel statuiert wird. Ich habe daher befohlen, daß die vier ersten Räte aus gedachter Regierung arretieret werden sollen. Was aber den Präsidenten, als Euren Sohn, betrifft, so wird er seines Postens entsetzet. Ich melde Euch also solches hiemit, und thut es Mir leid, daß ich dazu schreiten müssen; allein er hat seine Sachen bei dieser Gelegen­heit so grob gemacht, daß er einer solchen großen Unge­rechtigkeit beigetreten, und nicht vielmehr gesucht hat, seiner Pflicht und Schuldigkeit gemäß, sie davon zurückzuhalten und eine unparteiische Justiz zu administrieren. Das Exempel, was Ich hierunter statuere, ist also höchst notwendig und unum­gänglich nötig, um alle übrige Justizkollegia in sämtlichen Provinzen dadurch in Attention zu bringen, wie Ihr solches auch selbst anerkennen werdet.

Ich bin im übrigen Ew. wohlaffektionierter König
Friedrich.

An den Prediger des Champs in Berlin.

Ich habe Ihr Schreiben, in welchem Sie mich bitten, dem französischen Direktorium die augenblickliche Erhöhung Ihres Gehaltes auf den Fuß der den anderen Berliner Geistlichen ge­währten Summe anzubefehlen, zwar erhalten, muß Ihnen aber sagen, daß Sie besser thäten, Ihre Wünsche auf den Himmel zu richten, als Ihr Herz so vollständig mit irdischen Dingen zu erfüllen, was für einen Geistlichen durchaus unpassend ist. Erinnern Sie sich nur daran, daß die Apostel einst barfuß gin­gen und keine Einnahmen hatten.

An den Grafen Solms-Sonnenwalde.

Den 23. Januar 1780.

Auf Ihr gestriges, das Ceremoniell betreffende Schreiben habe ich, ohne der Sache viel Wichtigkeit beizulegen, Folgendes zu erwidern. Wir haben und kennen hier keinen Rangunterschied. Meine Absicht ist auch keineswegs einen solchen einzuführen. Sie sind dekoriert mit meinem Orden, Sie haben füglich denselben Rang wie meine Minister und andere Personen, welche diese Auszeichnung tragen. Das würde alles sein, was ich Ihnen hierüber zu sagen habe, wenn mir nicht bezüglich des Ceremoniells eine kleine Anekdote einfiel.

Während Karl V. sich in Mailand aufhielt, entstand unter den vornehmsten Damen seines Hofes, von denen die einen Anspruch darauf erhoben, vor den andern einzutreten und zu gehen, über die Reihenfolge und die Ordnung, in der sie gehen sollten, ein Streit, der bis vor den Kaiser gelangte. Dieser entschied, daß die verrückteste zuerst eintreten sollte. Diese Entscheidung beseitigte allen Streit; die Damen traten in der Ordnung ein, in welcher sie gekommen waren. Ich will nichts wissen von irgend einem Ceremoniell; wenn Sie der erste an der Thür sind, sollen Sie zuerst eintreten, und wenn ein anderer sich vor Ihnen einfindet, soll er Ihnen vorangehen.

An den Großkanzler von Carmer.

Potsdam, 7. August 1780.

Mein lieber Großkanzler von Carmer! Da ich glaube, daß es hin und wieder im Lande solche schlechte Advokaten und andere böse Leute im Lande gibt, die aus Gewinnsucht oder aus andern üblen Ansichten das einfältige Bauervolk und den gemeinen Mann, der es nicht besser versteht, zum Widersetzen gegen seine Schuldigkeit und zum Prozessieren aufwiegelt, um die einfältigen Leute dadurch um das Geld zu bringen suchen (dergleichen vermute ich besonders in Schlesien und im Crossenschen, auch in der Neumark, weil die Leute da am meisten

unruhig sind), so habe ich Euch hierdurch aufgeben wollen, an sämtliche Regierungen in allen Provinzen ein Zirkular ergehen zu lassen, daß sie darauf genau vigilieren und alle die Leute, sie seien wer sie wollen, die das tun, um das gemeine Volk zur Widerspenstigkeit oder zum Prozessieren aufwiegeln, sofort einsetzen sollen, daß sie dafür gebührend bestraft werden. Denn das ist nur aus lauter Geldschneiderei angesehen, und der gemeine Mann ist einfältig genug, sich von dergleichen schlechten Advokaten und bösen Menschen aufregen und um sein Geld bringen zu lassen. Das muß also mit Ernst abgestellt und, die das tun, müssen scharf bestraft werden, damit das gemeine Volk von dem unnützen Querulieren zurückgebracht und wieder ruhig werde. Ihr habt daher ein solches Zirkular an sämtliche Regierungen fördersamst ergehen zu lassen und das Weitere deshalb zu besorgen.

An d'Alembert.

6. Januar 1781.

Ich nähere mich schon dem Zustande von Apathie, wohin das Alter die betagten Schwätzer führt; ich sehe, ohne mich zu bennruhigen, wegsterben und geboren werden, an wen die Reihe kommt, daß er in die Welt tritt oder daraus geht. Indes habe ich dennoch den Tod der Kaiserin-Königin bedauert: sie hat ihrem Thron und ihrem Geschlechte Ehre gemacht, ich habe mit ihr Krieg geführt, aber nie war ich ihr Feind. Was den Kaiser, den Sohn dieser großen Frau, betrifft, so kenne ich ihn persönlich: er schien mir viel zu aufgeklärt, als daß er übereilte Schritte unternehmen sollte; ich schätze ihn hoch und fürchte ihn nicht. Die künftigen Zufälle – ja! da sollte ich glauben, daß die Mathematiker, die sie berechnen können, weit eher imstande sind, in die Zukunft zu dringen, als die Leute, die man Staatsmänner nennt, und die oft nicht über ihre eigne Nase hinwegsehen.

An die protestantischen Gemeinden in Berlin.

Berlin, 18. Januar 1781.

Ein jeder kann bei mir glauben was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angeht, so stehet einem jeden frei zu singen: Nun ruhen alle Wälder, oder dergleichen dummes und törichtes Zeug mehr. Aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden.

An den Doktor Bloch.

Potsdam, 27. März 1781.

Seine Königliche Majestät von Preußen unser Allergnädigster Herr lassen dem Doktor Bloch auf seine alleruntertänigste Anzeige vom 25. dieses in Ansehung des darin getanen Antrages hierdurch zu erkennen geben, daß es nicht nötig ist, von den Kammern eine Liste von den Fischen zu erfordern; denn das wissen sie schon aller Wegs, was es hier im Lande für Fische gibt. Das sind auch durchgehends dieselben Arten von Fischen, ausgenommen im Glatzischen: da ist eine Art, die man Kaulen nennt, oder wie sie sonst heißen, die hat man weiter nicht. Sonsten aber sind hier durchgehends einerlei Fische, die man alle weiß und kennt; und darum ein Buch davon zu machen, würde unnötig sein, denn kein Mensch wird solches kaufen. Die zugleich mir eingereichten Kupferabdrücke von einigen Fischen erfolgen hierbei wieder zurück.

An d'Alembert.

14. Juni 1781.

Ich sehe den Faden meiner Tage sich in den Händen der Parzen kürzen, ohne daß mich das rührt. Die tägliche Erfahrung ist eine Schule, die uns den Wechsel unsers Seins lehrt: die feinen Teilchen, die wir durch die unmerkliche Ausdünstung verlieren, die verschiedenen Absonderungen des Körpers sowie die Aderlässe gewöhnen uns, teilweise zu sterben; so

werden wir mit dem Gedanken vertraut, einzelne Teile unsers Selbst zu verlieren, und gewinnen Mut, mit stoischem Blicke die gänzliche Auflösung des Stoffes, woraus wir bestehn, zu betrachten.

Aber wenn die Einbildungskraft erlischt, wenn das Gedächtnis untreu wird, wenn das Gesicht abnimmt oder sich verdunkelt, dann lehnt sich bei den meisten Menschen die Eigenliebe wider die Zeit auf, die ihnen Eigenschaften, die sie unzerstörbar wähten, raubt; die Bewunderung, die sie für ihre vermeinten Vollkommenheiten hegten, verursacht bei ihnen die lächerlichsten Klagen über den Verlust einiger vergänglichen Eigenschaften ihres Wesens, und sie denken nicht daran, daß sie im vorigen Jahrhundert nichts waren und im künftigen nichts sein werden. Die Greise könnten noch einen Trost darin finden, wenn sie bedenken wollten, daß nur Zeitgenossen wahre Freunde sind, und daß das unschätzbare Gut des Weisen, die Freundschaft, für ihn verloren geht, wenn er seine Laufbahn bis in die zweite oder dritte Generation fortsetzt. Die so verschiedene Denk- und Handlungsweise der Menschen läßt sich nicht zusammenschmelzen; alte Leute stehn daher einsam in der Gesellschaft: so wie man unter dem Schlagholz einige alte Eichen antrifft, die dem Ungemach des Wetters widerstanden haben, und deren verdorrter und welker Gipfel über die Spitzen der jungen Bäume weit hervorragt. Doch diese Betrachtungen könnten, so wenig sie mich auch rühren, einem Philosophen vielleicht zu finster scheinen, der unter den Sybariten an der Seine lebt.

An d'Alembert.

17. März 1782.

Sie sind über mich nicht so schlecht unterrichtet gewesen, wie Sie glauben. Ich habe einen starken Gichtanfall in der rechten Hand und im rechten Fuß gehabt, und da jedes Unglück zu etwas gut ist, hat die Unfähigkeit, die rechte Hand zu gebrau-

chen, mich zur Linken meine Zuflucht nehmen lassen, und ich habe mit ihr leserlich schreiben gelernt. Diese Übung und die der Geduld ist alles, was mir meine letzte Krankheit genützt hat. Ich habe mir die weisen Lehren der Halla ins Gedächtnis zurückgerufen, obgleich ich in einem Augenblicke des Schmerzes nicht geschrien habe wie Posidonius: O Gicht, was du auch thun magst, ich werde nicht zugestehen, daß du ein Übel bist. Ich beschränke mich darauf, den Schmerz zu ertragen, ohne mich über ihn zu beklagen und ohne seine Existenz zu leugnen. Es betrübt mich sehr zu erfahren, daß Sie am Stein gelitten haben, während ich von der Gicht gepeinigt wurde. Man muß es dem Alter zur Last legen. Die Zeit, die alles bis auf den Tempel des Jupiter auf dem Kapitol zerstört hat und die keine Spur vom Turm zu Babel, der, wie Sie wissen, bis in die Himmel reichte, übriggelassen hat, die Zeit, sage ich, bringt es weit leichter fertig, so zerbrechliche Kräfte wie diejenigen, aus denen der menschliche Körper zusammengesetzt ist, aufzureiben und hinfällig zu machen; und dennoch widersteht dieser Ton, aus dem wir geschaffen sind, länger der Zerstörung als selbst das Eisen trotz seiner Härte. Sie müssen wissen, daß ich mich erkundigt habe, wie lange sich die Uhren erhalten, die sich auf den Kirchtürmen befinden, und zu meinem großen Erstaunen erfuhr ich, daß sie spätestens alle 20 Jahre ganz erneuert werden müssen, weil der Rost das Räderwerk anfrißt und Stücke davon absplittern, wodurch die Bewegung gehemmt wird. Wir beide nun, die wir die Unverschämtheit gehabt haben, sogar über die Dauer von drei eisernen Uhren hinaus zu leben, wir dürfen es nicht befremdend finden, wenn unser Mechanismus sich wirft und aus den Fugen geht, und daß seine Schwachheiten uns seine nahe Zerstörung ankündigen.

An einen Steuerbeamten,

der für seinen Bruder in Bordeaux die Erlaubnis nachgesucht hatte, unter preußischer Flagge Sklavenhandel zu treiben.

Potsdam, 18. April 1782.

Der Handel mit Negern ist mir stets als eine Schmach für die Menschheit erschienen. Niemals werde ich ihn gestatten, oder durch eine Handlung meinerseits begünstigen. Außerdem beabsichtigen Sie, Ihre Schiffe in Frankreich zu kaufen und auszurüsten und Ihre Waren auf der Rückfahrt in irgend einem, Ihnen passend erscheinenden europäischen Hafen auszuladen. Dies ist ein Grund mehr, um Ihnen den Gebrauch meiner Flagge zu untersagen. Haben übrigens derartige Geschäfte soviel Reiz für Sie, so brauchen Sie nur nach Frankreich zurückzugehen, um Ihre Neigung zu befriedigen. Hiermit bitte ich Gott, daß er sie in seinen heiligen und würdigen Schutz nehme.

An den Professor Müller.

Potsdam, 22. Januar 1784.

Hochgelehrter lieber Getreuer. Ihr urtheilet viel zu vorteilhaft von denen Gedichten aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Säculo, deren Druck Ihr befördert habet und zur Beförderung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver wert und verdienen nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen werden. In Meiner Büchersammlung wenigstens würde ich dergleichen elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeißen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viel Nachfrage verspricht aber demselben nicht Euer sonst gnädiger König.

An den General von Tauentzien.

Schon bei meiner Anwesenheit in Schlesien erwähnte ich gegen Euch, und jetzt will ich es schriftlich wiederholen, daß

meine Armee in Schlesien noch nie so schlecht gewesen ist, als jetzt: wenn ich Schuster und Schneider zu Generalen machte, könnten die Regimenter nicht schlechter sein. Das Thaddensche Regiment gleicht nicht dem unbedeutendsten Landbataillon einer preußischen Armee. Rothkirch und Schwarz taugen auch nicht viel. Zaremba ist in einer solchen Unordnung, daß ich einen Offizier von meinem Regimente nach dem diesjährigen Herbstmanöver werde hinschicken, um es wieder in Ordnung zu bringen. Von Erlach sind die Bursche durch das Contrebandiren so verwöhnt, daß sie keinen Soldaten ähnlich sehen. Keller gleicht einem Haufen ungezogener Bauern. Hagen hat einen elenden Kommandeur und Euer Regiment ist sehr mittelmäßig; nur mit Graf von Anhalt, Wendessen und Markgraf Heinrich kann ich zufrieden sein. Seht, so sind die Regimenter en détail; nun will ich das Manövre beschreiben.

Schwarz machte den unverzeihlichen Fehler bei Neiße, die Anhöhen auf dem linken Flügel nicht genugsam zu besetzen; wäre es ernst gewesen, so wäre die Bataille verloren. Erlach, bei Breslau, statt die Armee durch Besetzung der Anhöhe zu decken, marschirte mit seiner Division wie Kraut und Rüben ins Defilée, daß, wäre es Ernst gewesen, die feindliche Kavallerie die Infanterie niederhieb und das Treffen verloren ging.

Ich bin nicht willens, durch lacheté meiner Generals Schlachten zu verlieren, weshalb ich hiemit festsetze, daß Ihr über ein Jahr, wenn ich noch lebe, die Armee zwischen Breslau und Ohlau führet, und vier Tage zuvor, ehe ich ins Lager eintriffe, mit den unwissenden Generals manövriert, und ihnen dabei weiset, was ihre Pflicht ist.

Das Regiment von Arnim und das Garnison-Regiment von Könitz macht den Feind, und wer alsdann seine Schuldigkeit nicht erfüllt, über den lasse ich Kriegsrecht halten, denn ich würde es einer jeden Puissance verdeuken, dergleichen Leute, welche sich so wenig um ihr Metier bekümmern, im Dienste zu behalten, folglich ist es mir auch nicht zu verdenken. Erlach

sitzt noch vier Wochen in Arrest. Auch habt Ihr diese meine Willensmeinung Eurer ganzen Inspektion bekannt zu machen. Ich bin Euer wohlaffectionierter König.

Potsdam, 7. September 1784.

An den Geheimen Rat von Taubenheim,

auf dessen Rat, die Gehälter der Unterbeamten zu kürzen und so den Etat zu verbessern.

4. Juni 1786.

Ich danke dem Geheimen Rat von Taubenheim für seine guten Gesinnungen und ökonomischen Rat. Ich finde aber solchen um so weniger applikable, da die armen Leute jener Klasse ohnehin schon so kümmerlich leben müssen, da die Lebensmittel und alles jetzt so teuer ist, und sie eher eine Verbesserung als Abzug haben müssen.

Indessen will ich doch seinen Plan und die darin liegende gute Gesinnung annehmen und seinen Vorschlag an ihm selbst zur Ausführung bringen und ihm jährlich 1000 Taler mit dem Vorbehalte an dem Traktament abziehen, daß er sich übers Jahr wieder melden und Mir berichten kann, ob dieser Etat seinen eignen häuslichen Einrichtungen vorteilhaft oder schädlich sei.

Im ersten Falle will Ich Ihn von seinem so großen als unverdienten Gehalte von 4000 Taler auf die Hälfte heruntersetzen und bei seiner Beruhigung seine ökonomische Gesinnung loben und auf die andern, die sich deshalb melden werden, diese Verfügung in Applikation bringen.

An die Königin

während der tödlichen Krankheit 1786.

Gnädige Frau! Ich bin Ihnen für die Wünsche sehr verbunden, die Sie auszusprechen geruhen. Aber ein heftiges Fieber hat mich befallen und verhindert mich, Ihnen zu antworten.

Aus seinen Schriften

Aus dem Antimachiavell 1740

Es gibt kein Verbrechen, das Cäsar Borgia nicht begangen hätte, kein Bubenstück, zu dem er nicht das Beispiel gegeben, keine Art Freveltat, deren er sich nicht schuldig gemacht hätte. Er ließ seinen Bruder und seinen Nebenbuhler im Ruhm der Welt und in der Liebe zu seiner Schwester ermorden; er ließ sämtliche Schweizer des Papstes aus Rache niedermetzeln, weil einige von ihnen seine Mutter beleidigt hatten; Er beraubte eine Unmasse von Cardinälen und reichen Leuten, um seine Habgier zu befriedigen; Er bemächtigte sich mit Gewalt der dem Herzog von Urbino zugehörigen Romagna und ließ seinen Unter-Tyrannen d'Orco, umbringen; er beging in Sinigaglia einen abscheulichen Verrat an einigen Prinzen, deren Leben, wie er glaubte, seinen Interessen entgegenstehe; er ließ eine venetianische Dame ertränken, die er mißbraucht hatte. Ja, welche Grausamkeiten wurden nicht auf seinen Befehl vollzogen, und wer könnte alle seine Verbrechen aufzählen? Das war der Mann aus, welchen Machiavell allen großen Geistern seiner Zeit und allen Helden des Altertums vorzieht und dessen Leben und Taten er würdig findet, denen als Beispiel zu dienen, welche das Glück erhebt.

Ich wage es, die Sache der Menschheit gegen den zu vertreten, der sie zu Grunde richten will, und ich muß Machiavell mehr im Einzelnen bekämpfen, damit die, welche so denken wie er, keine Ausflucht finden und keine Verschanzung für ihre Bosheit übrig bleibt.

Cäsar Borgia gründete den Plan zu seiner Größe auf die Uneinigkeit der italienischen Fürsten; er beschloß, sie mit einander zu entzweien, um aus ihrer Plünderung Gewinn zu ziehen. Das ist ein Anhäufung abscheulicher Verbrechen. Borgia fand nichts ungerecht, wenn sein Ehrgeiz im Spiel war; ein Fall

zieht immer einen andern nach sich. Um die Güter seiner Nachbarn an sich zu reißen, muß man sie schwächen, und um sie zu schwächen, muß man sie entzweien: das ist die Logik der Schurken.

Borgia setzte den grausamen d'Orco zum Gouverneur der Romagna ein, um dort vorgekommene Unruhen, Raub und Mord zu unterdrücken. Welcher erbärmliche Widerspruch! Borgia hätte sich schämen sollen, Laster an andern zu strafen, die er an sich selber duldete. Der gewalttätigste Thronräuber, der falscheste Meineidige, der grausamste der Mörder und Vergifter, durfte er einige Schelme und Bösewichter zum Tode verurteilen, die den Charakter ihres neuen Herrn im Kleinen und nach ihren schwachen Fähigkeiten nachahmten?

Der König von Polen, dessen Tod soeben in Europa so große Unruhe verursachte, handelte viel folgerichtiger und edler an seinen sächsischen Untertanen. Die sächsischen Gesetze verurteilten jeden Unzüchtigen, geköpft zu werden. Ich grübele nicht über den Ursprung dieses barbarischen Gesetzes, das sich mehr für die italienische Eifersucht eignet, als für die deutsche Geduld. Ein unglücklicher Übertreter dieses Gesetzes, dessen Liebe jenem Gebrauch und der Strafe die Stirn geboten hatte, wurde verurteilt. August sollte das Todesurteil unterzeichnen; doch August war empfänglich für Liebe und Menschlichkeit: er begnadete den Verbrecher und schaffte ein Gesetz ab, das ihn stillschweigend selbst verurteilte, jedes Mal, wenn er solche Urteile zu unterzeichnen hatte. Seit jener Zeit erhielt die Galanterie das Privilegium der Straflosigkeit in Sachsen.

Das Verhalten dieses Königs war das eines gefühlvollen und menschlichen Mannes; Cäsar Borgia aber handelte wie ein Verrucher und ein Tyrann. Der eine, als Vater seines Volkes, hatte Nachsicht mit Schwächen, die er für unzertrennlich mit der Menschheit hielt; der andere, immer streng, immer wild, verfolgte diejenigen seiner Untertanen, von denen er besorgte, daß ihre Laster Ähnlichkeit mit seinen eigenen haben möchten.

Der eine konnte den Anblick seiner Schwächen ertragen, und der andere wagte es nicht, seine Verbrechen zu sehen.

Die Mühen und Sorgen, die Cäsar Borgia sich wegen seiner Größe und seiner Ehrfurcht gab, wurden schlecht belohnt, denn er verlor nach dem Tode des Papstes die Romagna und alle seine Güter; er flüchtete sich zu dem König von Navarra in Spanien, wo er durch eine jener Verrätereien ums Leben kam, die er so oft in seinem Leben zur Anwendung gebracht hatte.

Wie viele ehrgeizige, schlaue ersonnene und insgeheim gehegte Pläne gingen auf diese Weise unter; wie viele Schlachten, Meuchelmorde, Grausamkeiten, falsche Schwüre, Hinterlisten wurden unnütz; wie viele persönliche Gefahren, wie viele ärgerliche Situationen, wie viele Verlegenheiten, aus denen Borgia sich mit Glück gezogen, dienten ihm zu nichts und machten seinen Fall nur größer und bemerkbarer. So ist es mit dem Ehrgeize; dieses Trugbild verspricht Güter, die es nicht im Stande ist zu geben und die es selber nicht besitzt. Der Ehrgeizige ist wie ein zweiter Tantalus, der in dem Flusse selbst, in welchem er schwimmt, nun und nimmer seinen Durst löschen kann

Ist es der Ruhm, den der Ehrsüchtige sucht? Das ist nicht wahr; denn der falsche Ruhm ist der, nach dem man jagt, und selbst der wirkliche ist nichts als eine Unze Rauch. Die großen Männer unserer Tage verlieren sich unter den Unzähligen, die große, heldenhafte Taten ausgeübt haben, wie die Gewässer jener kleinen Flüsse, die man so lange bemerkt, als sie in ihrem Bette fließen, die man jedoch aus den Augen verliert, sobald sie sich in die Fluten des ungeheuren Oceans ergießen.

*

Machiavell findet, daß die geistlichen Fürsten sehr glücklich sind, weil sie weder Widerspenstigkeit von Seiten ihrer Untertanen noch Ehrfurcht von ihren Nachbarn zu befürchten haben; der verehrungswürdige und Ehrfurcht gebietende Name der Gottheit schützt sie vor allem, was sich ihrem Eigennutze und ihrer Größe widersetzen könnte. Die Fürsten, welche sie an-

greifen würden, fürchten das Schicksal der Titanen, und die Völker, die ihnen nicht gehorchen würden, fürchten die Strafe der Gotteslästerer.

*

Das Seltsamste ist, daß diese Fürsten Gimpel genug finden, deren Leichtgläubigkeit sich auf sie verläßt, und die ohne Prüfung annehmen, was die Geistlichen für gut befinden ihnen zu sagen.

Es ist jedoch ausgemacht, daß kein Land so von Bettlern wimmelt, als jenes der Priester; hier kann man ein rührendes Bild von jedem menschlichen Elend sehen; nicht etwa von solchen Armen, welche die Freigebigkeit und die Almosen der Fürsten dahin ziehen, solcher Insecten, die sich an die Reichen hängen und hinter dem Wohlstande herkriechen, sondern jene verhungerten Bettler, welchen die Barmherzigkeit ihrer Bischöfe das Notwendigste entzieht, um der Verderbnis und dem Mißbrauch vorzubeugen, welchen das Volk gewöhnt ist, von seinem Überfluß zu machen.

Es sind ohne Zweifel die Gesetze von Sparta, wo das Geld verboten war, auf welchen die Grundsätze dieser geistlichen Regierungen basieren, mit dem Unterschied freilich, daß sich die Prälaten den Gebrauch der Güter vorbehalten, deren sie sehr fromm ihre Untertanen berauben. Glücklieh, sagen sie, sind die Armen, denn sie werden das Himmelreich erben! Und da sie wollen, daß alle erlöst werden, sorgen sie dafür, daß alle arm werden. Oh geistliche Frömmigkeit, wie weit erstreckt sich nicht deine weise Fürsorge!

*

Die meisten Könige verbringen drei Viertel ihres Lebens damit, in den Wäldern herumzulaufen, die Tiere zu verfolgen und zu töten. Wenn dieses Werk in ihre Hände fällt, obgleich ich nicht Eitelkeit genug besitze, um anzunehmen, daß sie die Zeit, die sie sonst so nützlich zum Wohle der Menschheit verwenden, dem Lesen dieses Buches zum Opfer bringen würden,

bitte ich sie, zu dulden, daß die Liebe zur Wahrheit, welche mich leitet, meine Gefühle rechtfertige, im Fall dieselben den ihrigen widersprechen sollten.

Die Jagd ist eines jener sinnlichen Vergnügen, die dem Körper große Bewegung verschaffen, bei denen aber der Geist leer ausgeht; es ist ein Leibesübung und eine mörderische Geschicklichkeit, auf Kosten der wilden Tiere ausgeübt; es ist eine beständige Zerstreung, ein lärmendes Vergnügen, welches die Leere der Seele ausfüllt und während dessen zu allem Nachdenken unfähig macht; es ist eine heftige, hitzige Begierde, ein Wild zu verfolgen, und eine grausame blutdürstige Genußtuung es umzubringen; kurz, es ist eine Unterhaltung, die den Körper gesund und stark macht, aber den Geist brach und unangebaut läßt.

Die Jäger werden mir erstlich sagen, die Jagd sei das edelste und älteste Vergnügen der Menschen; daß die Patriarchen und sogar viele große Männer Jäger gewesen wären; und daß durch die Jagd die Menschen diejenige Gewalt über die Tiere betätigen, die Gott selber dem Adam gegeben habe. Ich gebe zu, daß die Jagd, wenn man will, so alt sein kann, wie die Welt; das beweist, daß man schon seit lange gejagt hat; doch was das betrifft, so ist, was alt ist, deshalb nicht besser. Große Männer liebten die Jagd, es mag sein, sie haben ihre Fehler wie ihre Schwächen gehabt: ahmen wir ihre Größe nach, aber nicht ihre Kleinheiten.

Die Patriarchen haben gejagt, das ist eine Wahrheit; ich gestehe auch, daß sie ihre Schwestern ehelichten, daß die Polygamie zu ihrer Zeit gebräuchlich war. Allein diese guten Patriarchen und unsere lieben Vorfahren hatten viel von jenen barbarischen Zeiten an sich, in denen sie gelebt haben, sie waren sehr roh und sehr unwissend, es waren müßige Leute, die nicht wußten, wie sie sich beschäftigen sollten, sie gingen daher auf die Jagd, um die Zeit zu töten, die ihnen immer zu lang erschien; sie verloren in den Wäldern bei der Verfolgung der

Tiere Augenblicke, die sie weder die Fähigkeit noch den Verstand hatten, in Gesellschaft vernünftiger Leute zu verbringen.

Ob Adam die Herrschaft über die Tiere erhalten hat oder nicht, das will ich nicht untersuchen; aber ich weiß sehr wohl, daß wir grausamer und reißender sind als die Tiere selber, und daß wir in sehr tyrannischer Weise von dieser vorgeblichen Herrschaft über sie Gebrauch machen. Wenn etwas uns einen Vorzug vor den Tieren geben sollte, so ist dies sicher unsere Vernunft; diejenigen aber, die eine Gewohnheit aus der Jagd machen, haben stets den Kopf ganz voll von Pferden, Hunden und allen möglichen anderen Tieren. Sie sind gewöhnlich grob und nehmen die sehr gefährliche Gewohnheit an, sich ohne Rückhalt der Hitze ihrer Leidenschaft zu überlassen, und es steht zu befürchten, daß sie ebenso unmenschlich gegen Menschen werden, wie sie es gegen die Tiere sind, oder daß die grausame Sitte, mit Gleichgültigkeit Schmerzen zu verursachen, ihr Mitgefühl für das Unglück ihrer Nebenmenschen abschwäche.

*

Der Krieg ist so reich an Unglück, der Ausgang ist so ungewiß, und die Folgen sind so verderblich für das Land, daß Fürsten nicht reiflich genug überlegen können, bevor sie ihn unternehmen. Ich spreche nicht von der Ungerechtigkeit und den Gewalttätigkeiten, die sie gegen ihre Nachbarn begehen, ich beschränke mich darauf, auf das Unheil hinzuweisen, welches ihre Untertanen dadurch unmittelbar befällt.

Ich bin überzeugt, daß, wenn Könige und Monarchen das wahre Bild des Völker-Elends sehen könnten, sie nicht unempfindlich dagegen sein würden. Allein ihre Einbildungskraft ist nicht lebhaft genug, um sich eine naturgetreue Vorstellung von den Übeln machen zu können, vor welchen ihr Stand sie beschützt. Man müßte einem Fürsten, welchen seine feurige Ehrsucht in den Krieg stürzt, alle verderblichen Folgen, die

dieser für seine Untertanen herbeiführt, vor Augen bringen: die Steuern, welche die Völker drücken, die Aushebungen, welche die ganze Jugend des Landes fortnehmen, die ansteckenden Krankheiten in der Armee, wo so viele Menschen im Elende verschmachten, die mörderischen Belagerungen, die noch grausamern Schlachten, die Verwundeten, die der Verlust der Glieder der einzigen Werkzeuge zur Beschaffung ihrer Existenzmittel beraubt, die Waisen, die das feindliche Schwert derer beraubt hat, die sich mutig der Gefahr aussetzten und dem Fürsten ihr Blut verkauften, Erwerb und Nahrung; so viele dem Staate nützliche Menschen vor der Zeit dahingemäht! Es gab niemals einen Tyrannen, der kaltblütig solche Grausamkeiten begehen konnte. Fürsten aber, die ungerechte Kriege führen, sind noch grausamer als diese. Sie opfern der Heftigkeit ihrer Leidenschaften das Glück, die Gesundheit und das Leben unzähliger Menschen, die zu beschützen und zu beglücken ihre Pflicht wäre, anstatt sie so leichtfertig allem auszusetzen, was die Menschheit am meisten zu fürchten hat. Es ist also sicher, daß die Herren der Welt nicht vorsichtig und klug genug zu Werke gehen können, und daß sie mit dem Leben ihrer Untertanen nicht genug geizen können, daß sie diese nicht wie ihre Sklaven ansehen sollen, sondern wie Ihresgleichen, und in gewisser Beziehung wie ihre Herren.

Fürstenspiegel.

Lehrschrift für den jungen Herzog Karl Eugen von Württemberg 1744.

Mein Herr! Den Anteil, den ich an der Erlangung Ihrer Volljährigkeit gehabt, macht mir das Glück Ihrer Regierung zu einer desto wichtigeren Angelegenheit; mir einbildend, es werde das Gute oder Schlimme derselben auch auf meine Rechnung kommen. In dieser Rücksicht halte ich mich verpflichtet, Ihnen meine Gedanken über die neuen Verhältnisse, in welche Sie treten, freundschaftlich und offenherzig zu sagen. Ich gehöre

nicht zu denen, die aus Eigendünkel und Eitelkeit, statt zu raten, bloß befehlen, die ihre Meinung für untrüglich halten und verlangen, daß ihre Freunde nur durch sie denken, handeln und atmen sollen. So sehr diese Anmaßung einerseits lächerlich sein würde, eben so strafbar wäre ich andererseits, wenn ich Ihnen das zu sagen unterließe, wozu keiner Ihrer Diener oder Untertanen den Mut haben dürfte, oder was keiner aus persönlichem Eigennutz wird sagen wollen. Die ganze Welt wird gewiß die Augen auf die erste Rolle eines Mannes richten, der ihren Schauplatz betritt, und die ersten Handlungen bestimmen gemeiniglich das Urteil des Publikums. Erwerben Sie sich gleich einen ehrenvollen Ruf, so wird das Publikum Vertrauen in Sie setzen; meines Erachtens das Wünschenswürdigste für einen Regenten.

Überall werden Sie Personen finden, die Ihnen schmeicheln und suchen werden, Ihr Zutrauen zu gewinnen, um Ihre Gunst zu mißbrauchen und Sie zu beherrschen. Noch eine andere Art Menschen werden Sie antreffen, besonders unter den Räten, welche sich sorgfältig bemühen werden, Ihnen die Kenntnis der Geschäfte zu entziehen, um Sie nach ihrem Belieben zu leiten. Die leichtesten Dinge werden sie Ihnen schwierig vorstellen, um Ihnen die Arbeit zuwider zu machen, und es kann Ihnen nicht entgehen, daß sie den Plan haben, Sie unter Vormundschaft zu behalten, und zwar auf eine scheinbar unschuldige und für Sie schmeichelhafte Weise. Wenn Sie mich fragen, was dabei zu tun sei, so antworte ich: Sie müssen sich Sachkenntnis vom ganzen Finanzwesen verschaffen, einen Sekretär auswählen, der als Unterbedienter oder Beamter darin gearbeitet hat, und sich, unter Versprechung einer reichen Belohnung, durch ihn von Allem, was darauf Bezug hat, unterrichten lassen. Die Finanzen sind der Nerv des Landes. Verstehen Sie diese recht, wird das Übrige stets in Ihrer Gewalt sein.

Es ist ein Mißbrauch, den ich an vielen deutschen Höfen bemerkt, daß die Minister der Fürsten den Titel „kaiserlicher

Minister“ haben, wodurch sie sich gerechter Strafe entziehen. Sie werden selbst fühlen, daß es sich für Sie nicht schickt, dies zu gestatten. Ich muß Ihnen ferner warnend sagen, daß Sie zwei Räte in der Staatsverwaltung finden werden, vor denen Sie sich zu hüten haben: der eine heißt Bilfinger, der andere Hardenberg. Es ist Ihre Sache, sie zu prüfen und zu sehen, wie weit Sie ihnen trauen können.

Seien Sie fest in Ihren Entschlüssen; wägen Sie das Für und Wider vorher genau ab, ehe Sie dergleichen fassen; aber wenn Sie Ihren Willen einmal erklärt, so gehen Sie um Alles in der Welt nicht davon ab; Jeder wird sonst Ihres Ansehens spotten, und man Sie für einen Mann halten, auf den nicht zu bauen ist.

Nach einer vormundschaftlichen Regierung kann es an Ihrem Hof nicht an Ränken fehlen. Bestrafen Sie den Urheber streng, und Jeder wird sich hüten, seinem Beispiel zu folgen. Unzeitige Güte ist Schwäche, so wie unnötige Strenge Verbrechen. Beides muß man vermeiden; obgleich nur ein sehr edles Herz in den Fehler einer übertriebenen Gnade zu verfallen pflegt.

Denken Sie nicht, das Württemberger Land sei für Sie gemacht; sondern glauben Sie vielmehr, die Vorsehung habe Sie deswegen in die Welt gesetzt, um dieses Volk glücklich zu machen. Ziehen Sie sein Wohl immer Ihren Vergnügungen vor, und wenn Sie in Ihrem zarten Alter schon Ihre Begierden dem Glücke Ihrer Untertanen zu opfern wissen, so werden Sie nicht allein der Liebling Ihres Volkes werden, sondern auch die Bewunderung der Welt erlangen.

Sie sind das Haupt der bürgerlichen Religion Ihres Landes, welche in Rechtschaffenheit und in sittlichen Tugenden besteht. Es ist Ihre Pflicht, die Ausübung derselben zu befördern und vor allen die der Menschlichkeit, die Haupttugend jedes denkenden Wesens. Für die geistliche Religion lassen Sie das höchste Wesen selbst sorgen. Wir sind alle blind in diesem Gebiete und in mancherlei Irrtümer verloren. Wer ist so ver-

messen unter uns, zu behaupten, sein Weg sei der rechte? Hü-ten Sie sich also vor Schwärmerei in der Religion, sie erzeugt Verfolgungen.

Halten Sie immer fest am deutschen Reiche und dessen Oberhaupte; es gibt für Sie keine Sicherheit gegen den Ehrgeiz und die Macht Ihrer Nachbarn, als in der Erhaltung des Reichs-systems. Seien Sie stets ein Feind dessen, der es umstürzen will: weil es nie geschehen kann, ohne Sie zugleich mit über den Haufen zu werfen. Verachten Sie auch das Oberhaupt des Reiches nicht in seinem Unglück und beweisen Sie ihm so viel Ergebenheit als möglich, ohne sich in sein Unglück verwickeln zu lassen.

Genießen Sie Ihre Jugend, ohne sie zu mißbrauchen. Lassen Sie einige Jahre für das Vergnügen vorüber eilen; dann denken Sie an eine Vermählung. Das erste Jugendfeuer taugt nicht zur Ehe und man dünkt sich schon alt, wenn man in der Blüte des Lebens kaum drei Jahre sich keiner Untreue schuldig gemacht hat. Nehmen Sie eine Prinzessin aus einem zu großen Hause, so wird sie glauben, daß sie Ihnen durch ihre Hand eine Gnade erwiesen; es wird Ihnen einen verderblichen Aufwand verursachen und Sie werden dadurch nur der Sklave Ihres Schwieger-vaters sein. Wählen Sie aber Ihre Gemahlin aus einem dem Ihrigen ziemlich gleichen Stande, werden Sie glücklicher leben: weil sie ruhiger sein werden, und weil die Eifersucht, zu welcher große Fürsten ihren Eehälften immer Gelegenheit geben, Ihnen in diesem Falle nicht lästig sein kann.

Verehren Sie Ihre Frau Mutter, die Urheberin Ihrer Lebens. Je mehr Achtung Sie ihr beweisen, desto achtungswürdiger werden Sie selbst sein. Wenn eine Mißhelligkeit zwischen Ihnen und ihr entstehen sollte, so geben Sie stets nach! Die Dankbarkeit gegen Eltern hat keine Grenzen; man kann den Vorwurf verdienen, daß man es hat daran fehlen lassen, aber niemals, daß man sie übertreibe.

Ich übergehe gleichgültige Dinge. Meine liebevolle Neigung zu Ihnen wird immer den aufrichtigsten Anteil an Ihrer Zufriedenheit nehmen und mit der größten Freude werde ich es hören, wenn Ihre Untertanen Sie preisen und segnen. Jede Gelegenheit, Ihnen nützlich zu sein, werde ich begierig ergreifen. Kurz, es gibt kein Glück, mein lieber Herzog, das ich Ihnen nicht wünsche; so wie es keines gibt, dessen Sie nicht würdig wären.

Aus den „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg“. 1747.

Die Ruhe, welche in ganz Europa herrschte, gestattete dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm seine ganze Aufmerksamkeit auf das Wohl seiner Völker zu richten. Wenn er in Kriegszeiten der Verteidiger seiner Staaten wurde, hatte er darum nicht minder den edlen Ehrgeiz, ihnen in Friedenszeiten ein Vater zu sein; er unterstützte die durch die Feinde zu Grunde gerichteten Familien, er richtete die zerstörten Stadtmauern wieder auf, Wüsten wurden angebaute Felder, Wälder verwandelten sich in Dörfer, und neue Ackerbaukolonien nährten ihre Herden an Stellen, welche die Verheerungen des Krieges zu Zufluchtsstätten wilder Tiere gemacht hatten. Die ländliche Ökonomie, diese so verachtete und so nützliche Betriebsamkeit, ward durch ihn aufgemuntert; man sah täglich neue Schöpfungen, und man legte ein künstliches Flußbett an, das, die Oder mit der Spree verbindend, den Handel seiner Provinzen erleichterte und den Transport der Waren nach der Ostsee und dem Weltmeere auf kürzerem Wege bewirkte. Friedrich Wilhelm war noch viel größer durch die Güte seines Wesens und durch seinen Eifer für das Gemeinwohl als durch seine militärischen Tugenden und seine gemessene Staatsklugheit, die ihn alle Dinge zur rechten Zeit und in solcher Weise angreifen ließen, daß sie Erfolg haben mußten. Die Tapferkeit macht große Helden, die Menschlichkeit gute Fürsten.

*

Ludwig XIV. war der Schiedrichter Europas durch seine Macht, die den größten Königen Ehrfurcht einflößte; Friedrich Wilhelm wurde das Orakel Deutschlands durch seine Tugend, die ihm das Vertrauen der größten Fürsten erwarb. Während so viele Herrscher mit Ungeduld das Joch des Despotismus trugen, das ihnen der König von Frankreich auferlegte, unterwarfen der König von Dänemark und andere Fürsten ihre Streitsachen der Entscheidung des Kurfürsten, und achteten seiner gerechten Urtheilssprüche.

Franz I. hatte vergeblich versucht, die schönen Künste nach Frankreich zu ziehen; Ludwig XIV. ließ sie dort ihren Wohnsitz aufschlagen, sein Schutz war glänzend, der attische Geschmack und die römische Eleganz lebten in Paris wieder auf, Urania hatte einen goldenen Zirkel in der Hand, Kalliope beklagte sich nicht mehr über die Unfruchtbarkeit ihrer Lorbeeren, und prachtvolle Paläste waren die Freistätten der Musen. Georg Wilhelm machte vergebliche Anstrengungen, den Ackerbau in seinem Lande zu erhalten; der dreißigjährige Krieg verwüstete, gleich einem reißenden Strom, den ganzen Norden von Deutschland. Friedrich Wilhelm bevölkerte seine Staaten wieder, er verwandelte Moräste in Wiesen, Einöden in Flecken, Ruinen in Städte, und man sah bald zahlreiche Herden in Gegenden, wo früher nur wilde Tiere gehaust hatten. Die nützlichen Künste sind die älteren Schwwestern der schönen Künste; sie müssen daher notwendiger Weise diesen vorangehen.

Ludwig XIV. verdiente die Unsterblichkeit, weil er die Künste beschützte; das Gedächtnis des Kurfürsten wird noch seinen spätesten Enkeln teuer sein, weil er nicht an seinem Vaterlande verzweifelte. Die Wissenschaften sind jenem, dessen freigebiger Schutz die Welt zu erleuchten diente, Bildsäulen schuldig, diesem, dessen Hochherzigkeit das Land wieder bevölkerte, schuldet die Menschheit Altäre.

Aber der König verjagte die Reformierten aus seinem Königreiche, und der Kurfürst nahm sie in seinen Staaten auf. In dieser Beziehung steht der abergläubische und harte Fürst weit hinter dem barmherzigen und duldsamen zurück; Politik und Menschlichkeit vereinigten sich, um hierin den Tugenden des Kurfürsten einen ganz entschiedenen Vorzug einzuräumen.

In Bezug auf Artigkeit, Höflichkeit, Freigebigkeit, Pracht übertraf der Französische Aufwand die Deutsche Genügsamkeit; Ludwig XIV. war darin Friedrich Wilhelm so überlegen, als Lucull dem Mithridat.

Beide schlossen Verträge und brachen sie, der eine aus Ehrgeiz, der andere aus Notwendigkeit; mächtige Fürsten weichen der Sklaverei ihres Wortes durch einen freien und unabhängigen Willen aus; weniger mächtige Fürsten lassen ihre Verpflichtungen unerfüllt, weil sie oft in die Umstände sich zu fügen genötigt sind.

Der Monarch ließ sich gegen das Ende seiner Regierung von seiner Maitresse beherrschen, und der Held von seiner Gemahlin; die Eigenliebe des Menschengeschlechtes würde zu sehr gedemütigt, wenn die Gebrechlichkeit dieser Halbgötter uns nicht belehrte, daß sie Menschen sind wie wir.

Sie endigten beide als große Männer, wie sie gelebt hatten, dem Herannahen des Todes mit unerschütterlicher Standhaftigkeit entgegensehend; das Vergnügen, das Glück, den Ruhm des Lebens mit einer stoischen Gleichgiltigkeit verlassend; mit sicherer Hand das Steuer des Staates lenkend bis zum Augenblick ihres Todes; beide richteten ihre letzten Gedanken auf ihre Völker, die sie mit väterlicher Liebe ihren Nachfolgern empfahlen; und durch ein Leben voll Ruhm und wunderbarer Taten haben sie beide den Namen des Großen gerechtfertigt, den ihnen ihre Zeitgenossen gaben, und den die Nachwelt einstimmig bestätigt.

**Aus der Lobschrift auf den Freiherrn von Knobelsdorff.
1754.**

Es ist der Charakter des Genius, diejenigen, die damit begabt sind, mächtig vorwärts zu treiben, sich dem unwiderstehlichen Hange der Natur zu überlassen, der ihnen anweist, wozu sie geeignet sind; daher kommt es, daß so viele ausgezeichnete Künstler sich selber gebildet und sich neue Wege auf der Bahn der Künste gebrochen haben. Diese mächtige Neigung zeigt sich besonders bei denjenigen, die zu Dichtern oder Malern geboren sind. Ohne den Ovid anzuführen, der Verse machte, trotz dem Verbot seines Vaters, ohne Tasso anzuführen, der in demselben Falle war, und ohne Correggios Erwähnung zu tun, der sich als Maler fühlte, sowie er die Gemälde Raphaels sah, finden wir in Herrn von Knobelsdorff ein ähnliches Beispiel. Er war ein gebotener Maler und großer Architekt; die Natur hatte ihm dazu die Mitgift gegeben, die Kunst brauchte nur die letzte Hand daran zu legen.

Sobald er seinen Abschied vom Militär genommen hatte, überließ er sich ohne Rückhalt seinen Neigungen, schloß Freundschaft mit dem berühmten Pesne und schämte sich nicht, ihm die Ausbildung seiner Talente anzuvertrauen. Unter diesem berühmten Meister studierte er jenes hinreißende Colorit, das durch eine süße Täuschung in die Rechte der Natur eingreift, indem es die tote Leinwand belebt. Er vernachlässigte kein Genre, von der Geschichte bis zu den Blumen, von der Ölmalerei bis zu der in Pastell. An der Hand der Malerei ward er zur Baukunst geführt, und da er im Anfange diese Kenntnis nur als Beiwerk betrachtete, von dem er bei seinen Gemälden Gebrauch machen konnte, fand er, daß das, was er als Zubehör ansah, sein Haupttalent war.

Die Zurückgezogenheit, in welcher er lebte, verbarg ihn dem Könige nicht, damals noch Kronprinz; dieser Prinz berief ihn zu seinem Dienste, und Herr von Knobelsdorff schmückte, als ersten Versuch, das Schloß zu Rheinsberg aus, und setzte es,

samt den Gärten, in den Stand, worin man es heute noch sieht. Herr von Knobeisdorff verschönte die Baukunst durch einen pittoresken Geschmack, der den gewöhnlichen Verzierungen Anmut verlieh; er liebte die edle Einfachheit der Griechen, und ein feiner Sinn ließ ihn alle die Ausschmückungen verwerfen, die nicht an ihrem Platze waren. Seine Begierde nach Kenntnissen erregte den Wunsch in ihm, Italien zu sehen, um in seinen Ruinen die Regeln der Kunst zu studieren. Er machte diese Reise im Jahre 1736. Er fand in der alten Baukunst mehr Majestät als in der modernen, bewunderte den prunkvollen Dom an der St. Peterskirche, ohne indessen gegen seine Fehler blind zu sein, indem er bemerkte, daß die verschiedenen Baumeister, die daran gearbeitet haben, sich mit Unrecht von dem ersten Entwurf, den Michel Angelo dazu gemacht hat, entfernt hätten. Also kehrte Herr von Knobelsdorff, mit den Schätzen Italiens bereichert, nach Berlin zurück, befestigt in den Grundsätzen der Architektur und durch seine Erfahrung bestärkt in den günstigen Vorurteilen, die er für das Colorit des Herrn Pesne hatte. Bei seiner Rückkehr machte er das Porträt des hochseligen Königs, des Kronprinzen und viele andere, die den Ruf eines Mannes begründet haben würden, wäre er nur Maler gewesen.

Im Jahre 1740, nach dem Tode Friedrich Wilhelms, vertraute ihm der König die Oberaufsicht der Gebäude und Gärten an. Herr von Knobelsdorff bemühte sich zuerst den Tiergarten bei Berlin auszusmücken; er schuf diesen durch die Mannigfaltigkeit der Alleen, der Einfassungen, der Anlagen und die reizende Mischung, welche die Schattierungen der Blätter so vieler verschiedener Bäume für das Auge hervorbringt, zu einem herrlichen Orte; er verschönte den Park durch Statuen und die Durchführung einiger Bäche, so daß er den Bewohnern dieser Hauptstadt einen bequemen und angenehmen Spaziergang verschaffte, wo die Verfeinerungen der Kunst unter den ländlichen Reizen der Natur sich darbieten.

*

Der König trug ihm den Bau des Opernhauses auf, eines der schönsten und regelmäßigsten Gebäude, welche diese Hauptstadt schmücken. Seine Fassade ist eine Nachahmung, doch keine Copie nach der des Pantheon; in dem Innern macht die glückliche Übereinstimmung aller Teile diesen Raum akustisch, so umfangreich er auch ist. Hierauf ward Herr von Knobelsdorff angestellt, den neuen Flügel des Charlottenburger Schlosses zu bauen, von welchem die Kenner die Schönheit des Vorsaals und der Treppe, die Feinheit des Salons und die Eleganz der Galerie bewundern. Er hatte Gelegenheit, seine Talente an der Decoration des neuen Säulenganges des Schlosses zu Potsdam zu üben, an der Marmortreppe und an dem Salon, wo die Apotheose des großen Kurfürsten dargestellt ist. Der Speisesaal zu Sanssouci, wo das Innere des Pantheon nachgeahmt ist, ward nach seinen Zeichnungen ausgeführt, ebenso die Grotte und die Colonnade von Marmor, die sich in den Gärten dieses Schlosses befinden. Außer diesen erwähnten Gebäuden sind eine Menge Privathäuser, sowohl in Berlin als in Potsdam, unter anderen das Schloß zu Dessau, nach seinen Zeichnungen gebaut worden.

Der Besitz so vieler Kenntnisse, machte Herrn von Knobelsdorff zu einem wahren akademischen Mitgliede, und sie würden ihm noch mehr Ehre gemacht haben, wenn der Tod ihn uns nicht in einem Alter entrissen hätte, wo seine Talente in ihrer vollen Blüte standen.

Aus der Lobschrift auf Voltaire. 1778.

Obgleich Herr von Voltaire von schwächlicher Körperbeschaffenheit war, obgleich Kummer, Sorgen und ein großer Fleiß seine Natur geschwächt hatten, brachte er seinen Lebenslauf doch bis auf vierundachtzig Jahre. Seine Existenz war derartig, daß bei ihm der Geist immer die Materie beherrschte; es war eine starke Seele, die ihre Kraft einem fast durchsichtigen

Körper mittheilte. Sein Gedächtnis war zum Erstaunen, er bewahrte alle Fähigkeit des Denkens und der Einbildungskraft bis zu seinem letzten Augenblick. Mit welcher Freude, meine Herren, erinnere ich Sie an die Beweise der Bewunderung und der Dankbarkeit, welche die Pariser diesem großen Manne während seines letzten Aufenthaltes in seinem Vaterlande darbrachten! Es ist selten, aber es ist schön, wenn das Publikum billig ist und während ihres Lebens solchen außerordentlichen Wesen, welche die Natur nur von Zeit zu Zeit hervorbringt, Gerechtigkeit widerfahren läßt, damit sie von ihren Zeitgenossen selbst den Beifall ernten, welchen sie von der Nachwelt sicher sind zu erhalten. Man durfte erwarten, daß ein Mann, der den ganzen Scharfsinn seines Genius dazu anwandte, den Ruhm seiner Nation zu verherrlichen, einige Strahlen davon auf sich selber zurückfallen sähe; die Franzosen haben es empfunden, und sie haben sich durch ihren Enthusiasmus würdig gemacht, den Glanz zu teilen, den ihr Landsmann über sie und das Jahrhundert verbreitet hat. Wird man aber glauben, daß dieser Voltaire, welchem das profane Griechenland Altäre errichtet haben würde, der in Rom Statuen gehabt hätte, welchem eine große Kaiserin, Beschützerin der Wissenschaften, ein Monument errichten wollte in Petersburg: wer wird glauben, sage ich, daß einem solchen Wesen in seinem Vaterlande das bische Erde verweigert werden sollte, um seine Asche zu bedecken? Wie! in dem achtzehnten Jahrhundert, wo das Licht mehr als je sich ausbreitet, wo der philosophische Geist so große Fortschritte gemacht hat, soll es Hierophanten geben, blind durch einen falschen Eifer, trunken von Fanatismus, die es verhindern, daß man die letzten Pflichten der Menschlichkeit ausübt an einem der berühmtesten Männer, welche Frankreich je hervorbrachte! Und dennoch hat Europa dies mit einem mit Empörung gemischten Schmerz mit angesehen. Aber wie groß auch der Haß dieser Rasenden sei und ihre Rachsucht, sogar noch die Leichname zu verfolgen, weder das Geschrei des Nei-

des, noch ihr wildes Geheule werden das Andenken des Herrn von Voltaire beflecken. Das gelindeste Schicksal, welches sie erwarten können, ist, daß sie und ihre niederträchtigen Ränke für immer in den Finsternissen der Vergessenheit begraben bleiben, während der Nachruhm des Herrn von Voltaire von Zeitalter zu Zeitalter wachsen und seinen Namen der Unsterblichkeit überliefern wird.

Über das Schulwesen. 1779.

An den Minister von Zedlitz.

Da ich gewahr geworden, daß bei den Schulanstalten noch viele Fehler sind, und daß besonders in den kleinen Schulen die Rhetorik und Logik nur sehr schlecht oder nicht gelehrt wird, dieses aber eine vorzügliche und höchst notwendige Sache ist, die ein jeder Mensch in jedem Stande wissen muß, und das erste Fundament bei Erziehung der jungen Leute sein soll, denn wer zum besten raisonniret, wird immer weiter kommen, als einer der falsche consequences ziehet; so habe euch hierdurch meine eigentliche Willensmeinung dahin bekanntmachen wollen: Wegen der Rhetorik ist der Quintilien, der muß verdeutschet, und darnach in allen Schulen informiret werden, sie müssen die jungen Leute traductions und discourse selbst machen lassen, daß sie die Sache recht begreifen nach der Methode des Quintilien, man kann auch ein Abrégé daraus machen, daß die jungen Leute in den Schulen alles desto leichter lernen, denn wenn sie nachher auf Universitäten sind, so lernen sie davon nichts, wenn sie es nicht aus den Schulen schon mit dahin bringen. Zum Unterricht in der logik ist die beste im Deutschen von Wolff: solche ist wohl ein bischen weitläufig, aber man kann sie abrégiren lassen; die ersten Schulen sind Schuld dran, wenn die jungen Leute nichts lernen: Die Lehrer lassen die jungen Leute nicht selbst arbeiten, sondern sie herumlaufen und halten sie nicht genug zum Lernen an: Lateinisch müssen die jungen Leute auch absolut lernen, davon gehe ich nicht ab;

es muß nur darauf raffiniert werden, auf die leichteste und die beste Methode, wie es den jungen Leuten zum leichtesten beizubringen; wenn sie auch Kaufleute werden, oder sich zu was anderm widmen, wie es auf das Genie immer ankommt, so ist ihnen das doch allezeit nützlich, und kommt schon eine Zeit, wo sie es anwenden können. In Joachimsthal und in den andern großen Schulen muß die logik durchgehends gründlich gelehrt werden, auch in den Schulen der kleinen Städte, damit ein jeder lernt einen vernünftigen Schluß machen in seinen eigenen Sachen, das muß sein: die Lehrer müssen sich auch mehr Mühe geben mit dem Unterricht der jungen Leute, und darauf mehr Fleiß wenden, und mit wahren Attachement der Sache sich widmen, dafür werden sie bezahlet, und wenn sie das nicht gebührend tun und nicht ordentlich in den Sachen sind, und die jungen Leute negligiren, muß man ihnen auf die Finger klopfen, daß sie besser attent werden; die Ehetorik nach dem Quintilien, und die Logik, nach dem Wolff, aber ein bischen abgekürzt, und das lateinische nach den Autoribus classicis, muß mit den jungen Leuten durchgegangen werden, und die Lehrer und Professores müssen das lateinische durchaus wissen, so wie auch das Griechische, das sind die wesentlichste Stücken mit, daß sie das den jungen Leuten recht gründlich beibringen können, und die leichteste methode dazu ausfindig zu machen wissen: Ihr müsset daher, mit der Schul-Verbesserung in den großen Städten, als Königsberg, Stettin, Berlin, Breslau, Magdeburg etc. zuerst anfangen: Auch ist die Elisabethschule zu Breslau, wo gute Leute gezogen werden, die hernach zu Schulmeisters genommen werden können: bei den kleinen Schulen muß erst angefangen werden, denn da wird der Grund gelegt, die jungen Leute mögen hiernächst auf einen Juristen, Professor, Sekretär oder was es ist, studiren, so müssen sie das alles, auch lateinisch, wissen: Eine gute deutsche Grammatik, die die beste ist, muß auch bei den Schulen gebraucht werden, es sei nun die Gotschedische, oder eine andere, die zum Besten ist.

Von großen Nutzen würde es sein, wenn die jungen Leute in einem Schulhause beständig beisammen wären, wofür die Eltern was gewisses bezahlten; so würden sie weit mehr lernen, als wenn sie zu Hause sind, wo sie die Eltern nur herumlaufen lassen: Wie im Joachimsthal, da können sie gut studieren, da sind sie immer beisammen; die rhetorik und Logik ist für alle Stände, alle Menschen haben sie gleichnötig, nur muß die methode des Unterrichts ein bischen reformiert werden, damit die jungen Leute besser lernen: Und wenn ein Lehrer oder Professor darin sich hervortut, so muß man denn sehen, wie man dergleichen Lehrer auf eine Art avantagiret, daß sie aufgemuntert, und die andern gereizet werden, sich auch zu befeißigen, daß sie nicht so grob sind: die Autores classici müssen auch alle ins deutsche übersetzt werden, damit die jungen Leute eine Idee davon kriegen, was es eigentlich ist; sonst lernen sie die Worte wohl, aber die Sache nicht: die guten Autores müssen vor allem übersetzt werden ins Deutsche, als im Griechischen und Lateinischen, der Xenophon, Demosthenes, Sallust, Tacitus, Livius und von Cicero alle seine Werke undS chriften, die sind alle sehr gut, desgleichen der Horatius und Virgil, wenn es auch nur in prosa ist: Im Französischen sind auch exzellente Sachen, die müssen ebenfalls übersetzt werden; und wenn die jungen Leute was gearbeitet haben, so muß das gegen die deutsche Übersetzung gehalten, und ihnen gewiesen werden, wo sie unrechte Wörter angebracht, und gefehlt haben: Gegenwärtig geschieht der Unterricht nur schlecht, und es wird nicht genug Attention auf die Erziehung in den Schulen gewandt, drum lernen die Kinder auch nicht viel, die ersten Fundamente sind nichts nutze: Wer zum besten raisonnieren kann, wird immer zum weitesten kommen, besser als der, der nur falsche Schlüsse ziehet: Vor junge Leute, die beim Commerce gehen wollen, sind so ein Haufen gute Bücher, woraus sie das commerce einer jeden Nation in der ganzen Welt kennen lernen können: für Leute, die Officiers werden, ist die historie nötig, auch für an-

dere Leute, und zwar muß solche gleich im Anfang gelehrt werden: denn es sind abreges genug davon da, anfänglich muß man sie nur kurz unterrichten, und sich bei den alten Zeiten nicht zu lange aufhalten, doch so, daß sie eine Kenntnis von der alten Geschichte kriegen. Aber in den neueren Zeiten, da muß man schon etwas genauer damit gehen, damit die jungen Leute solche gründlich kennen lernen, und das geht auch spielend an. In Ansehung der Geometrie, da sind schon andere Mittel, um ihnen solche zu lernen: Und was die Philosophie betrifft, die muß von keinem Geistlichen gelehrt werden, sondern von Weltlichen: sonst ist es eben so, als wenn ein Jurist einem Offizier die Kriegskunst lehren soll: Er muß aber alle Systems mit den jungen Leuten durchgehen, und durchaus keine neuen machen: Von der metaphisik müssen sie auch was durchgehen: Aber vom Griechischen und Lateinischen gehe ich durchaus nicht ab bei dem Unterricht in den Schulen: Und die logic ist das allervernünftigste, denn ein jeder Bauer muß seine Sachen überlegen und wenn ein jeder richtig dächte, das wäre sehr gut: Die Rhetorik muß den jungen Leuten, wie schon gesagt, ebenfalls gründlich beigebracht werden: Man muß auch darauf acht geben, daß die Kinder fleißig in die Schulen kommen, und wenn das nicht geschieht, muß das den Vätern und Eltern gemeldet werden, daß sie sie dafür strafen, denn warum schicken sie sonst die Kinder in die Schule, als daß sie was lernen sollen, sonst können sie sie ja nur zu Hause behalten. Daß die Schulmeister auf dem Lande die Religion und die Moral den jungen Leuten lernen, ist recht gut, und müssen sie davon nicht abgehen, damit die Leute bei ihrer Religion hübsch bleiben, und nicht zur katholischen übergehen, denn die evangelische Religion ist die beste, und weit besser wie die katholische, darum müssen die Schulmeister sich Mühe geben, daß die Leute attachement zur Religion behalten, und sie so weit bringen, daß sie nicht stehlen und nicht morden: Diebereien werden indessen nicht aufhören, das liegt in der menschlichen

Natur: denn natürlicherweise ist alles Volk diebisch, auch andere Leute, und solche, die bei den Kassen sind, und sonst Gelegenheit dazu haben: Im Lauenburg'schen und Bütow'schen ist es noch mehr, wie an anderen Orten, nötig, die education der Kinder in eine bessere Ordnung zu bringen, denn da fehlt es noch sehr daran: Im Altenburgschen ist eine sehr gute Erziehung, die Leute sind alle so ordentlich und vernünftig: Wenn man von daher könnte Schulmeister kriegen, die nicht so teuer wären, so würde das sehr gut sein: Ihr werdet sehen, wie das zu machen steht: sonsten ist es auf dem platten Lande genug, wenn sie ein bischen lesen und schreiben lernen, wissen sie aber zu viel, so laufen sie in die Städte, und wollen Sekretärs werden: deshalb muß man auf dem platten Lande den Unterricht der jungen Leute so einrichten, daß sie das notwendige, was zu ihrem Wissen nötig ist, lernen, aber auch in der Art, daß die Leute nicht aus den Dörfern weglaufen, sondern hübsch da bleiben: Nach meiner Willensmeinung und Vorschrift werdet Ihr daher bemüht sein, alles in den Schulen besser einzurichten und zu regulieren, damit meine landesväterliche Intention bestens erreicht wird.

Aus dem Aufsatz „Über die deutsche Literatur“. 1780.

Was geschah in Deutschland? Gerade als Richelieu sich mit Ruhm bedeckte, indem er seine Nation ausbildete, wütete der dreißigjährige Krieg. Deutschland wurde von zwanzig verschiedenen Armeen verwüstet und ausgeplündert, welche bald siegreich, bald geschlagen, die Verheerung mit sich führten. Das flache Land war verwüstet, die Felder wurden nicht bestellt, die Städte waren fast menschenleer. Nach dem Westfälischen Frieden hatte Deutschland wenig Zeit, sich zu erholen; bald widersetzte es sich der Gewalt des ottomanischen Reiches, sehr furchtbar zu jener Zeit; bald widerstand es französischen Heeren, welche durch germanischen Boden das Reich der Gallier vergrößern wollten. Glaubt man, als die Türken Wien bela-

gerten, oder als Mélac die Pfalz plünderte, als die Flammen die Häuser und Städte verzehrten, als selbst das Asyl des Todes durch die wahnsinnige Zügellosigkeit der Soldaten entweicht wurde, welche die Leichen der Kurfürsten aus ihren Gräbern zogen, um sich deren elende Hüllen anzueignen, glaubt man, daß in den Augenblicken, wo verzweifelte Mütter sich aus den Ruinen ihres Vaterlandes flüchteten, ihre vor Hunger sterbenden Kinder in den Armen tragend, daß man in Wien und Mannheim Sonette dichtete, daß man Epigramme machte? Die Musen verlangen ruhige Wohnstätten, sie fliehen die Orte, wo Unruhe herrscht und wo Alles im Untergange begriffen ist. Wir konnten daher erst nach dem Successionskriege damit anfangen, das wieder herzustellen, was wir durch so viele auf einander folgende Unfälle verloren hatten. Es ist also weder dem Verstande noch dem Geiste der Nation der geringe Fortschritt zuzuschreiben, den wir gemacht haben; wir dürfen nur einer Reihe unglücklicher Umstände die Schuld beimessen, einer Verkettung von Kriegen, die uns zu Grunde gerichtet und uns an Geld und Menschen arm gemacht haben.

Diejenigen, welche zuletzt kommen, übertreffen zuweilen ihre Vorgänger; das könnte bei uns schneller geschehen, als man denkt, wenn die Landesherren Sinn für die Wissenschaften bekommen, wenn sie diejenigen aufmuntern, welche dieselben pflegen, und indem sie diejenigen loben und belohnen, welche am meisten darin erreicht haben. Hätten wir Medizäer, so würden wir große Geister aufblühen sehen. Augustusse würden Virgile hervorbringen. Wir würden unsere klassischen Schriftsteller haben, jeder würde diese gern lesen, um von ihnen zu lernen, unsere Nachbarn würden deutsch lernen, die Höfe würden es mit Vergnügen sprechen, und es könnte sich ereignen, daß unsere verfeinerte und vervollkommnete Sprache zu Gunsten unserer guten Schriftsteller sich von einem Ende Europas bis zu dem anderen verbreitete. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen

sich; ich verkünde sie Ihnen, sie werden erscheinen; ich werde sie nicht sehen, mein Alter benimmt mir diese Hoffnung. Ich bin wie Moses: ich sehe von ferne das gelobte Land, aber ich werde nicht hineinkommen. Entschuldigen Sie diesen Vergleich. Ich lasse Moses für das gelten, was er ist, und will mich ihm durchaus nicht gleichstellen, und was die schönen Tage der Literatur betrifft, welche wir erwarten, so sind sie mehr wert, als die kahlen dürren Felsen des unfruchtbaren Idumäa.

Zeitgenossen über seine Person

Äußeres.

Der König war wohl nicht über 5 Fuß und 5 bis 6 Zoll groß, aber bei dieser mittelmäßigen Größe wohl gewachsen, und hatte eine erhabene und breite Brust. Sein Kopf hing ein wenig nach der rechten Seite, wozu er vermutlich durch das Flötenspiel war gewöhnt worden. Sein Gesicht war weder mager noch voll, hatte aber starke und ernsthafte Züge; die Nase war lang, aber gut gebildet; die Augen waren weder zu groß noch zu klein, aber voller Lebhaftigkeit, und in gewissen Fällen voller Feuer; denn sie kündigten seine Gemütsbewegungen stark an, und drückten insonderheit den heftigen Zorn auf eine erschreckende Art aus. Man erblickte ordentlicher Weise in seinem Gesicht nichts Angenehmes, sondern nur Ernst und Strenge, daher gewöhnten sich auch diejenigen, welche viel und täglich um ihn waren, an ein ernsthaftes Gesicht. Sein Gang war etwas nachlässig, aber schnell und stolz. Zu Pferde saß er in jüngeren Jahren gut, im Alter gekrümmt und nachlässig, ausgenommen wenn er galoppierte, welches er lange aushalten konnte. Seine Gesichtsfarbe war braunrot, und kündigte einen Mann an, der sich nie der heißen und kalten Witterung entzogen hatte, einen Soldaten. Seine Augen sahen in der Nähe gut, in der Ferne aber nicht ohne Unterstützung eines Augenglases. Seine Stimme war einem Befehlshaber gemäß.

(Büsching.)

Tageseinteilung.

Der König hatte eine Ordnung seiner täglich aufeinander folgenden großen und kleinen Geschäfte, seiner Arbeiten und Vergnügungen, festgesetzt, welche er beibehielt, und nur in Not- und außerordentlichen Fällen veränderte. Wenn er Strümpfe, Beinkleider und Stiefel in und auf dem Bette ange-

zogen hatte, trat er vor den Kamin, zog ein anderes Hemd und sein Casaquin an, und legte das Kissen und Tuch (ehedessen die Nachtmütze) von dem Kopfe, welche so wie die von dem starken Schweiß ganz nassen Bettstücke vor dem Kamin aufgehangen wurden. Nun setzte er sich an den Tisch, auf welchem das in der Nacht angekommene Paket Briefe gelegt war, ließ sich den Haarzopf zurecht machen, und eröffnete unterdessen das Briefpaket. Die, welche von bekannter Hand waren, und welche den meisten Reiz für ihn hatten, behielt und las er, die übrigen schickte er an den geheimen Cabinetsrat, damit ein Auszug aus denselben gemacht wurde. Wenn er die übrigen durchgelesen, und neben sich auf einen kleinen Tisch gelegt hatte, stand er auf, wusch sich Gesicht und Hände mit einer nassen Serviette, setzte sich seine Haartour auf, und frisierte sich sein Haar stehend selbst, welches sehr geschwind von staten ging, und wobei ihm ein Spiegel vorgehalten wurde. Nun setzte er den Hut auf, (den er beständig auf dem Kopfe hatte, außer bei Tisch, und wenn er mit vornehmen Personen sprach,) und ging in das Vorzimmer, um dem daselbst befindlichen Adjutanten des ersten Bataillons Garde den Rapport abzunehmen, auch wohl, um ihm Befehle, welche das Kriegswesen anbetraf, zu geben. Gleich darauf trank er erst kaltes Wasser, und hernach Kaffee. Nun ergriff er die vorher schon aufgeschriebene Flöte, die sein meistes und edelstes Vergnügen ausmachte, solange er sie blasen konnte, und spazierte von einem Zimmer in das andere, und blies wohl zwei Stunden lang auswendig gelernte Stücke und Stellen. Ungefähr um 10 Uhr gab er die Flöte weg, und ließ sich den von dem Cabinetsrat eingeschickten Auszug, aus den an ihn eingelaufenen Briefen und Bittschriften reichen. Wenn er diesen durchgelesen, auch dem Commandanten die Parole gegeben hatte, ließ er diejenigen seiner geheimen Cabinetsräte, die den mündlichen Vortrag bei ihm hatten, einer nach dem andern zu sich in das Cabinet kommen, und sagte ihnen, was auf jeden Brief geantwortet werden solle. Wenn

dieses geschehen war, besorgte er seine Toilette, das heißt, er zog sein Casaquin aus, bestrich seine Haare mit ein wenig Pomade, ließ Puder auf dieselben schütten, wusch das Gesicht wieder mit einer Serviette ab, und zog die Uniform an. Hatte er Briefe und Antworten an seine Familie zu schreiben, so setzte er sich nun an seinen Schreibtisch, und verfertigte sie eigenhändig; sonst, oder wenn die Briefe geschrieben waren, nahm er ein Buch, und las mit lauter Stimme in demselben, spielte auch wohl, wenn Zeit dazu vorhanden war, einige Konzertsstimmen auf der Flöte. Mit dem Uhrschlag der zwölften Stunde ging er zur Tafel, welche bald kurz, bald länger währte. Gleich nach derselben blies er wieder eine halbe Stunde, und noch wohl länger die Flöte, unterschrieb alsdann die im Cabinet abgefaßten Briefe, und trank Kaffee. Ordentlicher Weise war alles dieses um 4 Uhr geschehen, und alsdann las er wieder bis 5 Uhr; um diese Stunde aber kam sein sogenannter Vorleser (einen wirklichen hat er erst zwei Jahre vor seinem Tode angenommen,) zu ihm, mit dem er sich eine Zeitlang unterhielt, oder auch wohl in Zimmern und auf dein Saal herumspazierte. Gemeinlich ging um 6 Uhr das Konzert an, vor demselben aber eine Viertelstunde das Vorspiel her. Nun spielte er drei Konzerte, hörte auch wohl zuweilen entweder eines von Quanz, oder ein Solo von Duport an, und alsdann hatte die Musik gemeinlich an dem Tage ihr Ende. Nach dem Konzert kam einer von den Gelehrten zu ihm, die er zum Umgang bei sich hatte, diesen las er erst selbst etwas vor, und hernach unterredete er sich und disputierte mit ihm darüber. Das dauerte fort, bis die Stunde kam, da er gewöhnlichermaßen zu Bette ging.

(Büsching.)

Jahreslauf.

In den Wintermonaten machten nur die sogenannten Karnevalslustbarkeiten einige Veränderung in der täglichen Lebensordnung des Königs; die er aber mehr um der Königlichen Fa-

milie, des Hofes, der Kollegien, und überhaupt der Berliner, wie auch um der Fremden willen, als seiner selbst willen veranstaltete. Er begab sich jährlich einige Tage vor Weihnachten aus Potsdam nach Berlin, gab daselbst und ließ geben Opern, Redouten, Bälle und Gastmähler, besuchte auch Vormittags die großen Wachtparaden. Dieser Aufenthalt dauerte ungefähr vier Wochen, denn mit seinem Geburtstage hörte er auf, und er kehrte desto vergnügter nach Potsdam zurück, je weniger ihm Berlin gefiel. Nachdem Sanssouci erbaut war, bezog er diese angenehme Sommerwohnung schon entweder am Ende des März- oder im Anfang des Aprilmonats; entweder am Ende dieses Monats aber oder im Anfang des Mai ging er nach dem Lustschloß Charlottenburg. Am siebzehnten und achtzehnten Mai war bei Potsdam die Truppenmusterung, am ein-, zwei- und dreiundzwanzigsten war sie bei Berlin, am sechs-, sieben- und achtundzwanzigsten bei Magdeburg; am zweiten Juni bei Küstrin, am dritten und vierten bei Stargard in Pommern, am achten, neunten und zehnten in Ostpreußen. Wenn er nach Potsdam und Sanssouci zurückgekommen war, stellten sich die Finanzminister bei dem König ein, der Finanzetat von dem verflorbenen Jahr ward untersucht, und für das neue Jahr ward er festgesetzt.

Nun fing der König an, das egersche mineralische Wasser zu trinken, und nach desselben Genuß hielt er sich in den letzten Jahren einige Wochen in dem neuen Palast bei Sanssouci auf; woselbst er Besuch von seinen Geschwistern annahm, auch eine kleine Gesellschaft sogenannter Brunnengäste bei sich hatte, als, einen Cabinetsminister, einen General, und ein Paar andere Personen. Entweder am vierzehnten oder fünfzehnten August trat er die Reise nach Schlesien an, auf welcher er die Regimenter in den Städten und Festungen, und die letzten selbst besah. Am zwanzigsten kam er zu Neiße an, und am drei-, vier- und fünfundzwanzigsten war bei dieser Festung eine Truppenmusterung. Entweder am fünf- oder sechsund-

zwanzigsten erfolgte seine Ankunft zu Breslau, woselbst er sich gemeiniglich drei, vier bis fünf Tage aushielt. Er besprach sich mit seinem dasigen Finanzminister über die Finanzsachen, untersuchte die Festungswerke, und gab alle Mittag den Generalen und Obristen der Regimenter und dem vornehmen Adel große Tafel. Gegen das Ende des Augusts bezog er in der Gegend der Stadt mit den dasigen Truppcn ein Lager, und die Mustcrung desselben währte auch drei Tage. In den ersten Tagen des Septembers kam er wieder zu Sanssouci an. Einige Tage nachher besah er bei Berlin das Artilleriecorps. Am ein-, zwei- und dreiundzwanzigsten September stellte er seit 1764 bei Potsdam mit unterschiedenen Regimentern Kriegsübungen an; und nun hatten für das Jahr die ins Große gehende Geschäfte ihr Ende; der König aber zog um den Ausgang des Novembers auf sein Schloß zu Potsdam.

(Büsching.)

Regierungsart.

Die Berichte der Minister und Kollegien an ihn wurden erstlich so kurz und deutlich als möglich gefaßt; hernach eng geschrieben, damit sie nicht groß und weitläufig zu sein schienen, auch ganz oben auf dem Papier angefangen, und wenn seine eigenhändigen Antworten auf dieselben verlangt und erwartet wurden, so wurde der Bogen Papier in der Mitte gebrochen, und eine Hälfte zu seiner Antwort leer gelassen. Seine von den Cabineträten nach seinem Befehl aufgesetzten Antworten fingen auch oben auf dem Papier an, und hatten keinen leeren Rand.

Auf die Briefe und Berichte, die unmittelbar an den König abgingen, wurde nur gesetzt: an Roi. Weil ein jeder seiner Untertanen die Erlaubnis hatte, an ihn zu schreiben, auch auf den Brief und die Schrift, wenn er es entweder für nötig, oder doch für nützlich hielt, setzen konnte: zu seiner Majestät eigenen Eröffnung; und weil er in diesem Fall alles selbst eröffnete,

und alles, was für ihn bestimmt war, auf den Posten, von den Cahinetsräten, und von seinen Domestiken, angenommen, und ihm zugeschickt und überreicht werden mußte: so konnten diejenigen, welche entweder etwas bei ihm angaben, oder jemand verklagten, ganz frei schreiben. Also war kein Minister, kein General, kein Kollegium vor Angaben und Klagen sicher, und fand der König Grund und Ursach zu unmittelbaren Verfügungen, so geschahen sie mit einer solchen Lebhaftigkeit, auch wohl Heftigkeit, daß diejenigen, an welche sie ergingen, dadurch in starke Bewegung gesetzt, und erschüttert wurden. Zuweilen litt ein Angeklagter auch wohl ohne Verschulden nicht wenig; allein im Ganzen war diese Regierungs- und Verfahrungsart des Monarchen ein vortreffliches Mittel, gegen den Minister-Despotismus, welcher in einem Staat das allerunträglichste ist, und einen jeden Mann von Verstand und Mut berechtigt, sich bei einem solchen König, als Friedrich der Zweite war, darüber zu beschweren.

Wenn der König weder zu Berlin noch Potsdam, sondern auf Reisen in seinen Staaten war, so gingen doch die Berichte seiner Minister und Generale, auch wohl seiner Untertanen Vorstellungen und Bittschriften an ihn ab, und an jedem Tage erfolgten die Antworten, Bescheide und Verfügungen aus dem Ort, da sie den König antrafen, daher ihn allezeit einige Personen, die zu der Cabinetskanzlei gehörten, begleiten mußten. Überhaupt schob er nichts auf den folgenden Tag auf; und konnte er, wenn er das Chiragra hatte, die Antworten und Bescheide, die an die Minister, Generale, Staats- und Landes-Collegia ergingen, gar nicht eigenhändig unterschreiben, so ward ein Cabinetssiegel anstatt seiner Unterschrift darunter gesetzt, und von einem Cabinetsrat durch einige Worte bezeugt, daß dieses auf Befehl des Königs geschehen sei.

Persönlich und unmittelbar hörte und nahm er nicht gerne Klagen und Bittschriften an; trafen ihn aber Leute bei einem Ausritt an, so kam es darauf an, ob er aufgeräumt war oder

nicht. War er zufriedenen und vergnügten Gemüts, so hörte er sie an, war er es nicht, so wies er sie gleich entweder mit Gebarden oder mit Worten ab, und wenn sie zu dreist, unverschämt und ungestüm waren, in einem unlustigen Ton: na! was wollt ihr denn? gehet nach der Justiz! gehet nach der Kammer! Doch sagte er auch wohl: nu! so gebet denn (eure Bittschrift) ab!

(Büsching.)

Der „Hof“.

Einen „Hof“ in der Bedeutung, die man in ganz Europa diesem Worte beilegt, hatte Friedrich der Große nicht; die Etikette und Förmlichkeit, die einen Menschen, der arbeiten und sein eigener Herr sein will, nur belästigen können, hielt er sich nach Möglichkeit fern und er hatte deshalb in seinem persönlichen Dienst für gewöhnlich nur einen oder zwei Kammerherren, um ihm die fremden Reisenden vorzustellen oder andere Leute einzuführen, die er selbst kennen zu lernen wünschte. Dieses Amt hatten bei ihm Graf Nesselrode und Herr von Görtz, später der Marquis Luchesini.

Friedrichs Geschmack an persönlicher Freiheit – ein Geschmack, der sich oftmals sehr wohl mit der Neigung verträgt, die persönliche Freiheit seiner Nebenmenschen zu unterdrücken – ging aus zwei Hauptursachen hervor, aus dem festen Willen, sich durch nichts von der Erfüllung seiner Pflicht und von seiner hohen Aufgabe abhalten zu lassen, und aus dem Wunsch, alles selbst zu sehen und zu prüfen.

Die Gewohnheit der Arbeit und die Vorliebe für die Freiheit machten dem großen König seine Einsamkeit so lieb, daß er selbst seine liebsten Angehörigen oder fremde Fürstlichkeiten, sogar wenn er deren Besuch mit großem Vergnügen empfing, so schnell wie möglich wieder loszuwerden suchte. So hielten sich zum Beispiel Großfürst Paul von Rußland, der spätere Zar, Königin Ulrike von Schweden, die nach dreißigjähriger Trennung ihn besuchte, die verwitwete Kurfürstin von Sachsen,

Tochter Kaiser Karls des Siebenten, und andere nur wenige Tage in Potsdam auf. Er wählte zuweilen sehr sonderbare Mittel, um seine Gäste zu verabschieden, obwohl er dabei die Formen der strengsten Höflichkeit wahrte. So sagte er zum Beispiel zu seiner Schwester, der Königin von Schweden:

„Ich habe gehört, liebe Schwester, daß Sie schon wieder von mir scheiden wollen, um unsere Brüder und Schwestern in Berlin aufzusuchen. Das tut mir wirklich leid. Ich habe noch recht wenig von unserem Zusammensein gehabt; indessen Sie finden in Berlin bessere Unterhaltung, als Potsdam sie bieten kann, zumal da ich stets so stark beschäftigt bin. So muß ich mich denn opfern. Man sagt, Sie reisen schon morgen früh. Ich sage Ihnen noch nicht Adieu, denn ich hoffe Sie heute abend noch einmal sehen zu können“ usw.

Ich brauche nicht weiter zu versichern, daß Königin Ulrike natürlich kein Wort von ihrer Abreise gesagt hatte, daß sie im Gegenteil mit größter Freude noch recht lange in der Nähe ihres Bruders geblieben wäre.

So teuer dem König seine Einsamkeit war, so brachte er doch stets die Opfer, die die Anforderungen der Politik ihm auferlegten. So behielt er denn auch den russischen Großfürsten mehrere Tage bei sich in Potsdam und suchte ihn ein- oder zweimal in Berlin auf, benutzte aber zugleich diese Anlässe, um seine Truppen zu besichtigen.

Die Berliner Hoffestlichkeiten waren sehr unbedeutend. Es fand bei der Königin jährlich nur ein einziges großes Fest statt, und zwar zu ihrem Geburtstag. Der König erschien dabei stets, und sogar in seidenen Strümpfen, aber er blieb selten länger als eine halbe Stunde. Das ganze Fest bestand auch nur aus einem großen Konzert, Spiel, Ball und Souper. Die Menge der Gäste war allerdings sehr bedeutend, denn die gesellschaftliche Pflicht, die Schicklichkeit und die Weltklugheit erforderten natürlich, daß man hinging.

Abgesehen von diesen Festen hatte man nur die Empfangstage der Königin, die aber kein Vergnügen waren, sondern eine Formsache, und den Karneval, der zu mehrten Bällen oder Konzerten Anlaß gab. Der König kam selten vor dem 19. Dezember dazu nach Berlin und reiste spätestens am 28. des folgenden Monats wieder nach Potsdam ab. Während dieser fünf Wochen war wöchentlich zweimal Opernvorstellung und zweimal Maskenball. Wenn der König an den Soupers der Redouten teilnahm, zog er sich stets sofort nach Aufhebung der Tafel zurück. Aber zu meiner Zeit ging er selten mehr hin. Viel häufiger erschien er zu den Operaufführungen. Er saß stets im Parkett unmittelbar hinter dem Orchester; oftmals erhob er sich und verfolgte mit größter Aufmerksamkeit, die Lognette in der Hand, das Spiel der Sänger auf der Bühne.

(Thiébault.)

Frauen.

In seiner ersten Jugend soll er nicht so gleichgültig gegen das andere Geschlecht gewesen sein, als in der nachmaligen und größten Zeit seines Lebens. Er hat aber, ich weiß nicht gewiß, um welcher Ursachen willen, früh angefangen, einen Widerwillen gegen das Frauenzimmer zu fassen, und den Umgang mit demselben zu fliehen. Erforderten es Zeit und Umstände, so wußte er es mündlich und schriftlich auf eine artige und angenehme Weise zu unterhalten; es mußte aber nicht lange währen, weil seine Höflichkeit gegen dasselbe erzwungen war, und er im Reden sich nicht lange so einschränken konnte, als die Wohlanständigkeit in Gegenwart des Frauenzimmers es erforderte.

(Büsching.)

Bücher.

In seiner Handbibliothek war kein deutsches Buch, und alle deutschen Bücher, welche ihm geschenkt wurden, schickte er,

so wie die meisten andern Bücher, welche er von ihren Verfassern bekam, in die Bibliothek nach Berlin. An alten klassischen Schriftstellern, welche er in französischen Übersetzungen las, enthielt sie in den letzten 20 Jahren seines Lebens die Werke des Polybius, Diodorus aus Sicilien, Herodotus, Plutarchus, (namentlich desselben Lebensbeschreibungen), Homerus, Demosthenes, Aeschines, Isokrates, Epictetus, Lucianus, Titus Livius, Julius Cäsar, Sallustius, Quintus Curtius, Ammianus Marcellinus, Cicero, Seneca, Lucanus, Plautus, Terentius, Lucretius, Juvenalis, Virgilius, Ovidius, Petronius, des jüngeren Plinius; Jerusalem delivrée par Tasse, Fables et Contes de la Fontaine, Oeuvres de Boileau, de Rousseau. de Pierre Corneille, de Racine, de Crébillon, de Fontenelle, Poesies de Chaulieu, de Gresset, de Deshoullières, la Princesse de Cleve, la Pucelle d'Orleans, contes de Boccace, Sermons de Bourdaloue, de Saurin, Oraisons de Fléchier, Lettres de Sévigné, Lettres provinciales, Lettres persanes de Montesquieu, Aventures de Télémaque, Reflexions de le Rochefoucault, Mémoires de Feuquieres, de Villars, de Montecuculi, du Chevalier Temple, de Grammond, Histoire des Empereurs par Crevier, Révolutions par Vertot, Histoire militaire de Luxembourg, Campagnes du Prince Eugène, de Turenne, Histoire de France per Mézerai, Histoire de Heunri IV, de l'Amérique par Robertson, Vie de l'Empereur Julien, Oeuvres de Brantôme, Abrégé de l'Histoire ecclesiastiques de Fleury, Histoire des variations des églises protestantes, Oeuvres de Machiavel, de Bossuet, de Voltaire, Pensées de Pascal, L'art de penser, Pensées diverses sur le Comète par Bayle, Systeme de la nature, Theologie portative. Er ließ seine Handbücher in hellroten Saffian mit vergoldetem Schnitt einbinden, schonte ihrer aber nicht, sondern sie lagen oft sehr lange auf Tischen und vor den Fenstern aufgeschlagen, selbst in der Sonne, so daß sie schwer wieder zusammengedrückt werden konnten.

(Büsching.)

Musik.

Der König spielte bekanntermaßen die Flöte meisterhaft. Ich wenigstens habe niemand auf diesem Instrument das Adagio schöner vortragen hören. Quanz richtete sich überhaupt in seinen Konzerten, die bloß für den König gemacht waren, mehr oder weniger nach demselben. Die langsamen Sätze in seiner großen Menge von Konzerten sind entweder zufrieden ruhig oder schmeichelnd, oder herzerührend; nicht klagend oder traurig, welches der König nicht liebte. Die herzerührenden Sätze, von welchen sich in den Quanzschen Konzerten mehrere vorzügliche finden, spielte der König vorzüglich mit einer Simplizität und innern Empfindung, welche selbst wenige Virtuosen haben. Im Allegro hatte er einen brillanten Vortrag; aber seine Kammermusik verzog ihn, indem sie ihm beständig im Takte nachgab.

Der König war gewöhnlich äußerlich bei guter Laune, wenn er zum Konzerte kam; denn wenn er entweder äußerst dringende Geschäfte hatte oder krank war, so ward das Konzert ausgesetzt. Indessen Quanz, welcher den König seit so vielen Jahren genau kannte, versicherte mich: er könne an des Königs jedesmaligen Vortrage der letzten Allegrosätze seiner Konzerte sehr gut abnehmen, ob der König bei heiterm und ruhigem Geiste sei oder nicht. Der König pflegte nicht allein die drei oder vier Konzerte, welche er an einem Abende spielen wollte, vorher durchzuspielen, sondern oft blies er Vormittags auch noch Solfeggi, die er auswendig wußte. Gewöhnlich phantasierte er, im Zimmer herumgehend, Morgens ehe die Cabinetsräte kamen, eine Zeitlang, länger oder kürzer. Er sagte einst zu d'Alembert, da er mit ihm über Musik, und auch von den Wirkungen der Seele redete: daß er während dieses Phantasierens oft allerlei Sachen überlege, und nicht daran denke, was er spiele, daß ihm aber während des Phantasierens schon oft die glücklichsten Gedanken, auch über Geschäfte, eingefallen wären. Wer ein so feines Gefühl wie Quanz gehabt und den König eben so gut

gekannt hätte, würde vielleicht, wenn er diese seine Flötenphantasien gehört hätte, aus den Wendungen derselben auf den jedesmaligen Gemütszustand dieses außerordentlichen Virtuosen haben schließen können.

(Nicolai.)

Gesundheit.

In seiner Jugend empfand er sich nicht stark, und glaubte also nicht alt zu werden. Er hatte wegen seiner Lebensunordnung Ursache so zu denken. In der folgenden Zeit waren Gicht und Podagra seine gewöhnlichen Krankheiten, und das letzte bekam er fast alle Jahre. Er meinte, daß er es von seinem Vater geerbt, dieser aber es sich durch den Rheinwein zugezogen habe, den er also verabscheute, und jedermann, wegen seiner Säure und zusammenziehenden Kraft, vor demselben warnte.

Bei dem Anfang des ersten schlesischen Krieges bekam er das viertägige Fieber, welches ihm zu der damaligen Zeit doppelt unangenehm war. Um bald davon befreit zu werden, verordnete er sich selbst Chinapulver, welche zu verschreiben die Ärzte damals noch nicht recht wagten, und wurde gesund. Nun fingen die Ärzte in unserer Gegend an, Zutrauen zu der China zu bekommen. Wenn er Fieber, die einen Tag währten, bekam, so rührten sie blos daher, daß er nicht gut verdaut hatte, und die hämorrhoidalischen Zufälle, welche ihm zuweilen zustießen, hielten nicht lange an. So lange seine Krankheiten und Schmerzen währten und zunahmen, war er geduldig, zufrieden und sanftmütig, und begegnete seinen Wärtern und Pflegern gelinde und gnädig, wenn er aber anfang ungeduldig, unzufrieden und hart zu werden, so konnte man auf seine herannahende Genesung sichere Rechnung machen.

(Büsching)

Schlaf.

In der letzten Hälfte des Lebens sollte der Schlaf, nach seinem Plan, sieben Stunden währen, er dauerte aber wohl acht bis neun Stunden, wenn er um der Gesundheit willen den für ihn so wohlthätigen Schweiß abzuwarten, für nötig und nützlich erachtete. In den Monaten November, Dezember, Januar und Februar ging er abends zwischen 9 und 10 Uhr zu Bette, und stand am Morgen des folgenden Tages zwischen 5 und 6 Uhr wieder auf. Von dem Ende des Februars an legte er sich von Woche zu Woche etwas früher zur Ruhe, und stand früher wieder auf, so daß er zur Berliner Musterung wohl schon um halb 3 Uhr außer dem Bette, und um 4 Uhr schon auf dem Pferde war. Nach den Musterungen der Truppen und Sommerreisen wurde die Ordnung allmählich umgekehrt. Genau in der Minute, welche er des Abends bestimmt hatte, ward er am folgenden Morgen aufgeweckt, und alsdann stand er, wenn entweder natürliche Bedürfnisse, oder Geschäfte und Reisen es erforderten, sogleich auf, sonst aber schlummerte er noch wohl eine viertel, eine halbe, ja wohl eine ganze Stunde. Zu seinem Anzug des Morgens ward in seinem Schlafzimmer eine Viertelstunde vor dem Aufstehen täglich ein Kaminfeuer gemacht, an welches er trat, damit die gewöhnliche Ausdünstung seines Körpers unterhalten werden konnte. Wenn er zu Bette gehen wollte, zog er sich vor dem Kamin die Kleidung selbst aus, und das Nachtcamisol an, legte auch selbst die Haartour ab, band sich um den Kopf ein Tuch, und über dasselbe ein Kissen, welches die Stelle der Nachtmütze vertrat, und ein Tuch um den Hals; trat ans Bett, ließ die Beinkleider auf die Knie fallen und setzte sich alsdann auf das Bett. Nun zog ihm der gegenwärtige Kammerbediente erst die Stiefeln und hernach die Beinkleider ab, und er legte sich dann ordentlich nieder. Sein Favorithund schlief bei ihm im Bett, aber es war weder ein Mensch noch ein Nachtlicht in seinem Schlafzimmer, doch wachten alle Nacht zwei gemeine Bediente in dem Vorzimmer, die, wenn er die

Klingel bei seinem Bette zog, hineingingen, und seine Befehle vernahmen.

(Büsching.)

Bequemlichkeit.

In den Feldzügen machte der König nichts aus der Bequemlichkeit. Die schlechteste Bauernhütte war ihm lieber als ein bequemes Haus, wenn es nur nahe bei einem Flügel seines Kriegsheeres war. Er stand früh auf, war auf Märschen beständig auf dem Vortrab, wohnte allen Fouragierungen bei, ließ sich von den patrouillierenden Offizieren alles unmittelbar berichten, sprach auch einen jeden Gefangenen und Überläufer, um die Gegend, den Boden, die Stellung, die Stärke und Absicht des Feindes zu erforschen. Auf Reisen suchte er auch keine Bequemlichkeit; kehrte in Prediger-, Bürger- und Bauernhäuser ein, und bezahlte das Nachtquartier mit 100, das Mittagsquartier aber mit 50 Talern, und behalf sich des Nachts mit seinem mittelmäßigen Feldbett. In Friedenszeiten aber war es anders, denn seine schönen Schlösser und Häuser waren mit allen Bequemlichkeiten reichlich versehen.

(Büsching.)

Reisen.

Zu seinen Reisen hat Friedrich sich während seiner ganzen Regierungszeit derselben Kutsche bedient; wenn sie ausgebessert werden mußte, so geschah es bei Nacht und ohne daß er davon wußte; denn alle Ausgaben für derartige Dinge erklärte er für Betrügereien, und man mußte sich deshalb behelfen, so gut man konnte. Er behauptete, solche Ausgaben wären überflüssig, seine Kutsche wäre ausgezeichnet, er hätte sie seit mehr als dreißig Jahren im Gebrauch und niemals wäre etwas daran zu machen gewesen, man würde sie ihm nur entzwei machen, wenn man daran rührte, und es geschähe nur, um ihm das Geld aus der Tasche zu locken. Vielleicht führte er diese

Sprache absichtlich nur deshalb, um dadurch das Recht zu haben, den Beamten, die in seinem Auftrag Reisen machen mußten, ähnliche Posten von ihren Rechnungen zu streichen. In dieser großen, starken und alten Kutsche machte er also alle seine Reisen, oftmals zwanzig bis fünfundzwanzig deutsche Meilen täglich. Sein Wagen war mit zwölf Bauernpferden bespannt; ihm folgten nur zwei Pagen zu Pferde und ein anderer sechsspänniger Wagen. Bei diesen Reisen, die er jährlich durch seine Provinzen machte, ging alles nach bestimmter Regel vor sich. Tage und Stunden der Ankunft und Abfahrt, Mahlzeiten und Nachtlager waren vorher festgesetzt. Wenn er kein besseres Absteigequartier finden konnte, blieb er über Nacht bei irgend einem Dorfpastor. Übrigens brauchte er nur eine Stube, ein Bett, einen Lehnstuhl und einen Tisch, zumal da er seit dem Siebenjährigen Krieg nach und nach das Abendessen gänzlich aufgab. Für eine solche Nacht wurden dem Gastgeber hundert Taler bezahlt. Sobald er an dem Rastort angekommen war, las und prüfte der König alle Eingaben, die er tagsüber an den verschiedenen Haltestellen in Empfang genommen hatte; sie wurden sofort erledigt und mit seinen Randbemerkungen versehen entweder an die verschiedenen Ministerien oder Geschäftsstellen geschickt, oder in ein besonderes Portefeuille gelegt. Für diese Arbeiten hatte er stets mehrere Portefeuilles bei sich und ein Schreibgeschirr, das jeden Abend auf seinen Tisch gestellt und morgens wieder in den Wagen gebracht wurde.

(Thiébault.)

Speise und Trank.

Aus dem guten Essen und Trinken machte der König weit mehr als sein Herr Vater, der nur drei oder vier Schüsseln auf seine Tafel bringen ließ, und mit gemeinen bürgerlichen Speisen zufrieden war. Er aß und trank viel, doch war die Menge der Speisen, welche er genoß, ordentlicher Weise nicht unmäßig, aber er liebte solche Arten derselben, welche er beim zu-

nehmenden Alter nicht gut verdauen konnte, und durch dieselben zog er sich oftmals Unpäßlichkeiten zu. Im Essen war er gar nicht Herr und Meister über sich selbst, sondern folgte seinem Appetit, der oft so heftig war, daß wenn der Küchenzettel, welcher ihm des Abends für den Mittag des folgenden Tages gebracht wurde, Speisen enthielt, die er vorzüglich gerne aß, er ihn nicht nur am folgenden Morgen und Vormittag mehrmals und mit Vergnügen ansah, sondern auch die Mittagsstunde kaum erwarten konnte. Sie mußten nach französischer und italienischer Art stark gewürzt sein. Käse- und Mehlspeisen, Schinken, Sauer- und grüner Kohl, Pasteten, Polenta, Kuchen waren ihm besonders angenehm. Ordentlicher Weise kamen des Mittags acht Schüsseln auf seine Tafel, und der Küchenzettel gab bei jeder den Namen des Kochs an, der sie zubereiten würde.

Aus gutem und feinem Obst machte er sehr viel, und konnte es in beträchtlicher Menge genießen; er wendete auch jährlich viel Geld an, um es durch die Treibhäuser früh und zur ungewöhnlichen Zeit zu bekommen. Seine Gärtner mußten es in seine Kammer setzen lassen, und er suchte selbst dasjenige aus, welches er genießen wollte. Er bestimmte auch, was auf die Tafel gesetzt, und seinen Verwandten und Freunden geschickt werden sollte.

Außer dem Obst aß er in den letzten Jahren seines Lebens bei Tag oft kleine Täfelchen trockene Chokolade. Früh morgens trank er erst einige Gläser Wasser, in welches in den letzten Lebensjahren ein wenig destilliertes Fenchelwasser gegossen wurde, und nachher 2 oder 3 kleine Tassen Kaffee, bald mit, bald ohne Milch. Zu einem Verwahrungsmittel wider den Schlag ließ er einen Teelöffel voll weißen Senf in seinen Kaffee tun. In den Feldzügen lebte er schlecht und recht, und zeigte, daß er ein Soldat war, der sich mit dem mäßigen begnügen ließ.

Entweder zu seiner Lebensnotdurft oder zum Wohlleben gehörte auch spanischer Schnupftabak, von welchem er immer ein paar tausend Pfund vorrätig hatte. Er trug beständig zwei angefüllte kostbare Tabaksdosen in den Taschen, fünf oder sechs andere standen auf den Tischen umher, und viel über hundert wurden zur Abwechslung in Kasten aufbewahrt.

(Büsching.)

Kleidung.

Wenn man etwa den König Karl den Zwölften von Schweden ausnimmt, so mag niemals ein König so schlecht mit Kleidern versehen gewesen sein, als Friedrich der Zweite von Preußen. Er behielt zwar den von dem König Friedrich dem Ersten 1706 eingeführten Grand-Maitre de Garderobe bei, dem dieses Amt die Excellenz verschafft, aber an einen diesem Amt, und wie der große Haufe dafür hält, der königlichen Würde gemässen Vorrat an Kleidern, gedachte er nicht. Er kleidete sich in die einfache Uniform seines Garderegiments zu Fuß, welche nur mit einem Achselband und einem Stern geziert war, und blos an großen Galatagen und bei großen Feierlichkeiten zog er die reiche Uniform dieses Regiments an. Er hat, so wie in andern Stücken, also auch hierin, unter den Königen und Fürsten Nachahmer gehabt; und allerdings muß ein Volk sich glücklich schätzen, wenn der König und Fürst seine Schweißtropfen und Tränen nicht in Brillanten verwandelt, um mit denselben zu prangen. Es ist aber keinem regierenden Herrn eine so weit getriebene Sparsamkeit in Kleidungsstücken anzuraten, als König Friedrich der Zweite ausübte, denn teils gehört sie zu desselben verjährten Eigenheiten, die er sich als General erlaubte, teils müßte der Nachahmer gerade durch so viele glänzende Eigenschaften und große Taten sich Ehrfurcht verschafft haben als unser Monarch, der aber in seiner Art der einzige war. Er wollte schlechterdings in der Kleidung nicht groß sein, er wurde auch gefürchtet und verehrt, wenn er gleich in einem

alten, abgetragenen und geflickten Kleide ging, wenn gleich ein scharf beobachtendes Auge in seinen Beinkleidern ein Loch entdeckte, weungleich sein Hemd und Schnupftuch zerrissen, und sein Hut ganz kahl war. Er hatte keine Nachtmütze, keinen Schlafrock, keine Pantoffeln. Die Stelle der Nachtmütze vertrat das oben erwähnte Kissen, von welchem ein Zipfel die Stirn bedeckte, und zwei Zipfel unter dem Kinn zusammengebunden waren; die Stiefel ließ er sich erst ausziehen, wenn er schon auf dem Bette saß, um sich in demselben niederzulegen, und unmittelbar aus dem Bette trat er wieder in die Stiefel; anstatt des Schlafrockes trug er einen Casaquin, und bei Krankheiten den ihm von der russischen Kaiserin Elisabeth geschenkten Zobelpelz. Das nachfolgende Verzeichnis der gefundenen Stücke seiner hinterlassenen Garderobe, für welche ein Jude 400 Taler gegeben hat, die unter seine Kammerbedienten verteilt worden, bestätigt, was eben gesagt worden, und vermutlich wird dieses die meiste Verwunderrung erregen, daß sich etwas Neues in derselben befindet, welches er erst in den letzten Jahren seines Lebens geschafft hatte.

Vier Matratzen.

Sechs alte mit Eiderdunen ausgestopfte Bettdecken.

Zwölf Kissen mit rotem Taffet überzogen.

Zwei Würste mit Schwanenfedern gestopft und mit rotem Taffet überzogen.

Ein Unterbett von Schwanenfedern mit Barchent überzogen, und ein ähnliches Kissen.

Eine neue Bettstelle, mit drei kleinen Matratzen, zwei Würsten und fünf großen Bettüchern.

Ein Feldbett mit grünen Gardinen.

Vier Überzüge über Kopfkissen.

Ein Zobelpelz, mit silbernen Tressen besetzt.

Ein Wolfspelz mit Taffet gefüttert, und mit Berkan überzogen.

Ein Luchspelz mit ähnlichem Überzeug und Unterfutter.

Ein blauer Mantel mit Taffet gefüttert, und inwendig mit Wachseleinwand.

Ein neuer Mantel mit violetfarbigem Gros de Tours, mit Atlas gefüttert.

Eine blaue Enveloppe (nach Frauenzimmer Art) von Atlas, mit Kaninchenfell gefüttert, deren er sich beim Podagra bedient hat.

Ein gestickter Uniformrock von Tuch.

Ein neuer Rock von spanischer Wolle.

Ein Rock von Tuch.

Zwei Winterröcke von spanischer Wolle.

Drei neue und drei alte Westen.

Ein altes Casaquin von rotem Sammt.

Ein neues Casaquin von violetfarbigem Atlas.

Zwei schwarze Westen.

Ein paar Beinkleider von Serge de Brie.

Eine alte Schärpe.

Dreizehn alte Hemden mit Manschetten nebst Collerets.

Drei alte Hemden mit Manschetten ohne Collerets.

Ein Dutzend neue Schnupftücher.

Einige alte Schnupftücher.

Vier alte Servietten.

Zehn Paar weiße Strümpfe von Zwirn.

Fünf Paar schwarze seidene Strümpfe.

Ein Muff.

Sechs Paar Stiefel.

Ein Präsentierteller von vergoldetem Silber.

Eine silberne Hosenschnalle.

Elf silberne Teelöffel.

Ein Spiegel.

Einige nicht unbeträchtliche Stücke der Garderobe sind in dieses Verzeichnis nicht gekommen, weil sie fehlten.

Weil unter den Hemden des verstorbenen Königs keine gute, sondern alle zerrissen waren, so konnte keins derselben seinem Leichnam angezogen werden. Man konnte sich aber nicht die Zeit nehmen, ein neues machen zu lassen, und also gab der jetzige Geheime Kriegsrat Schöning eines von den seinen und noch nicht gebrauchten Hemden her, mit welchen ihn seine Braut beschenkt hatte, und in diesem ist der Leichnam begraben worden.

(Büsching.)

Tabaksdosen.

Sehr oft ließ er seine reich mit Brillanten besetzten Tabaksdosen aus dem edlen Bewegungsgrunde machen, um den Künstlern und Arbeitern, die sie verfertigten, Nahrung zu geben. Sehr oft, wenn die Unternehmer ihm meldeten, daß sie ihre Arbeiter nicht zu beschäftigen wüßten, machte er dergleichen Bestellungen. Übrigens wollte er mit diesen reichbesetzten Dosen gar nicht Pracht machen, denn alles was Pracht war, haßte er, und beschäftigte sich nicht ständig damit; sondern sie waren eigentlich seine Liebhaberei, das Feuer der Diamanten und die künstliche Arbeit machte ihm Vergnügen. Bekanntlich nahm er sehr viel spanischen Tabak. In seiner einförmigen einsamen Lebensart machte es ihm Vergnügen, daß er unter den Dosen wählte, und bald diese bald jene eine Zeitlang brauchte, dann wieder wegzetzte, oder, wenn einige ihm nicht mehr gefielen, sie verschenkte oder umarbeiten ließ.

Wenn er nach Berlin zum Karneval reiste, wo er nach dem siebenjährigen Krieg, des Namens Karneval ungeachtet, den größten Teil seiner Zeit in seinen Zimmern zubrachte; nahm er eine ziemliche Anzahl dieser Dosen in zwei Kasten mit, welche gewöhnlich ein arabisches Kamel oder Dromedar nach Berlin trug.

(Nicolai.)

Reinlichkeit.

So wenig er als Soldat aus Putz und Schmuck machte, ebenso wenig hielt er von der Reinlichkeit; diese Gleichgültigkeit gegen dieselbe nahm mit den Jahren zu, und stieg zuletzt aufs höchste. Als er aufhörte die Flöte zu blasen, schnitt er sich zum Zeitvertreib mit den Scheren, die er beständig in der Tasche trug, sehr oft nicht nur die Nägel, sondern auch den Bart ab, und ließ sich nur selten barbieren. Er wischte sich zwar alle Morgen mit einer nassen Serviette das Gesicht und die Hände ab, allein dieses wenige Wasser nahm die Unreinigkeiten, welche der viele Schweiß und Schnupftabak ansetzten, nicht hinlänglich weg. Bei der Tafel bediente er sich anstatt der Gabel der Finger, und Suppen und Brühen flossen oft auf seine Kleidung, die also sehr fleckig wurde. Das Fleisch für seinen Favorithund legte er mit den Fingern vom Teller auf das Tischtuch, damit es kalt würde. Dadurch wurden Tischtuch und Serviette sehr befleckt, und weil auch Wein und Wasser zuweilen überflossen, und er den Schnupftabak stark verschüttete, so war nach aufgehobener Tafel die Stelle wo er an derselben gesessen hatte, sehr kenntlich. Die weiße Feder auf seinem Hut war selten ohne Schmutz, und die Stiefel waren nie schwarz, weil er nicht befahl, sie zu schwärzen, und noch weniger waren sie glatt angezogen und fest gebunden. In seinen jüngeren und mittleren Jahren trug er wohl bei feierlichen Gelegenheiten Schuhe, im hohen Alter aber nicht. Als ihn der Großfürst von Russland besuchte, ließ er sich Gamaschen von schwarzem

Samt machen, und zog sie über die runzlichen Stiefel an, damit es aussehen sollte, als ob er Schuhe trüge, man kann aber leicht denken, wie dick seine Füße in dieser Bekleidung ausgesehen haben.

(Büsching.)

Reiten und Gehen.

Seine Leibesbewegung bestand im Reiten und Gehen. Schon im Märzmonat, wenn die Witterung es verstattete, fing er an täglich von 10–11 Uhr auszureiten, wobei er viel trottierte und galoppierte. Er ging bei guter Witterung auch im Garten herum, ja selbst beim Flötenspiel, wenn er es zum angenehmen Zeitvertreib für sich allein anstellte, er saß nicht, sondern spazierte mit der Flöte aus einem Zimmer in das andere. In der ersten Hälfte seiner Regierungsjahre ritt er oft nach Berlin und Charlottenburg und bediente sich des Wagens nicht, wenn er ihn gleich mitfahren ließ. In Kriegen und auf Märschen war er beständig zu Pferde, wenn aber die Kälte zu groß war, stieg er ab, und ging zu Fuß. Im Frühjahr wohnte er wöchentlich dreimal den Waffenübungen der Potsdamer Besatzung bei, und kommandierte selbst, und beides geschah auch ordentlicher Weise an den Löhnungstagen mit der großen Wachtparade. Hernach verschafften ihm die Musterungen seines verteilten Kriegsheeres, und die Reisen, welche er um derselben willen tat, starke Leibesbewegung. So wie er bei den ersten viel jagte, also geschahen die letzten mit ungemcin großer Geschwindigkeit, die Menschen und Pferde stark ermüdete, auch oft in Gefahr brachte, der er sich selbst dabei nicht wenig aussetzte.

(Büsching.)

*

Der König war ein rascher und kühner, aber nicht ein kunstmäßiger Reiter. Er war in Absicht des Reitens selbst kein schulmäßiger Kavallerist, ungeachtet es seinem scharfen Blicke in das wahre Wesen des Kavalleriedienstes zuzuschreiben

ist, daß die preußische Reiterei auf den hohen Grad der Vollkommenheit gekommen ist. Sich mit seinem Pferde viel zu beschäftigen, dazu hatte er gewöhnlich, wenn er ritt, viel wichtigere Dinge im Kopfe. Er führte das Pferd gut in der Hand, ritt gewöhnlich sehr schnell und im Galopp, oft, auch da er schon ziemlich alt war, in gestreckter Karriere. Er schloß nicht, saß aber gut im Gleichgewichte. Er trieb das Pferd blos mit der Zunge und mit gelinden Hülfen an. War es nachlässig oder widerspenstig, so konnte er es nicht mit den Sporen strafen, weil er keine Sporen trug, sondern mit dem Stocke und zwar zwischen die Ohren, wozu seine Pferde gewöhnt waren; doch geschah dies nicht oft.

Wenn der König ein Pferd geritten hatte, legte er ihm einen Namen bei, welcher gewöhnlich entweder von der Gestalt oder den Eigenschaften des Pferdes hergenommen war. Man konnte daher meist aus dem Namen, den er einem Pferde gab, auf die Meinung schließen, die er von dessen Gemütsart und Kräften hatte. Zuweilen gab er auch den Pferden Namen von bekannten Personen. Ein einziges Mal gab er einem neuen Pferde, von dessen äußerem Ansehen er sich nicht viel versprach, ehe er es ritt, den Namen Wackelhanns. Als er es aber nachher bestieg, und es wider Vermuten sehr gut fand, taufte er es um, und gab ihm den Namen des Stallmeisters, der es so gut zugeritten hatte. Als der König im Jahre 1762 von Leipzig aus den Feldzug eröffnete, blieben fünf neue schöne englische Pferde, welche erst zu Anfang des Jahres von Potsdam gekommen, und noch nicht völlig rittig waren, in Leipzig mit andern Pferden zurück, um noch völlig zugeritten zu werden. Der König hatte aber ein solches Verlangen danach, daß er aus dem ersten Hauptquartiere sie nachkommen ließ. Vier von diesen Pferden bekamen die Namen von den damaligen berühmtesten Ministern in Europa, Brühl, Choiseul, Kaunitz und Pitt. Das schönste Pferd unter den fünf, ein Rotschimmel bekam, sobald er es das erste Mal geritten hatte, den Namen Cäsar. Unter den schönsten und zu-

gleich vorzüglichsten Pferden, welche der König gehabt, waren der Tiger, der Springer, der Zornige, Cerberus, Brillant, der Sternrappe, der junge Braune und der lange Fuchs.

(Nicolai.)

Die Hunde.

Aus Hunden machte er unsäglich viel, und hatte beständig drei oder vier Stück um sich, von welchen einer sein Favorit, und die andern desselben Gesellschafter waren. Jener lag bei Tag allzeit da, wo der König saß, an der Seite desselben, auf einem besonderen Stuhl, den zwei Kissen bedeckten, und schlief des Nachts bei ihm im Bett. Die andern wurden des Abends weg, und am folgenden Morgen, wenn man ihn weckte, wieder gebracht, da denn die kleine Gesellschaft durch ihre große Munterkeit und Zärtlichkeit dem König Vergnügen machte. Sie saßen neben ihm auf den Canapés, die dadurch beschmutzt und zerrissen wurden, und der König erlaubte ihnen alles. Er sorgte aufs zärtlichste für ihre Erhaltung, Gesundheit und Verpflegung; der Favorit empfing auch bei der Tafel etwas aus der Hand des Königs; überhaupt aber wurden die Hunde von einem Bedienten besorgt, der sie nach ihrer Mahlzeit bei guter Witterung spazieren führte, damit sie der frischen Luft genießen konnten. Ein Bedienter, der einem Hund aus Unvorsichtigkeit auf den Fuß trat, konnte dem Zorn des Königs nicht wohl entgehen. Bei dem Wohnhause Sanssouci ist ein Platz, woselbst die liebsten Hunde in Särgen unter Leichensteinen, mit ihren Namen, begraben liegen. Seine Zärtlichkeit für seinen Favorithund übertraf alle Vorstellungen.

Zu den vorzüglichen Lieblingshunden des Königs gehörte die Biche, welche dadurch berühmt geworden, daß sie 1745 in der Schlacht bei Soor eine Beute der Österreicher, aber von dem General Nadasdy zurückgegeben worden. Doch nichts gleicht der Liebe, die der König für die Hündin Alcmene hatte. Als ihm nach Schlesien berichtet wurde, daß sie gestorben sei,

befahl er, daß man ihren toten Körper in dem Sarge, in welchen sie war gelegt worden, zu Sanssouci in sein Bibliothekzimmer setzen sollte. Bald nach seiner Zurückkunft begab er sich dahin, und ließ seiner wehmütigen Traurigkeit freien Lauf. Er mußte sich zwar von dem verwesenden Körper losreißen, ließ ihn aber auf dem Platz des Hauses Sanssouci in diejenige ausgemauerte Gruft setzen, welche er aufs künftige für seinen eigenen Leichnam hatte ausmauern lassen, der aber dahin nicht gekommen ist.

Außer den Hunden, die um den König waren, hatte er auf dem Schloß zu Potsdam und auf dem Jägerhof noch eine Pflanzschule von vierzig, fünfzig, ja wohl von achtzig Windspielen, die von zwei Jägern gepflegt wurden, deren einer zugleich ihren Arzt abgeben sollte.

(Büsching.)

*

„Meine Hündchen“, pflegte er zu sagen, „zerreißen mir meine Lehnstühle. Aber was ist dabei zu machen? Wenn ich sie heute ausbessern ließe, würde morgen wieder dieselbe Geschichte sein. Man muß eben Geduld haben. Wenn ich alles zusammen rechne, würde ein Marquise von Pompadour mir viel mehr Geld kosten und mir bei weitem nicht so anhänglich und treu sein“.

Man behauptet, der König habe ein Vorurteil gegen alle Leute gehabt, gegen die seine Hündinnen Abneigung zeigten; er soll sich eingebildet haben, die Tierchen seien durch ihren Geruchssinn oder durch Instinkt befähigt, herauszufinden, ob die beim König Vorgelassenen gut gegen ihn gesinnt seien oder nicht. Ich habe selbst bemerkt, daß er es durchaus nicht leiden konnte, wenn jemand den Tieren auf die Pfoten trat; sobald jemand zur Türe hereinkam, stürzten die drei Hündinnen auf ihn los und sprangen um ihn herum, das war zuweilen sehr unangenehm, besonders abends in dem Halbdunkel, das bei der Türe herrschte. Mir ist es glücklicherweise niemals pas-

siert, die Hunde zu treten, wohl aber in meiner Gegenwart mehreren andern, denen Friedrich dann ärgerlich sagte:

„Ach, nehmen Sie sich doch in acht!“

Auch bin ich niemals angebellt worden; sie beschnüffelten mich nur schweigend und gingen dann ruhig auf ihre Plätze zurück.

Friedrich hatte auch auf seinen Reisen und sogar im Kriege stets mindestens eins von seinen Windspielen bei sich, das er, wenn er zu Pferde war, im Busen seiner Weste trug. In einem seiner Kriege mußte er vor Panduren unter eine Brücke flüchten und sich dort verbergen; sein Hündchen, das sonst bei dem kleinsten Anlaß kläffte, schmiegte sich an ihn und gab keinen Laut von sich, obgleich die feindlichen Reiter mehreremal über die Brücke hin- und zurückgaloppierten. Deshalb soll die Kleine dem König ganz besonders teuer gewesen sein, und er hat ihr, als sie endlich gestorben war, in seinen Gärten bei Sanssouci ein Grabmal aus Marmor errichten lassen und selbst eine Inschrift ihr zu Ehren verfaßt.

Eines Tages ließ er seinen Leibarzt, den Doktor Cothenius, bitten, eine Arznei für einen seiner Hunde zu verschreiben. Die Bedienten, denen der Arzt verhaßt war, brachten ihm den Befehl, am Abend zu einem kranken Hund zu kommen. Cothenius fühlte sich beleidigt und kam nicht; die Bedienten meldeten zurück, der Doktor wäre grob geworden und hätte gesagt: er wäre kein Hundedoktor, und diese Verleumdung hatte die Entlassung des Arztes zur Folge.

(Thiébault.)

*

Ein paar kleine und freundliche Hündchen sah ich immer um den König. So treu und liebend wie seine Hündchen, zeigten sich Friedrich dem Großen nicht alle Menschen, die er mit Wohltaten überhäufte. Vielleicht hatte er darum diese Hündchen so lieb. Sein ganzes Leben hindurch hat er immer einige

um sich gehabt; imd noch kurz vor seinem Tode, sah ich, so oft ich zu ihm kam, immer zwei kleine italienische Windspiele in seinem Zimmer. Eins lag auf einem Stuhle von hellblauem Atlas, immer neben dem Könige; das andere lag immer auf einem großen, und durch seine etwaige kleine Unruhe ein wenig zerrissenen Canapee von solchem Atlas. Sie regten sich nie, so lange ich sie sah, und gaben vor mir nie einen Laut: ob ich gleich für meine Waden etwas besorgt war, bevor ich an den Aufenthalt in dem Zimmer des Königs gewöhnt sein konnte. Wenn der König zuweilen etwa nach der Mittagsmahlzeit, oder später nach der Terrasse vor seinen Fenstern sich bringen ließ, um da die Sonne zu genießen, so brachte man auch immer einen Stuhl für eines dieser Windspiele, neben seinen Lehnstuhl auf die Terrasse. Kein Fremder nahte sich auch um diese Zeit der Terrasse, denn die Hündchen fingen gleich an zu bellen. Der König, der Ruhe und Einsamkeit über alles liebte, konnte jetzt nicht mehr leiden, daß ein Fremder, den er nicht zu sehen verlangte, sich seiner stillen Wohnung näherte, und ihn jetzt auch nur von ferne sehe. Im Jahre 1785, als der König zum letzten Male nach der schlesischen Revue reiste, war eines dieser lieben Hündchen sehr krank. Er befahl bei seiner Abreise, daß man ihm jeden Tag eine Staffette nachschickte, mit Nachricht von dem Befinden des Kranken. Bei des Königs Rückkunft aus Schlesien war das Hündchen tot und begraben. Der König ließ es ausgraben, um es noch einmal zu sehen, verschloß sich den ganzen Tag, ließ niemand zu sich kommen, und weinte bitterlich.

(Zimmermann.)

Todeskrankheit.

Er scheute und fürchtete sich nur vor einem schwachen, stampfen, zu Geschäften unvermögendem und also untätigen Alter, und in Rücksicht auf dasselbe wünschte er, wie er sehr oft in seinem falschen Latein sagte, lieber stante pede morire,

das sollte heißen, bei guten Kräften plötzlich zu sterben. In der Tat aber zeigte sich die Liebe und Hoffnung zum längern Leben so gut und stark bei ihm, als bei irgend einem andern Menschen, insonderheit da er keine Überzeugung von der Unsterblichkeit der Seele hatte. Er sah zwar selbst ein, daß er der Wassersucht nicht entgehen werde, ja, daß der Anfang derselben schon da sei; er tröstete sich aber damit, daß sein Herr Vater sie lange ausgehalten habe. Steigt sie in den Leib, sagte er, und er hat einen gewissen Umfang bekommen, so läßt man ihn punktieren. Ich kann immer noch Jahr und Tag leben. Er bestellte auch neue kostbare Dosen, und andere schöne Sachen; er befahl, einen neuen Garten bei Sanssouci anzulegen, und diese und andere Bestellungen und Verfügungen zeigten, daß er das Enden seines Lebens noch weit hinaussetzte.

Im August 1785 befand sich der König von häufigen Koli-ken und Durchfällen sehr schwach, und wollte doch nach Schlesien zur Musterung der dasigen Truppen reisen. Diesen Vorsatz vollzog er auch, nachdem er zur Ader gelassen, auch ein Reinigungs- und Stärkemittel gebraucht hatte. Am 24. August regnete es Vormittags bei der Musterung durchdringend, so daß der König durchaus naß wurde, und sich stark verkältete, und Nachmittags fand sich schon Fieber bei ihm ein. Am 25. verspürte er es nicht mehr, nahm also die Musterung wieder vor, und setzte alsdann seine Reise über Neiße nach Brieg fort. Das scheinbarlich gute Befinden dauerte noch bis gegen die Zeit, da er bei Potsdam die im Anfang des Herbstes gewöhnlichen Kriegsübungen anzustellen pflegte; allein am 18. September, des Abends um 10 Uhr, da er schon im Bette lag, befahl ihn ein Stickfluß, von welchem ihn ein Brechmittel rettete, obgleich es mehrentsils nach unten wirkte. Am folgenden Tage bekam er das Podagra, und konnte den Kriegsübungen der Truppen nicht beiwohnen. Von dieser Zeit an dauerte die Krankheit, die der Doktor und Professor Selle, als Hauptarzt, in einer gedruckten Schrift kunstmäßig beschrieben hat, bald ge-

linde, bald heftig fort, und der König, der zwar täglich die ordentlichen Cabinetsgeschäfte fortsetzte, sonst aber mit Lesen und Schreiben sich wenig beschäftigen konnte, vertrieb sich die Zeit guten Theils damit, daß er sich seine kostbaren Dosen, geschliffenen und rohen Chrysopraxe, Banknoten, auch das Portefeuille, und das Papier, welches die Einteilung und Bestimmung seiner Hand- und Dispositions-Gelder enthielt, geben und vorzeigen ließ, und alles ansah. Er brachte den Winter von 1785 und 86 und das Frühjahr, mit abwechselnden Krankheitszufällen, und mit Mediciniren, zu. Im Februar 1786 schwellen bei Tag die Füße stark an, und im Sommer zeigten sich Vorboten der Brustwassersucht. Der König konnte nicht mehr liegen, sondern mußte fast immer vorwärts gebückt sitzen. Am 17. April verließ er plötzlich das Schloß zu Potsdam, und fuhr auf einem starken Umwege nach seinem Sommerhause Sanssouci. Bis zum 20. fuhr er täglich aus, und am 21., 22. und 24. ritt er aus, welches ihm aber nicht gut bekam. Nun gebrauchte er alle Tage ein Arzneimittel. Im Anfang des Juni, da beide Füße stark zu schwellen anfangen, und die Brustbeschwerden zugleich stärker wurden, konnte er fast garnicht mehr im Bette aushalten, sondern brachte den größten Teil der Nächte auf seinem Lehnstuhl zu, auf welchem er vorwärts und nach der rechten Seite gebückt saß, im Schlaf häufige Zuckungen hatte, auch erschrocken, stöhnend und schreiend aufwachte, und ein geschwollenes und glänzendes Gesicht, zum Beweise der Brustwassersucht, hatte. Es senkte sich aber das Wasser nach den Lenden und Füßen, und der König blieb bei Tag und Nacht auf seinem Stuhl. Im Anfang des Juli äußerte sich die Bauchwassersucht, und er wollte das Wasser bald durch urintreibende Mittel, bald etweder durch Zuggpflaster, oder durch Öffnungen an den Lenden und Beinen, vertrieben haben. Am 4. August war das linke Schienbein rosenartig entzündet, es nahmen auch die Kräfte des Königs sichtbarlich je länger je mehr ab: er aber freute sich über den von der Natur bewirkten Aus-

fluß der Feuchtigkeit, und hoffte besser zu werden, wenigstens noch eine geraume Zeit zu leben. Er hatte auch starken Appetit zu unverdaulichen Speisen. Allein in der Nacht vom 12. auf den 13. August stellte sich ein Fieber ein, welches, wie sein Arzt schreibt, seinen Kopf so einnahm oder betäubte, daß er die Todesgefahr nicht bemerken konnte; er aß aber doch ordentlich zu Mittag, welches das letzte Mal war. Am 14. blieb er in beständigem Schlummer, bis 11 Uhr, da er sich ermunterte, um 1 Uhr ein wenig Suppe und Rindfleisch kostete, sein völliges Bewußtsein hatte, ja um 5 Uhr den Generalmajor von Eglofstein sprach, und ein wenig von einer Seespinne aß, das übrige aber bis auf den folgenden Tag aufzuheben befahl. Am 15. Vormittags war er sich seiner auch völlig bewußt, verfügte zum letzten Mal die Cabinetssachen, gab auch dem General von Rhodich die Parole, ordnete die Kriegsübungen an, welche die Besatzung am folgenden Tage anstellen sollte; aß auch noch vor 11 Uhr die zweite Hälfte der Seespinne, fiel aber nun wieder in Betäubung und Schlummer. Gegen Abend unterschrieb er zwar noch die ausgefertigten Cabinets-Briefe und Befehle, aber bloß maschinenmäßig. Am 16. konnte er sich nicht mehr auf seine Cabinets- oder Regierungssachen besinnen, die ihm während seiner ganzen königlichen Regierung täglich am Herzen gelegen hatten, kannte auch den General Rhodich nicht mehr, als er in sein Zimmer trat, um die Parole von ihm zu empfangen, er sprach auch kein Wort mit demselben. Dieses Unbewußtsein dauerte bis 11 Uhr; nachher wechselte es mit dem Bewußtsein von Zeit zu Zeit ab. Seine beiden Kammerhussaren Schöning und Neumann waren bei ihm, der Hofarzt Frese aber und der Regimentswundarzt Engel hielten sich im Nebenzimmer auf. Bei dem Verband des linken Fußes, und bei dem Gang nach dem Nachtstuhl war er sich seiner bewußt, und als Schöning, der vor dem eben erwähnten Gang auf einen Augenblick hinausgegangen war, zurückkam, winkte er demselben. Schöning bemerkte, daß der König stark schwitzte, aber zu

wenig bedeckt war, und doch von dem Nachtstuhl nicht aufstehen wollte: er bat ihn also, daß er wenigstens seinen Pelz umnehmen möge, um sich nicht zu verkälten. Das ließ er sich nicht nur gefallen, sondern sagte auch, nun will ich mich endlich wieder auf meinen Stuhl setzen, welches auch um 11 Uhr geschah. Er geriet hernach bald in einen sanften Schlaf, bald in einen mäßigen Schweiß; imd brachte den übrigen Teil des Tages fast ohne Bewußtsein zu. Schöning behielt auf die Nacht ein paar Kammerlakaien zum Beistand bei sich. Nach 8 Uhr abends empfand der König Frost, ließ sich stark mit Kissen bedecken, und war bis 11 Uhr sehr ruhig. Weil die Brust sehr beschwert war und er stark röchelte, gab ihm Schöning einige Mal etwas zur Erleichterung und Erquickung, er verlangte auch, in dem heftigen Schweiß, oft etwas zu trinken. Von 11 bis 1 Uhr war er etwas ruhiger. Er bemerkte, daß sein Hund von dem Stuhle gesprungen war, fragte, wo er sei und befahl, ihn wieder auf den Stuhl zu setzen und mit Kissen zu bedecken. Um 1 Uhr kam Neumann wieder dem Schöning zu Hilfe, und die Vorzimmer waren mit königlichen Bedienten verschiedener Art angefüllt. Der König sprach unterschiedenes, es war aber schwer zu verstehen, und bestand in Phantasien, als: nun ist mir wohl, nun will ich mich ordentlich niederlegen. Das Röcheln nahm aber zu, und am 17. August früh um 2 Uhr 20 Minuten, verschied er an einem Stickfluß, ihm selbst ganz unvermutet.

(Büsching.)

Gespräche und Begegnungen

Der Sekretär Darget an den französischen Gesandten in Berlin. Aus der Zeit des Dresdener Friedens, Dezember 1745.

Der König fing damit an, daß er mir sagte, Herr von Valory habe wohl daran getan, ihm den Brief des Königs von Frankreich nicht selbst zu überbringen. Jedenfalls würde er keine Antwort haben erwarten können, da der Brief fast wie Hohn klinge, insofern ihm Seine Majestät keine Aussichten eröffne, und ihn, den König von Preußen, nur auf seine eigne Erfindungsgabe hinweise, um sich auf leidliche Weise aus der unangenehmen Lage zu befreien, in der er sich befinde. Das habe er denn allerdings auch getan, und deshalb schließe er Frieden mit Sachsen und der Königin von Ungarn. Er habe in den verschiedenen Lagen, in denen er sich befand, stets eine lebhaft empfindung dafür gehabt, wie groß seine Gefahr sei, habe es satt, stets sein Glück auf eine Karte zu setzen, und wolle versuchen, die Ruhe zu erlangen, deren er wie sein Volk dringend benötigt sei. Frankreich würde ihm überhaupt nicht leicht in seiner mißlichen Lage helfen zu können: aus dem Schreiben des Königs sehe er nun auch, daß nicht einmal der Wille, es zu tun, vorhanden sei. Seine kriegerische Laufbahn sei beendet, er wolle sein Land nicht weiter den Launen des Glückes ausgesetzt wissen, eines Glückes, dessen Beständigkeit ihn so weit in Verwunderung setze, daß er Grund habe, eine Änderung zu fürchten. Sein Ehrgeiz sei damit befriedigt, daß er imstande gewesen sei, den Feind zu zwingen, ihn in seiner eignen Hauptstadt um Frieden zu bitten.

Die Freundlichkeit, mit der mich der König behandelte, ermutigte mich, ihm seine glänzende Lage mit der Erwägung vorzustellen, wie schön es sein würde, wenn er auch als der allgemeine Friedensstifter Europas auftrate.

„Das gebe ich Ihnen zu, mein lieber Darget,“ erwiderte er, „aber das ist eine zu gefährliche Rolle. Ein einziges Mißgeschick stürzt mich ins Verderben, und mir steht der Gemütszustand, in dem ich mich bei meiner letzten Abreise in Berlin befand, zu lebhaft vor Augen, um mich dergleichen noch einmal auszusetzen. Wäre mir das Glück abhold gewesen, so war ich ein Monarch ohne Thron, und meine Untertanen sähen sich der grausamsten Unterdrückung ausgesetzt. Hier heißt es immer: Schach dem König! Das müssen Sie mir selbst bezeugen, lieber Freund. Ich will endlich einmal Ruhe haben.

Künftig greife ich keine Katze mehr an, außer um mich zu verteidigen. (Dies waren seine eignen Worte.) Das Verlangen nach Ruhm und mein Vorteil haben mich zu meinem ersten Kriege, die Würde des verstorbenen Kaisers und mein Eifer für Frankreich zu dem zweiten bewogen. Künftig kämpfe ich nur noch für mein eignes Haus. Ich wiederhole es Ihnen: ich weiß zu gut, in welchem Zustande ich gewesen bin, jetzt würde ich mich nicht mehr rühren, auch wenn ich den Prinzen Karl vor den Toren von Paris sähe ...“

„– und uns würden Majestät mit derselben Gleichgültigkeit vor den Toren von Wien sehen?“ beeilte ich mich einzuwerfen.

„Das schwöre ich Ihnen zu, Darget. Ich will endlich mein Leben genießen. Sind wir armen Menschen dazu da, Pläne zu schmieden, die so viel Blut kosten? Wir wollen leben, indem wir andre leben lassen.“ ...

Aus Gesprächen mit Henri de Catt, seinem Vorleser und Privatsekretär.

Erste Begegnung.

Im Juni 1755 hatte ich einen Besuch auf einem Landgute zwischen Amsterdam und Utrecht gemacht. Ich rief, um nach Utrecht zurückzukehren, die Barke an, welche zwischen beiden Städten verkehrte. Die Kajüte war für einen Passagier reserviert. Ich mußte also im Vorderteile des Schiffes bleiben.

Nach einiger Zeit kam aus der Kajüte ein Mann in zimmetbraunem, goldverbrämtem Anzug heraus. Er trug eine schwarze Perücke, Gesicht und Anzug waren voll von spanischem Schnupftabak. Er betrachtete mich aufmerksam, und fragte mich ohne weiteres:

„Mein Herr, wer sind Sie?“

Der ungenierte Ton seiner Frage gefiel mir nicht, besonders da der Fragesteller seinem Äußern nach kein besonders hochstehender Mann war. Ich verweigerte ihm daher jede Auskunft über meine Person. Er erwiderte im ersten Augenblick nichts, sagte aber dann in höflicherem Tone:

„Mein Herr, kommen Sie in meine Kajüte hinein. Sie werden dort weniger von dem Rauche leiden.“

Die Höflichkeit, mit welcher er diese Worte aussprach, stimmte mich milder. Außerdem hatte sein ganzes Äußere großen Eindruck auf mich gemacht. Ich trat also in die Kajüte.

Wir fingen eine Unterhaltung an. „Sehen Sie,“ sagte er, „der Mann, der da in seinem Garten raucht, kann unmöglich glücklich sein.“

„Daß weiß ich wirklich nicht, aber ich glaube nicht, daß man, ohne die Lebenslage und Sinnesart eines Mannes zu kennen, darüber urteilen kann, ob er glücklich oder unglücklich ist.“

Der Reisende gab mir recht und fing an, Von der Regierung der Niederlande zu sprechen. Er beurteilte sie scharf, offenbar, um meine Meinung zu hören. Ich hielt auch nicht damit hinter dem Berge und gab ihm zu verstehen, daß er nichts davon verstehe.

„Sie haben ganz recht,“ sagte er, „man soll nicht über Dinge urteilen, die man nicht versteht.“

Darauf fing er an über Religion zu sprechen, verbreitete sich mit großer Beredsamkeit über alles Unheil, welches die scholastische Philosophie angerichtet habe, und wollte beweisen, daß

es keine Schöpfung der Welt geben könne. Den letzten Punkt gab ich ihm nicht zu.

„Aber“, sagte er, „wie ist es denn möglich, daß etwas aus nichts entsteht?“

„Davon ist keine Rede“, erwiderte ich. „Es kommt lediglich darauf an, ob ein solches Wesen, wie wir uns Gott vorstellen, dem Nichts Leben verleihen kann.“

Er schien mir verlegen und antwortete:

„Aber die Welt ist ja ewig.“

„Da bewegen Sie sich in einem Kreise, aus dem Sie nicht herauskommen können.“

Er fing an zu lachen und sprach von etwas anderm.

„Welche Regierungsform halten Sie für die beste?“ fragte er.

„Die Monarchie, wenn der König gerecht und aufgeklärt ist.“

„Ganz richtig, aber wo gibt es solche Könige?“

Und nun fing er an so gegen die europäischen Fürsten zu deklamieren, daß kein Mensch auf die Idee gekommen wäre, daß er selbst zu ihnen gehörte. Zuletzt sagte er, er bemitleide sie, besonders deswegen, weil sie den Genuß der Freundschaft nicht kennen.

„Ich habe nicht die Ehre, die Könige zu kennen, aber nach dem, was ich aus der Geschichte gelernt habe, glaube ich, daß Sie recht haben.“

„Gewiß habe ich recht. Ich sage Ihnen, ich kenne die Herren, von denen ich spreche.“

Darauf sprachen wir von der Literatur. Der Fremde äußerte sich über Racine mit großer Bewunderung und Begeisterung. Während er sprach, versuchte er eins der Kajütenfenster herunterzulassen, kam aber nicht damit zustande.

„Sie verstehen nichts davon“, sagte ich. „Ich werde das Fenster herunterlassen.“

Aber ich wurde auch nicht damit fertig. Darauf sagte der Fremde:

„Nun erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß Sie ebensowenig davon verstehen wie ich.“

„Sie haben recht. Verzeihen Sie mir, es war voreilig von mir, Ihnen Ungeschicklichkeit vorzuwerfen.“

„Sind Sie in Deutschland gewesen?“

„Nein, aber ich möchte gern eine Reise nach Deutschland machen. Besonders gern würde ich Preußen und den König von Preußen sehen, von dem so viel gesprochen wird.“

Darauf sprach ich von den Taten des Königs, aber der Fremde ließ mich nicht ansprechen, sondern sagte:

„Ach, was! Lassen wir die Könige, wo sie sind. Was gehen uns die an! Wir wollen lieber von etwas Angenehmerem sprechen und uns dadurch die Langeweile der Reise vertreiben. – Wie können Sie es in diesem wässerigen Lande aushalten? Wollen Sie noch lange in Holland bleiben?“

„Nein, meine Studien auf der Universität Utrecht bei dem berühmten Professor Wesseling sind bald beendet.“

„Wesseling habe ich als einen geseheiten Mann rühmen hören. Aber Sie werden mir zugeben, daß diese ganze Art Leute Pedanten sind, Wesseling ist vielleicht nicht so schlimm wie die andern; wenigstens nennt er sich nicht Wesselenius.“

Nun sprach er ausführlich über verschiedene Punkte der Wolffischen Philosophie.

„Ich habe mich viel mit diesen Fragen beschäftigt,“ sagte er endlich, „meine Eltern wünschten nicht, daß ich studierte, aber ich habe es heimlich getan und bereue es nicht. Was ich am wenigsten studiert habe, ist die Politik, sie besteht aus Lug und Trug und paßt nicht für meinen Charakter.“ –

Am nächsten Morgen erfuhr ich, daß der Fremde, der sich für den Kapellmeister des Königs von Polen ausgab, der König von Preußen war. Nach sechs Wochen erhielt ich einen Brief

von ihm mit dem Anerbieten, in seine Dienste zu treten. Krankheit verzögerte die Sache, und ich trat erst im Jahre 1758 die Reise nach Breslau an, wo ich am 13. März anlangte. – –

Aus den Jahren 1758 und 59.

„Da wäre ich nun am Anfange meines Feldzuges; Gott weiß, was aus ihm und aus mir werden wird; es gibt nichts Schrecklicheres, als in einem fort Krieg führen zu müssen, und da hält mich das dumme Volk für einen glücklichen Sterblichen; das bin ich nicht, nicht einmal in meinem lieben Potsdam, das ich vielleicht nicht wiedersehen werde; sehen Sie, womit ich mich regaliere: jeden Morgen vierzig Briefe zu lesen, die Hälfte davon ganz inhaltlos, ein Viertel sehr gleichgültig oder sehr heiklig, und das letzte Viertel enthält Nachrichten der unangenehmsten Art. Vielleicht kennen Sie mich noch nicht recht; aber verlassen Sie sich darauf, ich wünschte, ich könnte als Privatmann leben, ich würde das einfache und zurückgezogene Leben, in welchem man sich selbst angehört, meinem Königtum vorziehen. Ich habe mit 1200 Talern gelebt, ich will, wem sein muß, mit noch weniger leben, nur um ruhig leben zu können. Ein Privatmann kann schließlich mit acht Groschen täglich leben. Aber das sind Luftschlösser, die ich Ihnen da vorzaubere.“

*

Die Sitzung war heute ziemlich sonderbar. Als ich in das Zimmer trat, sah ich Seine Majestät mit Rechnen beschäftigt.

„Ah guten Tag, mein Lieber, raten Sie einmal, was ich rechne.“

„Ihre Schätze?“ –

„Ach, die habe ich nicht mehr: der kleine Rest von dem, was ich einmal hatte, ist bald aufgebraucht. Nun, raten Sie es?“

„Sie berechnen vielleicht, wie viel Geld Sie schon im Laufe dieses Krieges verausgabt haben.“

„Das weiß ich nur zu genau, das brauche ich nicht erst zu berechnen. Nun, nur Mut, raten Sie nur!“

„Majestät kann so vielerlei berechnen, daß es für mich sehr schwierig sein würde, gerade das zu treffen, was Majestät zum Gegenstande Ihrer Berechnungen macht.“

„Sie raten es also nicht. Ich berechnete, mein Herr, wie viel Minuten ich gelebt habe, und sitze nun schon seit einer Stunde über diesem Exempel. Was ist das für eine Summe, und wie viele Augenblicke sind unbenutzt verstrichen!“

*

Der König sprach gerade von Berlin, als der Lakai ihm ein Paket aus Berlin hereinbrachte.

„Mach das Paket auf,“ befahl ihm der König, „wir werden gleich sehen, was es ist.“ – Man öffnet es.

„Es sind Manschetten, mein Lieber, schöne Manschetten aus der Potsdamer Fabrik. Wer zum Teufel schickt mir Sachen, die ich nicht bestellt habe? – Und wie lang sie sind, aus einem Paar kann man zwei machen.“

Kaum gesagt, nimmt er die Schere und schneidet das erste Paar mitten durch, dann das zweite, das dritte, und so weiter bis zum sechsten.

„Jetzt hätte ich also zwölf Paar Manschetten! Sehen Sie, welch kluger Haushalter ich bin, und wie ich aus allem Vorteil zu ziehen und alles zu vervielfachen weiß. Was brauche ich so lange Manschetten? Ich kann eben so wenig lange wie schöne Manschetten brauchen, denn, wie Sie vielleicht schon bemerkt haben werden, habe ich die üble Angewohnheit, mit der Feder über die Manschetten zu streichen. Wären Sie nun schön, so könnte ich meine Feder nicht mehr so zwanglos daran abwischen. Was ich da treibe, ist zwar nicht das denkbar Schönste, aber ich nehme es damit nicht so genau. Sehen Sie sich meine Stiefel an; Sie werden nicht behaupten, daß sie hochelegant sind, daß man das schönste Leder von Europa dazu genommen

hat. Aber sie sind bequem, und das genügt mir. Sehen Sie sich meinen Rock an; in Schmirnitz habe ich ihn etwas zerrissen, und man hat ihn mir schlecht und recht mit weißem Zwirn zusammengefleckt. Mein Hut stimmt zu meinem sonstigen Aufzuge. Es sieht alles abgeschabt und antik aus, ist aber für mich hundert Mal besser, als wenn es neu wäre. Eins freilich könnte besser sein. Nämlich mein Gesicht, das immer ganz mit spanischem Schnupftabak vollgeschmiert ist. Das ist eine erwünschte Angewohnheit, die ich da an mir habe. Sagen Sie selbst, sehe ich nicht ein bischen wie ein Schwein aus? sagen Sie es nur ruhig heraus.“

„Ich muß gestehen, Majestät, daß Ihr Gesicht, ebenso wie Ihre Uniform, recht voll Tabak ist.“

„Das nenne ich eben, mein Herr, ein bischen wie ein Schwein. So lange meine gute Mutter lebte, war ich reinlicher, oder, um mich genauer auszudrücken, weniger unreinlich. Diese zärtlich besorgte Mutter ließ mir alljährlich ein Dutzend neuer Hemden mit hübschen Manschetten machen, die sie mir überall nachschickte, wo ich war. Seit dem unersetzlichen Verlust, den ich durch ihren Tod erlitten habe, kümmert sich Niemand mehr um mich – aber rühren wir nicht an diese Saite. Guten Abend, mein Lieber, gute Nacht.“

*

„Sie müssen zugeben, der Krieg ist ein schreckliches Ding. Was führen diese armen Soldaten für ein Leben. Auf dem Ererzierplatz bekommen sie mehr Schläge als Bissen Brot, und wenn sie auch während des Feldzugs weniger geprügelt werden, so kehren sie dafür meistens mit Narben bedeckt und um einige Gliedmaßen ärmer nach Hause zurück. Der Bauer hat noch viel mehr auszustehen; man herzt ihn bis zu den letzten Zügen, und oft muß er vor Elend und Not geradezu umkommen. Sie werden mir einräumen, daß der Starrsinn der Königin und auch der meine sehr viele Leute ins Unglück stürzt, und daß wenige Kriege solche Verheerungen angerichtet haben, wie der Krieg

zwischen uns. Freund und Feind, alles muß darunter leiden; und wer weiß, mein Lieber, wer weiß, ob dies alles nicht blos der Anfang der Schmerzen und der Verwüstungsgreuel ist, um mit dem Propheten zu reden.“

Gottsched berichtet dem Professor Flottwell in Königsberg.

Leipzig, 22. Oktober 1757.

In sehnlicher Erwartung der neulich von Ihnen erbetenen Nachricht von dem wahren Zustande meines lieben Vaterlandes muß ich ihnen sobald als möglich berichten, was mir von Ihrem Preußischen Salomon für Ehre widerfahren ist.

Verwichenen Sonnabend halb zwölf kommt der König selbst mit etlichen Regimentern und zwei Bataillons von seiner großen Potsdamer Garde, neu recrutirt und aufs Beste montirt hier an. Da machen unsre Leipziger große Augen. Es war in der Tat ein unvergleichlicher Anblick, teils was die ertraschönen und großen Leute, teils was ihre Montur betrifft, die blau mit silbernen Schleifen und Achselbändern ist; die Hüte aber groß, mit ausgehackten silbernen Point d’Espagne.

Die Universität schickte abermals vier Professoren zu ihm, ihn zu bewillkommen. Ein Jurist führet das Wort. Er fragt sie allerlei, die Studia betreffend, zumal die Historie und Philosophie, aber er fragt gleichfalls nach mir und meiner Frau.

Man läßt mich solches wissen, da ich eben zu Tische bin, aber siehe, den Augenblick, etwa um ein Uhr, ist ein Bote da, der mich zum König fordert und zwar nach drei Uhr.

Ich muß in die Fakultät gehen, einen neuen Decanum zu wählen. Als ich da bin, kommt um halb drei Uhr abermal ein königlicher Bedienter und dringet auf meine Ankunft, weil der König, der mich doch erst später bestellt hatte, schon nach mir gefragt hätte.

Ich erschien denn wirklich vor dem Schlage drei in seinem Vorzimmer, wo sonst unseres Königs Quartier ist.

Ich werde gemeldet und hereingerufen. Der Herr steht vor einem Kamin, den Hut unter dem Arm und die Hände auf dem Rücken, als um sich zu wärmen. Ich näherte mich ihm und küßte ihm den Rock. Seine Worte waren:

„Ich habe neulich nicht recht mit Ihm sprechen können und wollte doch gerne etwas mehr mit Ihm bekannt werden. Sage Er mir, hat Seine Frau den Bayle übersetzt?“

„Nein, Ew. Majestät, das wäre wohl zu viel Arbeit für ein Frauenzimmer.“

„So hat Er ihn denn selbst gemacht?“

„Auch ich habe es nicht getan, Allergnädigster Herr, sondern ein anderer Gelehrter, Königslöwen, der schon tot ist.“

„Was hat Er denn dabei getan?“

„Ich habe ihn durchgehendes mit dem Original verglichen und ausgebessert, auch Anmerkungen dazu gemacht.“

„Also ist er nun recht übersetzt, auch überall wohl getroffen?“

„Ja, Ew. Majestät, soviel die juristische Schreibart des Übersetzers solches zugelassen. In Ansehung der Sachen stehe ich dafür, in Ansehung des Styli kann Bayle nichts verlieren, da er der größte Stilist nicht ist.“

„Wie kann Er von des Bayle Stilo urteilen? Hat Er ihn denn recht gelesen?“

„Zwei bis drei Mal, weil ich ihn bey der Edition zwei bis drei Mal corrigieren und revidieren müssen. So viel Französisch aber habe ich schon aus andern Büchern gelernt, daß ich von Bayle und seiner Schreibart urteilen kann.“

„Was hat Bayle für Fehler?“

Denken Sie, lieber Freund was das für ein examen rigorosum war! Und um ihm zu zeigen, daß ich auch urteilen konnte, hub ich an Französisch zu reden, denn bis dahin hatten wir lauter Deutsch gesprochen. Das schien ihm nun unerwartet zu kommen.

Indessen trat er vom Kamin nach dem Fenster zu, und hub an tausend Fragen zu tun: was meine Frau sonst geschrieben hätte? Was ich aus dem Französischen übersetzt hätte? Und als ich ihm Lutrín aus dem Boileau, die Iphigenia aus dem Racine und andere mehr nannte, bezeugte er eine große Begierde, die Stücke zu sehen, weil er glaubte, daß sie gar nicht Deutsch gegeben werden könnten.

Es ward noch viel andres von Deutschen Trauerspielen, von Opern und Komödien geredet, bis er wieder auf die beiden Stücke kam, die er sehen wollte. Ich erbot mich, sie dem Bedienten einzuhändigen, wenn Seine Majestät befehlen wollten.

„Nein,“ sprach er, „bringe Er sie mir selbst her und zwar bald.“

Da hatte ich nun meinen Bescheid, lief nach Hause und holte sie, so daß ich mit dem Schläge vier wieder bei ihm war. Denken Sie, mein lieber Freund, ist das nicht schon Ehre genug mit einem so großen Herrn fast eine Stunde geredet und ihm die schönen Wissenschaften der Deutschen bekannt gemacht zu haben? Allein noch nicht genug, denn nun fing es erst recht an.

Ich kam wieder und fand ihn an seinem Schreibtische sitzen, da er die Originale der Übersetzung, Boileau und Racine, nebst andern mehr vor sich liegen hatte.

Er fing wieder an von der Schwierigkeit solcher Übersetzung zu reden und die Deutsche Sprache für ungeschickt dazu zu erklären. Ich nahm mir die Freiheit ihm das Gegenteil davon zu versichern, und erbot mich, alles, was er mir vorgeben würde, auszudrücken.

So ging es denn an die Vergleichung des Textes mit meiner Übersetzung. Ob er nun gleich viele deutsche Wörter nicht verstand, so kritisierte er doch andere sehr gründlich und lobte wieder viele Stellen, die ich besser ausgedrückt hätte als er sich jemals möglich zu sein eingebildet hätte. Bei diesem war der

Abbé de Prades zugegen, dem ich auch zuweilen die Unvollkommenheit seiner Sprache zu verstehen gab.

Und hier wurden nun fast unzählige Schriftsteller erwähnt, die der König alle gelesen hatte und richtig beurteilte. Von den Poeten kam er auf die Geschichtsschreiber, Weltweisen, Mathematiker u. s. w. Cartesius, Malebranche, Locke,² Leibniz, Wolff, Thomasius und die jetzigen Hallischen Philosophen wurde von ihm beurteilt, wobei ich denn Gelegenheit hatte, ihm zu zeigen, daß ich sie auch alle gelesen hatte. Er hielt sonderlich auf den Locke viel, sagte, daß er ihn in Halle eingeführt, daß aber der dortige Professor Meier ihm nicht gewachsen wäre. Er fragte, ob man ihn hier lese. Ich sagte, das Buch wäre für die Studenten zu weitläufig, ein guter Professor müßte einen Auszug daraus machen.

„Ei, es ist eine schwere Sache, einen guten Professor zu finden. Thomasius ist einer gewesen. Ich suche schon seit geraumer Zeit einen guten Philosophen, aber ich kann keinen finden. Indessen, wenn die unruhigen Zeiten aus sind, will ich wieder daran denken.“

Indessen habe ich ihm bei vorfallender Gelegenheit einige Elogen und Douceurs mit eingestreut; zum Exemkel, da er die dramatischen Poesieen tadelte, sagte ich, es wäre kein Wunder, daß es ihnen nicht besser gelinge, es gäbe so wenig Terenze, die das Glück hätten von Scipionen getadelt und gebessert zu werden.

Als wir auf den Horaz kamen, dergleichen jetzo nicht wären, sagte ich, es fehle in Deutschland an einem August.

„Sie haben einen“, versetzte er.

„Aber es fehlt an einem Mäcen“, erwiderte ich.

„Darin haben Sie recht“, war seine Antwort.

² Original: „Loche“.

Als ich sagte, daß die deutschen Dichter nicht Aufmunterung genug hätten, weil der Adel und die Höfe zu viel Französisch und zu wenig Deutsch verstünden, um alles Deutsche recht zu schätzen und einzusehen, sagte er:

„Das ist wahr, denn ich habe von Jugend auf kein deutsch Buch gelesen und ich rede es wie ein Kutscher; jetzo aber bin ich ein alter Kerl von sechsundvierzig Jahren, und habe keine Zeit mehr dazu.“

Er gab mir hernach eine Strophe aus dem Rousseau zu übersetzen auf, die er vor unmöglich auszudrücken hielt. Sie steht im ersten Buch der Oden, und ist an eine junge Witwe gerichtet, die wieder heiraten soll.

Bei allen diesen Unterredungen ward es dunkel, und weil ich schon vorhin einmal gesagt hatte, daß alle Franzosen den Horaz sehr weitläufig und schlecht übersetzt hätten, wollte er mir eine Ode vorlesen. Es war die *Tyrrhena regum*, sagte er, *progenies* setzte ich hinzu, und daß sie an den Mäcenas als einen Abkömmling aus Etrurischem Geschlecht gerichtet wäre. So sah er damals, daß ich den Horaz auch kannte, wie ich denn bei seinem Vorlesen die besten lateinischen Stellen laut dazu sagte.

Die Übersetzung war sehr gut geraten, so daß ich sie mit Recht loben konnte; aber ich sah auch wohl an dem prächtigen Druck des Quartanten, den er vor sich hatte, daß es sein Philosoph de Sans-Souci wäre, den er in seinem Schloß hat drucken lassen, und den Niemand hat als der, dem er ihn selbst gibt. Es war also seine eigene Übersetzung, und ich lobte sie desto mehr. Der Abt war doch so höflich dabei, daß er mir winkte indem er dem Könige das Licht hielt, daß ich merken sollte, sie sei von ihm selbst; welches ich aber nicht nötig gehabt hätte.

Es sind noch hunderterlei im Reden vorgekommen, die ein ganz Buch Papier erfordern würden, denn unser Gespräch währte von vier bis sieben Uhr in einem weg mit aller möglichen Geschwindigkeit und Hitze. Er erzählte mir allerlei lusti-

ge Sachen, von einem Prediger in Thüringen, wo er im Quartier gestanden, vom seligen Reinbeck, von der Brühlschen Bibliothek, von des Baron Friesen seiner bei Leipzig. Er redete vom seligen Pietsch in Königsberg und den gar zu schwülstigen Ausdrücken seiner Gedichte, von Graf Bünaus und Mascovs Historie; von Gellerts Fabeln und hundert andern Sachen, denn was kann man in viertelhalb Stunden nicht reden!

Des Klopstock Messias verwirft er ganz, und die Miltonsche Schreibart auch:

„Dieser Gegenstand paßt nicht für die Poesie.“

Weil er mir nun so viel Regeln der Poesie gegeben hatte, die größtenteils vollkommen richtig waren, so sagte ich beim Abschiede:

„Ich werde mich künftig rühmen können, die Gesetze der Dichtkunst von dem Gesetzgeber aller Völker gelernt zu haben.“

Er verstand wohl, was ich sagte; es schien ihm nicht zu mißfallen, denn er sagte:

„Ich werde die Ehre haben, Sie wiederzusehen.“

Und so entfernte ich mich, indem er ein Paket aufbrach, welches ihm der Geheime Rat Eichel zuschickte.

Nun, was dünket Ihnen, werter Freund, von dieser langen Unterredung eines Königs, eines Helden, der in solchen Umständen ist, der gleich beim Antritt aus dem Reisewagen nach mir fragt, der, da sich unsre Ratsherren und Handelsleute auf dem Voorsaale befinden und Audienz suchen, mit einem Professor sich von Dingen unterhält, die nur bei der größten Muße für Fürsten gehören, und mit einer solchen Munterkeit des Geistes, als ob er sonst gar nichts zu denken hätte. Allein noch nicht genug, Sie werden Wunder hören.

Ich mache des nächsten Tages die Strophe des Rousseau und schicke sie des Abends gegen acht Uhr versiegelt „an Seine Majestät den König von Preußen“ überschrieben an seinen

Kammerdiener. Es dauert nicht eine Stunde, ja keine halbe, so ist ein königlicher Kammerlakai da, der mir eine Antwort versiegelt bringt „an den Professor der Philosophie Herrn Gottsched“, mit zwei schwarzen Königlichen Petschaften bedruckt.

Ich erbreche es und finde außer einer gedruckten Französischen Ode auf die Eroberung von Port Mahon, die ich ihm geschickt hatte, auch ein Quartblatt, das er mit schönen französischen Versen eigenhändig beschrieben hatte. Ich lese sie mit Beschämung durch, und erstaune über die Geschwindigkeit der Antwort, ungeachtet es um die Tafelstunde war. Ich sah, daß es sich auf unsere Discourse bezog, und machte geschwind zwölf Zeilen deutscher Verse zur Antwort, aber weil der König morgens früh um sieben Uhr abreisen wollte, so war (er) um zehn Uhr schon zu Bette. Es ist ihm also auf seinen Tisch gelegt worden.

Früh um sieben war ich zugegen, als der König abreiste, da er im Vorbeigehen mir auf mein Danksagungscompliment zurief: Adieu, Monsieur.

1. November 1757.

P. S. Als der König den vorigen Mittwoch zum zweiten Mal wiederkam, schickte er gleich nach Tische um drei Uhr nach mir; halb vier war ich da und ward gleich vorgelassen. Er fragte nach vielen meiner Frauen Schriften und Versen, Prosa und Briefen, Französisch und Deutsch, und wollte was davon sehen. Er kam auf viele andre Materien, von schönen Wissenschaften, der Deutschen Sprache, den Trauerspielen usw. Ich bat mir die Erlaubnis aus, das königliche Gedicht zu beantworten, und erhielt sie.

Als er einmal herausgerufen ward, um Jemand Gehör zu geben, schlug er die Türe hinter sich zu, und ließ mich ganz allein in seinem Cabinet versperren.

Er kam wieder und tadelte die Art, die alten Redner und Dichter in Schulen zu tractieren, da man bloß auf den Sinn der Redensart und Wörter geht, aber die Kunst im Reden und

Dichten, ihre Schönheiten im Ganzen, ihre Ökonomie und Einrichtung, kurz, das Feine im Geschmack der Alten nicht erklärt und begreiflich macht.

Kurz, der Herr wies eine ungeweine Einsicht, die der tausendste Gelehrte nicht hat. Eine Stunde war vorbei, als er mir befahl, morgen wiederzukommen und das übrige mitzubringen.

Ich erschien Donnerstags um halb fünf Uhr. Ich brachte ihm allerlei mit und er las von allem was, aber sonderlich den französischen Brief meiner Frau und sagte:

„Wenn ich hier mehr Zeit hätte, würde ich an sie schreiben.“

Ich überreichte mein Gedicht von einer lateinischen guten Hand geschrieben. Er nahm es, und als ich mich erbot, solches vorzulesen, so sagte er:

„Nein, ich will es selbst lesen, dann verstehe ich es besser.“

Und hier nahm er sich Zeit und Geduld, es von Anfang bis zu Ende durchzulesen. Oft fragte er nach der Bedeutung dieses und jenes Wortes, oft machte er Anmerkungen oder forderte Erläuterungen, kurz, er las bis an's Ende, und als die „rauhesten Sprache“ kam, sagte er: „Das hat Er mir nicht schenken wollen“, aber mit Lächeln.

Ich bat untertänigst um Vergebung, und so dauerte die Unterredung bis sieben Uhr Abends.

Nun war seine ganze Generalität und alle Majors von der Armee zusammen. Man rief ihn. Er sprang auf, nahm Hut und Stock und ging in's große Zimmer, um die Befehle zum Marsche und zum Angriffe der österreichischen, Reichstruppen und Franzosen zu geben. In einer Viertelstunde kam er wieder und setzte sein Gespräch fort, bis dreiviertel auf acht, als ob er weiter nichts wichtiges zu tun hätte.

P. S. Der König hält den Dr. Quandt für den einzigen deutschen Redner, der in der Welt ist. Er erzählte mir, wie er ihn als Kronprinz gehört und wie er ihn bezaubert hätte. Leben Sie

wohl! Ich werde ferner arbeiten, den König zur deutschen Sprache zu bekehren.

Nächtliches Gespräch mit einem Soldaten. Herbst 1761.

Als der König von den Russen in seinem verschanzten Lager bei Bunzelwitz eingeschlossen war, ließ er jede Nacht die Zelte abbrechen, begab sich selbst auf eine Batterie und erwartete unter freiem Himmel den Morgen. Einst saß er, in seinen Mantel eingehüllt, beim Feuer auf der Erde, und man sah sehr deutlich, daß er sehr müde war und etwas schlafen wollte. Ein Soldat vom Wolfersdorfschen Regiment, der dies bemerkte, sagte zum Könige: „Ich will Ew. Majestät ein Kopfkissen machen.“ – „Wie willst Du das anfangen?“ fragte der König. – Der Soldat nahm hierauf seinen Tornister ab und legte ihn so, daß der König den Kopf darauf legen konnte. Der König konnte aber nicht schlafen, schlug die Augen wieder auf und sprach mit dem Soldaten über verschiedenes, über sein Vaterland, seine Dienste usw. Dieser wurde dadurch beherzter und legte dem Könige verschiedene dreiste Fragen vor, die auch mit der größten Herablassung beantwortet wurden. Unter andern entstand zwischen ihnen folgendes Gespräch: Der Soldat: Wenn Ew. Majestät nun einmal gefangen genommen würden, wie müßten Sie sich wohl auslösen, da Sie König sind? – Der König: Als General. nicht anders. – D. S.: Hm! Das glaube ich nicht; Sie sind doch mehr als General. – D. K.: Nein, nicht mehr. Bei der Armee bin ich nur General. – D. S. (schüttelt den Kopf): Man würde doch bei Ihnen schöne Beute finden! — D. K.: Wahrhaftig nicht, ich habe keinen Groschen bei mir. – D. S.: Das machen Ew. Majestät einem andern weiß. Sie würden kein Geld bei sich haben! – D. K.: Nein, sage ich Dir, nicht einen Kreuzer. (Hiermit kehrte der König die Taschen um.) Da, siehst Du nun, daß ich recht habe? — D. S.: Das ist besonders. Aber da haben Sie einen schönen Ring, der wird doch gewiß etwas wert sein? – D. K.: Nun und was meinst Du denn, daß er

wert sei? rate einmal! (Der König hielt ihm den Ring zum Be-
sehen hin.) – D. S.: Der Ring mag wohl seine zehntausend Taler
kosten. D. K.: Narr! ich will ihn Dir für fünfhundert Taler
lassen, und ich habe doch noch Profit. – D. S.: Das werde ich
in alle Ewigkeit nicht glauben. Das ist nicht wahr. – D. K.:
Gewiß. Siehst Du ich will es Dir berechnen. Diese kleinen
Steine hier werden ungefähr dreihundert und einige Taler wert
sein. Der mittelste große ist ein Tafelstein, der höchstens drei-
ßig Taler kostet, und weiter ist, außer der geringen Fassung,
nichts an dem ganzen Ringe. – D. S.: Das hätte ich wahrhaftig
nicht geglaubt.

Indes war der Morgen angebrochen. Der König stand auf
und befahl einem Adjutanten, der eben mit dem Rapport ge-
kommen war, dem Soldaten einen Friedrichsdor zu geben. Zu-
gleich sagte er zu diesem: Siehst Du nun, daß ich kein Geld
habe?

Gespräch in Gotha. 1762.

Aus der Selbstbiographie von J. St. Pütter.

Als hernach offene Tafel gehalten wurde, wo alles, was nur
irgend von Stande war, als Zuschauer und Zuschauerin sich
herbei gemacht hatte, kam ich sehr vorteilhaft nahe an die Tafel
zu stehen, wo die Prinzessin und der General Seydlitz, des Kö-
nigs einziger Reisegefährte, bei einander saßen. Die Prinzessin
machte mich selbst dem Generale bekannt. So konnte ich hier
schon an einer sehr interessanten Unterredung Teil nehmen.
Unter andern zeigte der General die Hand, an der er im Treffen
bei Kunersdorf eine starke Wunde bekommen hatte.

Ehe ich's mich versah, näherte sich ein Page von der Herzo-
gin, die mich von ohngefähr wahrgenommen haben mochte,
und mir jetzt sagen ließ, ich möchte gleich zu ihr kommen, sie
habe dem Könige von mir gesagt. Kaum hatte ich diesem Be-
fehl zufolge mich dem Stuhle genähert, wo die Herzogin an der

Seite des Königs saß, so hörte ich, daß sie dem Könige meinen Namen nannte.

Der Blick, womit der König, indem er sich umwandte, mich ansah, ist mir seitdem unvergeßlich geblieben. So majestätsvolle durchdringende Augen habe ich sonst bei keinem Sterblichen gesehen. Ich konnte mich glücklich schätzen, daß dieser Anblick mich doch nicht aus der Fassung brachte.

Seine ersten Fragen waren, wie lange ich schon zu Göttingen gewesen sei, und worin ich dort Unterricht gebe.

Als ich hierauf Reichshistorie und Staatsrecht nannte, sagte er:

„In der deutschen Geschichte ist noch vieles verborgen, da liegen noch viele wichtige Diplome in Klöstern versteckt.“

Ich nahm davon Gelegenheit die auch der Herzogin bekannt gewordene Urkunde Kaiser Konrads II anzuführen, woraus sich der erste Ursprung der Landgrafen von Thüringen erkennen ließ, wovon das Original aus dem ehemaligen Kloster Reinhardsbrunn nach Gotha gekommen und noch im Archive vorhanden sei.

„Von Büchern über die Reichshistorie“, fuhr der König hernach fort, „kenne ich nur den Père Barre.“

Auf meine Bemerkung, daß alle Ausländer sich meist nur eines von Struv zu Jena geschriebenen lateinischen Werks über unsere Geschichte bedient hätten, sagte er:

„Struv, Struvius, den kenne ich nicht.“

Wie ich ferner äußerte, es sei schade, daß Barre nicht Deutsch gekonnt habe, um deutsch geschriebene Urkunden und Bücher lesen zu können, behauptete der König, Barre habe als ein Lothringer das Deutsche verstanden.

Da hier von der deutschen Sprache etwas vorkam, erzählte der König der Herzogin in einem überaus anferäumten Tone, er habe zu Leipzig einmal mit Gottsched davon gesprochen, daß die französische Sprache doch noch viele Vorzüge vor der

deutschen habe, unter andern, daß ein Wort oft in vielerlei Verstande gebraucht werden könne, wofür man im Deutschen oft mehrere Ausdrücke zusammensuchen müsse, (das ich zwar mehr für eine Armut der französischen Sprache und „für einen Reichtum der unsrigen halten würde) – darauf habe Gottsched geantwortet: „Das wollen wir noch machen“

Diese Worte wiederholte der König etlichemal mit solchem Nachdruck daß man wohl merkte, wie auffallend ihm die Anmaßung des Mannes, was er noch machen wolle, vorgekommen sei.

Ich weiß, was hernach für ein Anlaß dazwischen kam, daß die Herzogin dem König sagte, ich sei aus einem seiner Länder gebürtig. Darauf fragte mich der König, wo ich her wäre. Mit meiner Antwort: „aus Iserlohn in der Grafschaft Mark“ hatte diese königliche Unterredung auf einmal ein Ende.

Zum Nachtlager war für den König natürlich ein prächtiges Bett zurecht gemacht. Er ließ aber sein eigenes sehr einfaches Feldbett aufschlagen, das nur aus einigen eisernen Stäben bestand und nur wenig Ingredienzen von Bettzeug hatte. Sein Schlafzeug bestand aus einem Nachtcamisol von grünem Damast, das aber stark von spanischem Schnupftabak überzogen war. Statt der Nachtmütze diente eine schon hin und wieder durchlöchernte Serviette. Alles übrige, was er bei sich führte, bestand in einer Flöte und in einem kleinen Vorrat von Ananas.

An seinem Reisewagen, den sein Leibkutscher führte, war nichts Königliches zu sehen. Außer dem Generalc Seydlitz der bei ihm saß, bestand sein Gefolge nur aus etlichen Pagen und einem Kammerhusaren, die ihn zu Pferde begleiteten. Aus besonderer Höflichkeit hatte der König die sonst nur getragenen Stiefel unterwegs noch mit Schuhen und Strümpfen verwechselt.

Casanova in Potsdam. 1765.

Ich schrieb an den König und bat ihn um eine Audienz. Zu meinem Namen setzte ich als nähere Bezeichnung „Venetianer“. Am nächsten Morgen erhielt ich ein königliches Handschreiben, in welchem mir mitgeteilt wurde, der König würde um vier Uhr im Parke von Sanssouci sein: dort könnte ich mich ihm vorstellen.

Kaum war ich im Parke, so erblickte ich am Ende der Allee zwei Herren, von denen einer in Civil, der andere in Uniform war. Der letztere war der König. Er hatte hohe Stiefel an, trug er keine Epauletten oder sonstige Abzeichen. Der andere war, wie ich später erfuhr, sein Vorleser. Der König spielte mit einem Windspiel. Sowie er mich erblickte, kam er schnell auf mich zu und rief mit Donnerstimme:

„Sie sind Herr Casanova. Was wünschen Sie?“

Ein solcher Empfang brachte mich in Verwirrung. Ich war verlegen und konnte kein Wort herausbringen.

„Nun, so sprechen Sie doch. Sind Sie denn nicht der Venetianer, der an mich geschrieben hat?“

„Ja, Majestät. Ich bitte um Verzeihung für meine Verlegenheit. Ich hatte nicht geglaubt, daß Ew. Majestät so imposant seien. Lord Marishal hatte mich versichert ...“

„So er kennt Sie? Sehr gut. Wir wollen etwas spazieren gehen.“

Ich bemühte mich, meine Verlegenheit zu bekämpfen, und wollte dem Könige den Grund auseinandersetzen, warum ich eine Audienz erbeten habe, als er mit einem Male den Hut abnahm und, unter lebhaften Gestikulationen mit beiden Händen sagte:

„Wie finden Sie den Park?“

„Herrlich.“

„Sie schmeichein mir. Die Gärten von Versailles sind schönen“

„Gewiß, aber nur wegen ihrer Springbrunnen.“

„Sie haben Recht. Ich habe dreimal hunderttausend Taler dafür weggeworfen.“

„Und nicht ein einziger Springbrunnen! Das ist unglaublich.“

„Herr Casanova, sind Sie Wasserbaumeister?“

Die plötzliche Frage setzte mich wieder in Verlegenheit, ich ließ den Kopf hängen, und sagte weder ja noch nein.

„Wahrscheinlich haben Sie auch in der Marine gedient. Wie viel Kriegsschiffe hat Ihre Republik?“

„Zwanzig“

„Und wie viel Soldaten?“

„Etwa siebenzig tausend Mann.“

„Das ist falsch. Sie machen schlechte Witze. Sie wollen mich nur zum Lachen bringen. Dabei fällt mir ein: verstehen Sie etwas von Finanzen?“

*

Während dieses Aufenthaltes sah ich (und manche Untertanen des Königs auch) zum ersten Male den großen Friedrich in Hoftracht, mit kurzen Beinkleidern und schwarzen, seidenen Strümpfen, und zwar bei Gelegenheit der Hochzeit des Prinzen von Preußen mit einer braunschweigischen Prinzessin. Alles war erstaunt, als der König in diesem Anzuge in den Saal trat. Ein alter Mann, der neben mir stand, versicherte mich, er habe den König niemals anders gekleidet gesehen als in Uniform und mit hohen Stiefeln.

Eines Nachmittags besuchte ich Potsdam. Der König ließ ein Bataillon Garde exerzieren. Die Haltung der Soldaten war prächtig. Alle waren wenigstens sechs Fuß groß. Man kann sich nichts Besonderes denken als ihre Manöver. Köpfe, Arme und Beine schienen demselben Körper anzugehören, das ganze Bataillon bewegte sich wie ein einziger Mensch, sodaß es ein

unbelebter künstlicher Mechanismus nicht besser machen konnte.

Die Zimmer des Schlosses, welche ich besah, waren mit großer Pracht eingerichtet. In dem kleinsten Zimmer sah ich hinter einer spanischen Wand ein eisernes Bett, es war das des Königs. Weder Schlafrock noch Pantoffeln waren zu sehen. Der Bediente, der mich herumführte, nahm aus einem Schranke eine Nachtmütze, welche der große Friedrich aufsetzte, wenn er erkältet war. Gewöhnlich behielt seine Majestät den Hut auch im Bette auf – eine kriegerische Angewohnheit, die ziemlich unbequem sein muß.

Was die für mich in Aussicht genommene Anstellung anlangte, so handelte es sich um eine Lehrerstelle an dem neugegründeten pommerschen Cadettencorps. Es waren fünfzehn Cadetten mit fünf Lehrern, so daß auf je drei Cadetten ein Lehrer kam. Die Lehrer bekamen fünfhundert Taler und freie Station, so daß sie also nur eben leben konnten. Allerdings beschränkte sich ihre Tätigkeit auf eine allgemeine Aufsicht.

Ehe ich mich dafür entschied, diese Stellung anzunehmen, deren einzige Annehmlichkeit der freie Zutritt zu dem Hofe und dem Könige war, erbat ich mir von Lord Marishal die Erlaubnis, die Anstalt, wie man sie nannte, zu besichtigen. Wie erstaunt war ich, als ich fand, daß sie hinter den Ställen lag! Sie bestand aus vier oder fünf großen Zimmern ohne irgend welches Ameublement, und etwa zwanzig kleinen Zimmern, in deren jedem sich ein Bett mit Gurten, ein Tisch von gewöhnlichem Holze und statt des Stuhles ein Schemel befand. Die Cadetten waren Knaben von zwölf bis zu sechzehn Jahren, hatten abgerissene Uniformen an, und waren gerade mit militärischen Übungen beschäftigt. Außerdem waren einige Leute zugegen, die ich zuerst für Bediente hielt: es waren ihre Lehrer.

In diesem Augenblicke hieß es, der König komme. Ich war von Kopf bis zu Fuß in einen neuen Anzug von flohbraunem

Taft gekleidet, mit Ringen an allen Fingern, zwei goldene Uhren in den Westentaschen und meinen Ordensstern an der Brust.

Der König beehrte mich mit einem Lächeln, faßte mich am Rockkragen und sagte:

„Was ist das für ein Stern?“

„Der Orden des goldenen Sporns.“

„Welcher Sonverän hat Sie damit dekoriert?“

„Seine Heiligkeit der Papst.“

Während Friedrich mit mir sprach, ließ er die Blicke nach rechts und links umherschweifen. Mit einem Male funkelte sein Auge vor Zorn, er beißt sich auf die Lippen, und schlägt mit seinem Stocke auf ein in der Nähe stehendes Bett, auf welchem ich eine Nachtjacke bemerkte:

„Wo ist der Lehrer?“

Der unglückliche Sterbliche tritt vor, und seine Majestät überhäuft ihn mit Ausdrücken, welche ich nicht wiederholen möchte. Man kann sich denken, daß ich auf die Stelle verzichtete.

Als ich Lord Marishal wieder sprach, sagte er:

„Reisen Sie wenigstens nicht ab, ohne sich bei dem Könige zu bedanken.“

Ich traf den König auf dem Schloßhofe mitten unter einer Menge von Offirieren an, deren Hüte mit Federn überladen und mit goldenen Tressen besetzt waren. Ihre Uniformröcke hatten hellrote Aufschläge, ihre Schnurrbärte waren gewichst. Friedrich hatte, wie am ersten Tage, wo ich ihn sah, seine einfache Uniform ohne Epauletten sowie hohe Stiefel an. Nur auf der Brust trug er einen großen, wie mir schien, mit Diamanten besetzten Ordensstern.

Die Soldaten exerzierten. Vor mir sah ich ein Peloton auf den Knieen, das Gewehr schußgerecht an die Backe gelehnt, und offenbar bemüht, den Zustand vollkommenster Versteinierung zu erreichen.

Ich hatte die Ehre, schon von weitem von Seiner Majestät bemerkt zu werden. Als er mich erkannt hatte, ging er, seiner Gewohnheit gemäß, rasch auf mich los und rief mir zu:

„Nun, wann reisen Sie nach St. Petersburg ab?“

„In einigen Tagen, wenn Ew. Majestät es gestatten.“

„Von ganzem Herzen. Glückliche Reise. Was wollen Sie denn aber in Rußland machen?“

„Die Kaiserin sprechen.“

„Haben Sie eine Empfehlung an sie?“

„Nein, Majestät, ich bin nur an einen Bankier empfohlen.“

„Das ist auch besser. Wenn Sie auf Ihrer Rückreise durch Berlin kommen, müssen Sie von dem Lande erzählen, welches Sie jetzt sehen werden. Adieu.“

Aus Gesprächen mit Dieudonné Thiébault,

der als Lehrer der französischen Literatur und

Akademienmitglied von 1765 bis 1784 in Berlin lebte.

Er verfolgte mit den unbarmherzigsten Sarkasmen die Leute, die ihm gegen ihre Überzeugung zu sprechen schienen. Er wollte sozusagen wissen, wie weit sie in schwächerer Schmeichelei gehen und sich ihrer Meinung begeben würden. Er setzte ihnen bis aufs Blut zu und verhöhnte sie noch, wenn sie schon besiegt am Boden lagen. Und gegen Menschen, deren Feigheit er auf solche Weise entdeckt und festgestellt hatte, hat er ausnahmsweise nur die tiefste Verachtung gezeigt.

Es dauerte nicht lange, so versuchte der König auch mich über seine Lieblingsthemata zum Sprechen zu bringen. Zuerst ging er indessen mit einer gewissen Zurückhaltung vor. In der ersten Zeit erzählte er mir eines Tages, wie er zum ersten Mal die religiösen Feierlichkeiten der Katholiken gesehen und wie er darüber geurteilt hätte.

Es war während des Feldzuges, den er in früher Jugend am Rhein unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen mitmachte:

„Ich wollte den Gottesdienst nicht in so einer kleinen Kirche zum ersten Mal sehen, wo die Priester durch ihre Nachlässigkeit und die Vertraulichkeit, mit der sie den lieben Gott behandeln, ihren eigenen Kultus lächerlich machen. Ich wartete ein großes Fest ab und begab mich, um es anzusehen, in einen berühmten Dom, wo alles mit dem größten Pomp vor sich ging. Ehe ich eintrat, streifte ich alle Vorurteile von mir ab; ich machte es mir zur Pflicht, mit neutraler Seele einzutreten. Mit einem Wort, ich wollte die Dinge nach ihrer eigenen Natur und durch mich selbst beurteilen.

Ich gesteh' es Ihnen, mein Herr, der erste Anblick erschien mir sehr imposant.

Ein großes und prachtvolles Gebäude, in fremdartigem Stil erbaut, das unter einem Gewölbe von sehr bedeutender Höhe eine weite Perspektive darbietet. Am Ende auf einem von Schiff getrennten Chor ein Altar von geheimnisvoller Form, überall Gediegenheit, vereint mit edlem und ernstem Schmuck; ein gedämpftes Licht, das zur Sammlung ladet, gehoben durch lange und dicke Kerzen auf dem Altar und an passenden Stellen in der Kirche. Eine große Anzahl von Priestern und Sängern, die den Chor anfüllen und alle gleich andächtig und mit ihren heiligen Handlungen beschäftigt erscheinen, außerdem in sonderbare Gewänder gekleidet sind, die in den reichsten Farben erglänzen und ganz mit Gold und Silber bedeckt sind. Ein ebenfalls ungewöhnlicher aber feierlicher und von schönen Stimmen getragener Gesang, unterstützt von einer Orgel und von Instrumenten, deren Töne den ganzen weiten Raum erfüllen. Endlich ein ganzes Volk auf den Knien, wie betäubt von Furcht oder Ehrfurcht beim Anblick der Mysterien, Frauen, die hastig die Kugeln ihrer Rosenkränze durch die Finger gleiten lassen ... man muß zugeben, daß dies alles sehr geeignet ist, einen tiefen Eindruck auf schwache Gemüter zu machen, und daß die Priester, die diesen Kultus ersonnen und eingeführt haben, eine große Kenntnis der Menschen und vor allem des

Volkes hatten. Es waren sehr geschickte Leute, und man muß sich über ihren Erfolg nicht wundern.“

*

Als der König einige Monate nach dem Tode des achtzehnjährigen Prinzen Heinrich darauf nach Berlin kam, ließ er mich rufen und sprach:

„Sie wissen, mein Herr, von dem großen Verlust, den der Staat und ich durch den Tod des hoffnungsvollen jungen Prinzen erlitten haben. Das Unglück hat besonders mich betroffen, aber ich habe mich nicht darauf beschränken wollen, ihm nutzlose Tränen nachzuweinen. Ich habe geglaubt, daß das Leben des prächtigen Jünglings, anderen Fürstensöhnen und gewiß auch allen anderen, die einem edlen Ehrgeiz zugänglich sind, als Vorbild dienen könnte. Um also meinen Schmerz der Gesellschaft dienstbar zu machen, habe ich eine Lobrede auf meinen geliebten, tiefbetrauerten Neffen niedergeschrieben. Ich wünsche, mein Herr, daß diese Rede in einer öffentlichen Sitzung meiner Akademie verlesen wird, und ich habe Sie dazu ausersehen, diese Vorlesung zu halten.

Indessen ich betrachte meinen Aufsatz als noch nicht ganz fertig; an mehreren Stellen wird noch die Feile anzulegen sein. Zudem wünsche ich, daß Sie eine Abschrift machen, da, wie Sie sehen, die Schrift überall durch Ausstreichungen und Änderungen fast unleserlich gemacht ist. Doch Sie kennen meine Handschrift oder vielmehr mein Gekritzeln nicht, deshalb werde ich Ihnen die Rede, so wie sie ist, selbst vorlesen, damit Sie nachher leichter herausbringen können, was ich habe sagen wollen. Außerdem erwarte ich noch von Ihnen, daß Sie mir etwaige Sprachfehler und Verstöße gegen die Regeln der Redekunst anzeigen.“

Hierauf nahm er sein Heft von dem viereckigen Tischchen, das er gewöhnlich vor sich hatte und worauf meistens einige Bücher, ein Schreibgeschirr, weißes Papier und mehrere Tabakdosen lagen. Zuerst las er wie ein Mensch, der sich selbst

beherrschen will; man merkte es am Ton seiner Stimme, der er Festigkeit zu geben sich bemühte; er sprach langsam und machte häufige und ziemlich lange Pausen. Aber schon bei der zweiten oder dritten Seite begann seine Stimme zu schwanken. Die Tränen stiegen ihm in die Augen, er mußte oft innehalten und nach seinem Taschentuch greifen. Er wischte sich das Gesicht ab, hustete, räusperte sich: trotz alledem kam er nicht bis zum Ende der vierten Seite, seine Augen schwammen in Tränen und sahen nicht mehr, seine erloschene und ganz erstickte Stimme konnte kein Wort mehr hervorbringen und mit einem Schluchzen, dem er nicht mehr widerstehen konnte, streckte er die Hand nach mir aus und reichte mir stillschweigend das Heft. Ich nahm es und blickte voll Achtung und Mitgefühl auf diesen großen Mann, der wie alle anderen dem rührendsten und menschlichsten Gefühl nachgab. Als er nach ungefähr einer oder zwei Minuten wieder imstande war zu sprechen, sagte er zu mir: „Sie haben begriffen, was ich von Ihnen erwarte? Gehen Sie, ich wünsche Ihnen guten Abend.“ Die Frage, ob Friedrich Gemüt hatte, war für mich gelöst. Viele andere Tatsachen, die später zu meiner Kenntnis gelangt sind, haben das Urteil, das sich in dieser ergreifenden Stunde in mir bildete, bestätigt; aber es hätte deren nicht bedurft, was ich gesehen hatte, war mehr als genug, um mich zu überzeugen.

Aus einer Unterredung mit dem Philosophen Christian Garve. 1779.

Der König sprach vom Glücke; – und behauptete mit der Art von Skepticismus, die ihm am besten Gelegenheit gab, die Gegenstände nach seiner Art zu zergliedern, daß es keine sichere Definition des Glückes gäbe, – daß jeder Mensch nach seiner Art zu denken und seinen Gewohnheiten seine eigene Art Glück habe. Um meinen Widerspruch durch eine erlaubte Schmeichelei zu mildern, sagte ich ihm, daß bei allem Unbestimmten in den Wünschen und Bestrebungen der Menschen,

es doch wohl gewiß höhere und niedrigere Grade von Glück unter ihnen gebe; – und daß dies niemand besser wissen könne als er selbst, dem ein so hohes Los zu Teil geworden sei. Nicht, setzte ich hinzu, weil Ew. Majestät vom Glücke zu dem höchsten Range unter Menschen erhoben worden sind, sondern weil Sie mit so außerordentlichen Kräften zugleich eine so große Sphäre überkommen haben, in welcher Sie dieselben in Ihrem ganzen Umfange äußern und zugleich zum Besten anderer anwenden können, – und hierin, glaube ich, liegt eigentlich der Grund des Glückes: mit großen Kräften große Dinge tun können, und noch dazu solche, die andre glücklich machen.

Der König verwarf dies, so wie man eine Schmeichelei verwirft, indem er sagte, daß ich viel zu wenig auf die Empfindungen des Herzens gerechnet hätte, die, wenn sie schmerzlich seien, das Leben des Größten wie des Kleinsten verbitterten. Er habe in seinem Leben die größten Leiden dieser Art erfahren: – und, setzte er mit einem Tone von Güte und Vertraulichkeit, der in seinen Unterredungen mit mir nie wieder so rührend vorkam, hinzu, – „wenn Er wüßte was mich zum Exempel der Tod meiner Mutter gekostet hat, so würde Er sehen, daß ich unglücklich gewesen bin, wie jeder andre, und unglücklicher als andre, weil ich mehr Empfindlichkeit gehabt habe“.

Bericht des Oberamtmanns Fromm über eine Reise des Königs. 1779.

Am 23. Juli 1779 geruhten Seine Majestät der König nach den im Rhinluch bei Neustadt an der Dosse neu angelegten Colonien, die Seine Majestät auf eigene Kosten aus einem öden Bruch haben urbar machen lassen, und wo jetzt dreihundert und acht Familien wohnen, eine Reise vorzunehmen. Seine Majestät reisten des Morgens um fünf Uhr von Potsdam ab, gingen über Fahrland, Wustermark, Nauen, Königshorst, Seelhorst, Dechdau, Fehrbellin, Walcho, Protzen, Manker, Garz, Barskow, Bückewitz, Neustadt an der Dosse, Siebersdorf,

Klausehof, Brenkendorf bis zu den Bergen bei Stöllen, wo Seine Majestät, weil von diesen Bergen sämtliche Colonien übersehen werden konnten, auszusteigen geruhen. Nachher ging die Reise weiter über Hohen-Nauen auf Rathenau, wo Seine Majestät nachmittags um drei Uhr anlangten, das Mittagmahl einnahmen und übernachteten. Tags darauf, Montags um sechs Uhr, setzten Seine Majestät die Reise weiter fort ins Magdeburgische, besahen einige Brüche, welche zum Teil urbar gemacht sind, zum Teil aber noch bearbeitet werden, kamen des Nachmittags um vier Uhr über Zieten und Brandenburg in Potsdam wieder an, und nahmen erst um vier Uhr Nachmittags zu Potsdam das Mittagmahl ein.

Bis Seelhorst war der Amtsrat Sach zu Königshorst Seiner Majestät vorgeritten: die Reihe traf nun mich. Um 8 Uhr des Morgens kamen Seine Majestät auf Seelhorst an, und hatten den General Grafen von Görtz im Wagen bei sich.

Der Hauptmann von Rathenow, ein alter Liebling des Königs, welchem das Gut Karvesee zum Teil gehört, befand sich hier mit seiner Familie, und ging an den Wagen heran: „Untertänigster Knecht Ew. Majestät.“ – „Wer seid Ihr?“ – „Ich bin der Hauptmann von Rathenow aus Karvesee.“ – (Die Hände faltend): „Mein Gott! lieber Rathenow, lebt Er noch? Ich dachte, Er wäre längst tot. Wie geht es Ihm? Ist Er gesund?“ – „O ja, Ew. Majestät.“ – „Aber mein Gott! wie dick ist Er geworden!“ – „Ja, Ew. Majestät. Essen und Trinken schmeckt noch immer; nur die Füße wollen nicht fort.“ – „Ja, das geht mir auch so. Ist Er verheiratet?“ – „Ja, Ew. Majestät.“ – „Ist seine Frau auch unter den Damen dort?“ – „Ja, Ew. Majestät.“ – „Laß Er sie doch herkommen!“ (Sogleich nahm er den Hut ab.)

„Ich finde an Ihrem Herrn Gemahl einen guten alten Freund.“ – „Sehr viel Gnade für meinen Mann!“ – „Was sind Sie für eine geborene?“ – „Ein Fräulein von Kröcher.“ – „Haha! eine Tochter vom General von Kröcher!“ – „Ja, Ihre Majestät.“ – „O, den habe ich recht gut gekannt.“

„Hat Er auch Kinder, Rathenow?“ – „Ja, Ew. Majestät. Meine Söhne sind in Diensten, und dies sind meine Töchter!“ – „Nun! das freut mich. Leb' Er wohl. Leb' Er wohl.“

Nun kamen seine Majestät zu Fehrbellin an, sprachen daselbst mit dem Lieutenant Probst vom Zietenschen Husarenregiment und mit dem Fehrbellinischen Postmeister, Hauptmann von Mosch. Als angespannt war, ward die Reise fortgesetzt, und da Seine Majestät gleich an meinen Graben, die im Fehrbellinischen Luch auf königliche Kosten gemacht sind, vorbeiführen, so ritt ich an den Wagen und sagte: „Ew. Majestät, das sind schon zwei neue Graben, die wir durch Ew. Majestät Gnade hier erhalten haben, und die uns das Luch trocken erhalten.“

„So, so! das ist mir lieb! Wer seid Ihr?“ – „Ew. Majestät, ich bin der Beamte hier von Fehrbellin.“ – „Wie heißt Ihr?“ – „Fromm.“ – „Haha! Ihr seid ein Sohn von dem Landrat Fromm?“ – „Ew. Majestät halten zu Gnaden, mein Vater ist Amtsrat im Amte Lehnin gewesen.“ – „Amtsrat! Amtsrat! Das ist nicht wahr! Euer Vater ist Landrat gewesen. Ich habe ihn recht gut gekannt ...“

„Kann ich hier nicht Wusterau liegen sehen?“ – „Ja, Ew. Majestät; hier rechts, da ist's.“ (Wusterau, dem verstorbenen General von Zieten gehörig.) – „Ist der General zu Hause?“ – „Ja!“ – „Woher wißt Ihr das?“ – „Ew. Majestät, der Rittmeister von Lestocq liegt in meinem Dorfe auf Grasung, und da schickten der Herr General gestern einen Brief durch den Reitknecht an ihn. Da erfuhr ich's.“

„Hat der General von Zieten auch bei der Ausgrabung des Luchs gewonnen?“ – „O ja, die Meierei hier rechts hat er gebaut, und eine Kuhmelkerei angelegt, welches er nicht gekonnt hätte, wenn das Luch nicht abgegraben wäre.“ – „Das ist mir lieb! Wie heißt der Beamte zu Alt-Ruppin?“ „Honig.“ – „Wie lange ist er da?“ – „Seit Trinitatis.“ – „Seit Trinitatis? Was ist er vorher gewesen?“ – „Canonicus.“ – „Canonicus? Canonicus? Wie führt der Teufel den Canonicus zum Beamten?“ „Ew. Ma-

jestät, er ist ein junger Mensch, der Geld hat, und gern die Ehre haben will, Beamter von Ew. Majestät zu sein.“ – „Warum ist aber der Alte nicht geblieben?“ – „Ist gestorben.“ – „So hätte doch die Witwe das Amt behalten können!“ – „Ist in Armut geraten!“ – „Durch Frauenwirtschaft!“ – „Ew. Majestät verzeihen, sie wirtschaftet gut; allein die vielen Unglücksfälle haben sie zu Grunde gerichtet, die können den besten Wirt zurücksetzen. Ich selbst habe vor zwei Jahren das Viehsterben gehabt, und habe keine Remission erhalten ich kann auch nicht wieder vorwärtskommen.“ – „Mein Sohn, heute hab’ ich Schaden am linken Ohr, ich kann nicht gut hören.“ – „Das ist schon eben ein Unglück, daß der Geheime Rat Michaelis den Schaden auch hat!“

Nun blieb ich ein wenig vom Wagen zurück: ich glaubte, Seine Majestät würden die Antwort ungnädig nehmen.

„Na, Amtmann! Vorwärts! bleibt bei dem Wagen, aber nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht unglücklich seid. Sprecht nur laut, ich verstehe nicht gut.“ – (Diese letzteren Worte wiederholten Seine Majestät wenigstens zehnmal auf der Reise.) „Sagt mir mal, wie heißt das Dorf da rechts?“ – „Langen.“ – „Wem gehört’s?“ – „Ein Drittel dem Herrn von Hagen; ein Drittel Ew. Majestät unter dem Amte Alt-Ruppin; dann hat der Dom zu Berlin auch Untertanen darin.“ – „Ihr irret Euch, der Dom zu Magdeburg.“ – „Ew. Majestät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin!“ „Es ist aber nicht wahr: der Dom zu Berlin hat keine Untertanen!“ – „Ew. Majestät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin hat in meinem Amtsdorfe zu Karvesee drei Untertanen.“ – „Ihr irrt Euch, das ist der Dom zu Magdeburg.“ – „Ew. Majestät, ich müßte ein schlechter Beamter sein, wenn ich nicht wüßte, was in meinen Amtsdörfern für Obrigkeiten sind.“ – „Ja, dann habt Ihr recht!“

*

„Na! sagt mir einmal, der Weg, der hier den Berg hinauf geht, geht nach Ruppin, und hier links ist die große Straße nach

Hamburg?“ – „Ja, Ew. Majestät!“ – „Wißt Ihr, wie lange es ist, daß ich nicht hier gewesen bin?“ – „Nein.“ – „Das sind drei- undvierzig Jahre. Kann ich Ruppin liegen sehen?“ – „Ja, Ew. Majestät! der Turm, der hier rechts über die Tannen herüber- sieht, ist Ruppin.“

(Der König mit dem Glase sich aus dem Wagen leh- nend:) „Ja, ja! das ist er, ich kenn’ ihn noch. Kann ich Dram- nitz liegen sehen!“ – „Nein, Ew. Majestät. Dramnitz liegt zu weit links, dicht an Kyritz!“ – „Werden wir’s nicht sehen, wenn wir besser hinkommen?“ – „Es könnte sein, bei Neustadt; aber ich zweifle.“ – „Das ist schade! Kann ich Pechlin liegen sehen?“

*

„Wie heißt das Dorf hier vor uns?“ – „Protzen.“ – „Wem gehört es?“ – „Dem Herrn von Kleist.“ – „Was ist das für ein Kleist?“ – „Ein Sohn vom General Kleist.“ – „Von was für einem General Kleist?“ – „Der Bruder von ihm ist Flügeladju- dant bei Ew. Majestät gewesen und steht jetzt zu Magdeburg bei dem Kalksteinschen Regiment als Oberstlieutenant.“ – „Ha- ha! von dem? Die Kleiste kenne ich recht gut. Ist dieser Kleist auch in Diensten gewesen?“ – „Ja, Ew. Majestät! er ist Fähn- rich gewesen unter dem Regiment Prinz Ferdinand.“ – „Warum hat der Mann seinen Abschied genommen?“ – „Das weiß ich nicht!“ – „Ihr könnt es mir sagen, ich suche nichts darunter. Warum hat der Mann seinen Abschied genommen?“ – „Ew. Majestät, ich kann es wirklich nicht sagen.“

Nun waren wir an Protzen heran. Ich ward gewahr, daß der alte General von Zieten in Protzen vor dem Edelhofe stand, ritt an den Wagen heran und sagte: „Ew. Majestät, der Herr Gene- ral von Zieten ist auch hier.“

„Wo? wo? o reitet vor und sagt es den Leuten, sie sollen still halten; ich will aussteigen.“

Nun stiegen Seine Majestät hier aus, und freuten sich außer- ordentlich über die Anwesenheit des Generals von Zieten,

sprachen mit ihm und dem Herrn von Kleist von mancherlei Sachen: ob ihm die Abgrabung des Luchs geholfen? ob er die Viehseuche gehabt? und empfahlen das Steinsalz gegen die Viehseuche. Auf einmal gingen Seine Majestät bei Seite, kamen wieder und riefen:

„Amtmann!“ (dicht am Ohr): „Wer ist der dicke Mann da mit dem weißen Rock?“ – Ich (ebenfalls dicht am Ohr): „Ew. Majestät, es ist der Landrat von Quast vom Ruppinschen Kreise.“ – „Schon gut!“

Nun gingen Seine Majestät wieder zum General von Zieten und Herrn von Kleist und sprachen von verschiedenen Sachen. Herr von Kleist präsentierte Seiner Majestät sehr schöne Früchte: auf einmal drehten sie sich um, und sagten: „Serviteur, Herr Landrat!“

Als nun selbiger auf Seine Majestät zugehen wollte, sagten Seine Majestät: – „Bleib’ Er nur da, ich kenn’ Ihn. Er ist der Landrat von Quast!“

Nun war angespannt. Seine Majestät nahmen recht zärtlichen Abschied von dem alten General von Zieten, empfahlen sich den übrigen und fuhren fort. Ob wohl nun Seine Majestät in Protzen die Früchte nicht annahmen, so nahmen doch Dieselben, so wie wir aus Protzen waren, ein Butterbrot für sich und für den General Grafen von Görtz aus der Wagentasche, und aßen während des Fahrens immer Pfirsiche. Beim Wegfahren glaubten Seine Majestät, ich würde zurückbleiben, und riefen aus dem Wagen:

„Amtmann, kommt mit! Wo ist der Beamte von Altruppin?“ – „Er wird vermutlich krank sein, sonst wäre er in Protzen bei dem Vorspann gewesen.“

„Na! sagt mir einmal, wißt Ihr wirklich nicht, warum der Kleist zu Protzen seinen Abschied genommen hat?“

„Nein, Majestät, ich weiß es wahrhaftig nicht.“

„Wie heißt das Dorf hier vor uns?“ – „Manker.“ – „Wem gehört es?“ – „Ihnen Ew. Majestät, unter dem Amte Alt-Ruppin.“ – „Hört einmal, wie seid Ihr mit der Ernte zufrieden?“ – „Sehr gut, Ew. Majestät!“ – „Sehr gut? und mir haben sie gesagt, sehr schlecht!“ – „Ew. Majestät, das Wintergetreide ist etwas erfroren; aber das Sommergetreide steht dafür so schön, daß es den Schaden bei dem Wintergetreide reichlich ersetzt.“

Nun sahen Seine Majestät auf den Feldern Mandel an Mandel.

„Es ist eine gute Ernte, Ihr habt recht, es steht ja Mandel bei Mandel hier!“ – „Ja, Ew. Majestät, und hier setzen die Leute noch dazu Stiege.“ – „Was ist das: Stiege?“ – „Das sind zwanzig Garben zusammengeetzt!“ – O, es ist unstreitig eine gute Ernte.“

„Aber sagt mir doch, warum hat der Kleist aus Protzen seinen Abschied genommen?“ – „Ew. Majestät, ich weiß es nicht. Mich dünkt, er hat vom Vater die Güter annehmen müssen. Eine andere Ursache weiß ich nicht.“

– „Wie heißt das Dorf hier vor uns?“ – „Garz.“ – „Wem gehört es?“ – „Dem Kriegsrat von Quast.“ – „Ei was! Ich will von keinem Kriegsrat was wissen! Wem gehört das Gutt?“ – „dem Herrn von Quast.“ – „Na, das ist recht geantwortet.“ –

Nun kam Seine Majestät in Garz an. Die Umspannung besorgte Herr von Lüderitz aus Nackeln, als erster Deputierter des Ruppinschen Kreises. Dieser hatte einen Hut auf mit einer weißen Feder. Als nun die Umspannung geschehen war, ging die Reise gleich fort.

„Wem gehört das Gut hier links?“ – „Dem Herrn von Lüderitz; es heißt Nackeln.“ – „Was ist dies für ein Lüderitz?“ – „Ew. Majestät, der in Garz bei dem Vorspann war.“ – „Haha! der Herr mit der weißen Feder!“ –

„Säet Ihr auch Weizen?“ – „Ja, Ew. Majestät!“ – „Wieviel habt Ihr ausgesäet?“ – „Drei Wispel zwölf Scheffel.“ – „Wieviel hat Euer Vorfahr ausgesäet?“ – „Vier Scheffel.“ – „Wie geht das zu, daß Ihr so viel mehr säet als Euer Vorfahr?“ – „Wie ich schon die Gnade gehabt, Ew. Majestät zu sagen, daß ich siebzig Stück Kühe mehr halte wie mein Vorfahr, mithin meinen Acker durch Dünger besser in Stand setzen und Weizen säen kann!“ – „Aber warum baut Ihr keinen Hanf?“ – „Er gerät hier nicht. Im kalten Klima gerät er besser. Unsere Seiler können den russischen Hanf in Lübeck wohlfeiler kaufen, und besser, als ich ihn bauen kann.“ – „Was säet Ihr denn dahin, wo Ihr sonst Hanf hinsäetet?“ – „Weizen!“ – „Warum baut Ihr aber kein Färbekraut, keinen Krapp?“ – „Er will nicht fort, der Boden ist nicht gut genug.“ – „Das sagt Ihr nur so; Ihr hättet sollen die Probe machen.“ – „Das habe ich getan, allein sie ist mir fehlgeschlagen, und als Beamter kann ich nicht viele Proben machen; denn wenn sie fehlschlagen, muß doch die Pacht bezahlt sein.“ – „Was säet Ihr denn dahin, wo Ihr würdet Färbekraut hinbringen?“ – „Weizen!“ – „Na, so bleibt bei dem Weizen!“

Nun kamen wir auf das Territorium des Amts Neustadt, wo der Amtsrat Klausius, der das Amt in Pacht hat, auf der Grenze hielt, und Seine Majestät vorbei reisen ließ. Weil mir aber das Sprechen schon sehr sauer ward, Seine Majestät immer nach den Dörfern fragten, die hier in Menge sind, und ich immer den Gutsbesitzer mit nennen und sagen mußte, welche Söhne im Dienste hätten, so holte ich den Herrn Amtsrat Klausius an den Wagen heran, und sagte: „Ew. Majestät, das ist der Amtsrat Klausius vom Amte Neustadt, unter dessen Jurisdiction der Colonien stehen.“

„So, so! das ist mir lieb. Laßt ihn herkommen“ (Von hier an sprach der König das meiste mit dem Amtsrat Klausius, und ich schreibe nur, was ich selbst gehört habe.)

„Wie heißt Ihr?“ – „Klausius.“ – „Klau–si–us. Na, habt Ihr viel Vieh auf den Colonien?“ – „Achtzehnhundert sieben und achtzig Stück Kühe, Ew. Majestät! Es würden weit über dreitausend sein, wenn nicht die Viehseuche gewesen wäre.“ – „Vermehren sich auch die Menschen gut? gibt es brav Kinder?“ – „O ja, Ew. Majestät! es sind jetzt fünfzehnhundert sieben und siebenzig Seelen aus den Colonien!“ – „Seid Ihr auch verheiratet?“ – „Ja, Ew. Majestät!“ – „Habt Ihr auch Kinder?“ – „Stiefkinder, Ew. Majestät!“ – „Warum nicht eigene?“ – „Das weiß ich nicht, Ew. Majestät, wie das zugeht.“

(Zu mir): „Hört, ist die mecklenburgische Grenze noch weit von hier?“ „Nur eine kleine Meile. Es sind aber nur etliche Dörfer, die mitten im Brandenburgischen liegen. Sie heißen Stetzebart, Rosso u. s. w.“ – „Ja, ja! sie sind mir bekannt. Das hätte ich aber doch nicht geglaubt, das wir so nahe am Mecklenburgischen wären.“

(Zum Amtsrat): „Wo seid Ihr geboren?“ – „Zu Neustadt an der Dosse.“ – „Was ist Euer Vater gewesen?“ – „Prediger.“ – „Sind es noch gute Leute, die Colonisten? Die erste Generation pflegt nicht viel zu taugen!“ – „Es geht noch an.“ – „Wirtschaften sie gut?“ – „O ja, Ew. Majestät! Seine Exellenz der Minister von Derschau haben mir auch eine Colonie von fünf und siebenzig Morgen gegeben, um den anderen Colonisten mit gutem Exempel vorzugehen.“

(Lächelnd): „Ha ha! mit gutem Exempel! Aber sagt mir, ich sehe ja hier kein Holz, wo holen die Colonisten ihr Holz her?“ – „Aus dem Ruppinschen.“ – „Wie weit ist das?“ – „Drei Meilen“ – „Das ist auch sehr weit! Sa hätte müssen gesorgt werden, daß sie es näher hätten!“

(Zu mir): „Was ist das für ein Mensch, der da rechts?“ – „Der Bauinspector Menzelius, der hier die Bauten in Aufsicht hat.“ – „Bin ich hier in Rom? Es sind ja lauter lateinische Namen!“

„Warum ist dies hier so hoch 'eingezäunt?‘ – (Ich): „Es ist ein Maultiergestüte.“ – „Wie heißt die Colonie?“ – „Klausiusshof.“ – (Der Amtmann): „Ew. Majestät, sie kann auch Klausshof heißen!“ – „Sie heißt Klausiusshof.“

„Wie heißt da die andere Colonie?“ – (Ich): „Brenkenhof.“ – „So heißt sie nicht.“ – „Ja, Ew. Majestät! Ich weiß es nicht anders!“ – „Sie heißt Brenken-ho-fi-ushof!“

„Sind das die Stöllenschen Berge, die da vor uns liegen?“ – „Ja, Ew. Majestät!“ – „Muß ich durch das Dorf fahren?“ – (Der Amtmann): „Es ist eben nicht nötig; aber der Vorspann steht darin.“ – (Ich): „Wenn Ew. Majestät befehlen, so will ich vorreiten, und den Vorspann aus dem Dorfe herausnehmen und hinter die Berge legen.“ – „O ja, das tut! Nehmt Euch einen von meinen Pagen mit.“

Nun besorgte ich den Vorspann, richtete mich aber doch so ein, daß, sobald als Seine Masestät auf den Bergen waren, ich auch da war. Als Seine Majestät aus dem Wagen stiegen, ließen sie sich einen Tubus geben, besahen die ganze Gegend und sagten dann: „Das ist wahr, das ist über meine Erwartung! das ist schön! Ich muß Euch das sagen, alle, die Ihr daran gearbeitet habt: Ihr seid ehrliche Leute gewesen.“ – (Zu mir): „Sagt mir mal: ist die Elbe weit von hier?“ – „Ew. Majestät, sie ist zwei Meilen von hier! Da liegt Werden in der Altmark, dicht an der Elbe.“ – „Das kann nicht sein! Gebt mir den Tubus noch einmal her. Ja, ja! es ist doch wahr! Aber was ist das andere für ein Turm?“ – „Ew. Majestät, es ist Havelberg.“

„Na, kommt alle her! (Es waren der Amtsrat Klausius, der Bauinspector Menzelius und ich.) Hört einmal, der Fleck Bruch, hier links, soll auch noch urbar gemacht werden, und was hier rechts liegt, ebenfalls, so weit als der Bruch geht. Was steht für Holz darauf?“ – „Elsen und Eichen, Ew. Majestät.“ – „Na! die Elsen können gerodet werden und die Eichen können stehen bleiben; die können die Leute verkaufen oder sonst nutzen!

Wenn es urbar ist, dann rechne ich so dreihundert Familien und fünfhundert Stück Kühe; nicht wahr?“ –

Nun antwortete keiner, zuletzt fing ich an und sagte: „Ja, Ew. Majestät, vielleicht!“

„Höret mal, Ihr könnt mir sicher antworten. Es werden mehr oder weniger Familien! Das weiß ich wohl, da man das so ganz genau sogleich nicht sagen kann. Ich bin nicht da gewesen, kenne das Terrain nicht; sonst verstehe ich es so gut wie Ihr, wie viel Familien angesetzt werden können!“

(Der Bauinspector): „Ew. Majestät, das Luch ist aber noch in großer Gemeinschaft.“ – „Das schadet nicht! Man muß eine Vertauschung machen, oder ein Aequivalent dafür geben, wie sich's am besten tun läßt. Umsonst verlange ich's nicht.“ – (Zum Amratsrat Klausius): „Na! hört mal, Ihr könnt es an meine Kammer schreiben, was ich urbar will gemacht haben; das Geld dazu geb' ich!“ – (Zu mir): „Und Ihr geht nach Berlin, und sagt es meinem Geheimen Rat Michaelis mündlich, was ich noch will urbar gemacht haben.“ –

Nun setzten Seine Majestät sich in den Wagen, und fuhren den Berg hinunter. Es ward umgespannt. Weil nun Seine Majestät befohlen hatten, daß ich bis an die Stöllenschen Berge sie begleiten sollte, so ging ich an den Wagen und fragte: „Befehlen Ew. Majestät, daß ich noch weiter mit soll?“ – „Nein, mein Sohn! reitet in Gottes Namen nach Hause!“

Der Fürst von Ligne besucht den König. 1780.

So war es nun täglich: fünf Stunden lang bezauberte mich die encyclopädische Unterhaltung des Königs vollständig. Kunst, Krieg, Medizin, Litteratur, Religion, Philosophie, Moral, Geschichte und Gesetzgebung zogen abwechselnd vor unseren Augen vorüber. Die schönen Jahrhunderte des Augustus und Ludwigs XIV, die gebildete Gesellschaft der Römer, Griechen und Franzosen, die Ritterlichkeit Franz' I, die Offenheit und Tapferkeit Heinrichs IV, die Wiedergeburt der Wissenschaften

und ihre Umwälzung nach Leo X, Anekdoten über geistliche Männer früherer Zeiten und ihre Fehler, Voltaires Streiche, Maupertuis' Empfindlichkeit, Algarottis angenehmes Wesen, Jordans Verstand und die Hypochondrie des Marquis d'Argens, den der König zum Spaß dadurch dazu brachte, vierundzwanzig Stunden im Bette liegen zu bleiben, daß er ihm sagte, er sehe leidend aus – kurz, was man sich nur Interessantes und Verschiedenartiges denken kann, das sprach der Mund des Königs, und zwar mit einem außerordentlich angenehmen Tonfall und ziemlich leise aus. Dabei war die Bewegung seiner Lippen von unbeschreiblicher Anmut und ebenso gefällig wie der Ton seiner Stimme. Ich glaube, daher kam es, daß man nicht daran dachte, daß er, wie die Helden Homers, von großer, wenn auch erhabener Gesprächigkeit war. Sicherlich konnte man niemand finden, der mehr sprach als der König, aber man war entzückt darüber, daß er es tat. Gewöhnt sonst mit dem Marquis Lucchesini zu sprechen, während außerdem nur noch vier oder fünf Generale dabei waren, die nicht französisch verstanden, entschädigte er sich auf diese Weise für die Stunden der Arbeit, der Lectüre, des Nachdenkens und der Einsamkeit.

Nun, dachte ich bei mir selbst, du mußt doch auch einmal ein Wort sagen.

Der König hatte eben Virgil genannt, ich sagte also: „Ein großer Dichter, Majestät, aber ein schlechter Gärtner!“

„Das brauchen Sie mir nicht zu sagen“, versetzte der König. „Habe ich nicht mit den Georgica in der Hand pflanzen, säen, pflügen und hacken wollen? »Herr,« sagten mir da meine Leute, »Sie sind verrückt und Ihr Buch auch. So kann man nicht arbeiten.« Mein Gott was haben wir für ein Klima! Glauben Sie wohl, daß mir Gott oder die Sonne nichts, gar nichts gewährt? Sehen Sie nur meine armen Orangen-, Oliven- und Citronenbäume an! Alles stirbt vor Hunger.“

„Es scheint mir, daß bei Eurer Majestät nur die Lorbeeren gut fortkommen.“

*

„Wissen Sie,“ sagte der König eines Tages zu mir, „daß ich in österreichischen Diensten gestanden habe? Meinen ersten Feldzug habe ich für das Haus Habsburg gemacht. Mein Gott, was vergeht die Zeit!“

„Der König hatte eine ganz eigene Art zu sagen: mein Gott! Er faltete dabei die Hände und sah dann äußerst gutmütig und milde aus.

„Wissen Sie, daß ich noch die letzten Geistesstrahlen des Prinzen Eugen gesehen habe?“

„Vielleicht hat sich das Genie Ew. Majestät daran entzündet.“

„Mein Gott, wer könnte es dem Prinzen Eugen gleich tun?“

„Zum Beispiel einer, der noch größer ist, ein Mann, der zwölf Schlachten gewonnen hat.“

Der König nahm eine bescheidene Miene an. Ich habe immer gefunden, daß, wer Überfluß hat, darauf verzichten kann, mit seinem Reichtum zu prahlen. Er tat, als verstehe er mich nicht, und fuhr fort:

„Wenn die Kabale, die Prinz Eugen vierzig Jahre lang in seiner Armee gegen sich tätig gesehen hat, ihm schaden wollte, so benutzte sie die Zeit, wo sein Geist von den Anstrengungen des Tages etwas ermattet war. Auf diese Weise ist er dazu gebracht worden, seinen unglücklichen Marsch auf Mainz zu unternehmen.“

Gespräch mit den Schulmännern Merian und Meierotto vom Joachimsthalschen Gymnasium. Januar 1783.

„Es freut mich, mein lieber Professor, daß ich ihn kennen lerne (war die erste Anrede des Königs), wie steht's mit dem Gymnasium?“

„Sire, versetzte Meierotto, nach meiner Meinung steht es gut. Die Lehrer erfüllen ihre Pflicht, und die Schüler die ihrige.“

„Wird der Quintilian so betrieben, wie ich es befohlen habe?“

„Ja, Sire.“

„Nun wie denn? wer erklärt ihn?“

„Ich selbst, Sire. Zuerst werden alle Teile der Redekunst durchgegangen, erklärt, und darauf die Anwendung durch eine Rede des Cicero oder durch eine dahin passende Stelle gezeigt.“

„Gerade so würde ich es auch machen,“ versetzte der Monarch, „wenn ich den Quintilian erklären sollte. Zum Beispiel wenn ich das Kapitel von den Leidenschaften vor mir hätte und ich den jungen Leuten nun zeigen sollte, wie sie geschwächt und vermindert, oder erregt, verstärkt und vermehrt würden, oder wie ich vor einer unwürdigen Handlung einen Unwillen oder Abscheu erregen sollte; so würde ich ihnen kein schicklicheres und vollkommeneres Mittel Muster dabei aufstellen können, als die Reden des Cicero gegen den Verres.“

Hier breitete sich nun der Monarch über die vortrefflichen Reden dieses großen römischen Redners aus, zeigte ihre Schönheiten, ihre vortrefflichen Verbindungen, die Ordnung, die Stärke der Gedanken und den philosophischen Geist, der darin herrscht, und führte, was in der Tat den beiden Männern, Merian und Meierotto, Verwunderung erregte, ganze Stellen aus dem Gedächtnisse an, verglich sie mit den Regeln des Quintilian, und zeigte nach diesen Regeln ihre Schönheiten und Vollkommenheiten.

Darauf wandte er sich wieder zu Meierotto und fragte ihn, ob die jungen Leute sich auch stark auf die Beredsamkeit legten, und ob sie daran Geschmack fänden? Ob Ihnen auch Thematata zu eigenen Bearbeitungen und Übungen gegeben würden

und ob sie auch viele dergleichen Themata erhielten? denn es wäre natürlich daß darin eine Wahl stattfände, damit ein jeder sich eins nach seinem Gefallen, seinen Kräften und Fähigkeiten aussuchen könnte.

Meierotto beantwortete alle diese Fragen zur Zufriedenheit des Monarchen, und Friedrich ermunterte ihn noch besonders, die Beredsamkeit auf das Fleißigste zu treiben, indem Deutschland durchaus noch keine großen Redner aufstellen könne.

Meierotto widersprach dieser Meinung des Monarchen mit einer Bescheidenheit, die dem Monarchen nicht beleidigend sein konnte, und da er ihm sagte, er möge ihm doch einen deutschen Redner nennen, der die gehörigen Erfordernisse eines Redners hätte; so nannte ihm Meierotto den Probst Spalding.

Der Monarch forderte ihn nun auf, die Eigenschaften zu nennen, die Spalding zum Redner qualifizierten. Da diese nach der Reihe waren genannt und bewiesen worden erwiederte der Monarch, daß es ihm unglaublich erschiene, daß Spalding, wenn er auch alle Eigenschaften des Redners besäße, mit Überzeugung die christliche Religion predigen könne; und da Meierotto auch diesem widersprach und seinen Satz auf den noch immer dauernden Beifall dieses Mannes gründete, so versetzte der Monarch, daß dies wahrscheinlich daher käme, weil er vielleicht kurz predigen möchte und dadurch seine Zuhörer vor der Langeweile und dem Überdruß in Sicherheit setzte.

Diesen Einwurf des kurzen Predigens mußte Meierotto zugeben. Der Monarch war mit den Widersprüchen seines Gegners zufrieden, und mit sich selbst, indem sein letzter Einwurf den Sieg behielt.

Da dem Monarchen beständig das Wohl seiner Untertanen am Herzen liegt, so kam er nach dieser Unterredung über die deutschen Redner wieder auf die jungen Leute des Gmnasiums zurück.

Er fragte nun Meierotto, ob es wohl unter den Schülern welche gebe, die selbst so viel Geschichtlichkeit hätten, das Thema

einer Rede zu finden, die Disposition derselben selbst zu entwerfen und sie nach dieser zu bearbeiten?

Meierotto bejahte diese Frage, daß er einigen diese Kenntnisse zutraue.

Der Monarch schien damit überaus zufrieden zu sein, und ließ sich selbst die Namen und den Geburtsort dieser fähigen Köpfe nennen, und da er fand, daß keiner unter diesen aus Berlin gebürtig war, so schien ihm dieses im mindesten nicht auffallend zu sein. Er machte vielmehr die eigene Bemerkung, und sagte, indem er Meierotto auf die Schulter klopfte:

„Die Berliner lernen nichts, mein lieber Professor, das wird Er selbst erfahren, und ich weiß es auch selbst sehr wohl; die Erziehung taugt in Berlin nichts, und Er wird Mühe haben, ihnen von Wissenschaften etwas beizubringen.“

Der Monarch beklagte sich nun selbst über die mehrenteils schlechte Erziehung, die in Berlin herrschte, nannte sie weichlich, modisch und französisch, die weder den Verstand noch das Herz bilde, und erklärte zuletzt mit vieler Wärme und Teilnahme: daß, so lange er noch regierte, die Unwissenheit und Barbarei in seinen Landen nicht wieder einreißen sollten; daß er alle seine Kräfte dahin verwenden würde, daß die Gelehrsamkeit in seinem Reiche nicht wieder zurück sinken sollte, wie es jetzt in Frankreich geschähe, das nach dem Tode einiger großen Männer für die Wissenschaften nichts mehr leiste. Dabei gäbe er ihm für die fähigen Schüler noch die gute pädagogische Lehre, sie nie zu loben, damit sie nicht in Eigendünkel und Stolz gerieten, sondern beständig selbst das Gute an ihnen nachzubessern, damit sie in einer immerwährenden geringen Meinung von sich erhalten würden, und stets den Zweck vor Augen behielten, ihre Kenntnisse zu vermehren.

Der Monarch lenkte darauf wieder das Gespräch auf die deutsche Literatur, und bemerkte von neuem mit vielem Scharfsinn ihre Mängel. Er warf den Deutschen auch vor, daß sie bei der Menge von Dichtern die Epopöe ganz vernachläss-

sigten, diese Art der Dichtkunst, worin sich ein großer Dichter am meisten hervortun könnte.

„Alle kultivierte Nationen“, sagte er, „haben ihr Heldengedicht; die Italiener, die Franzosen, die Engländer! warum nicht die Deutschen?“ – Man sagte ihm, daß wir sie bearbeitet hätten, und nannte ihm die *Messiade*.

Friedrich aber verwarf mit Recht ein solches Sujet als untauglich. Der Monarch nannte darauf Wieland und schätzte sein in aller Absicht großes Verdienst um die Bildung des Geschmacks und der deutschen Literatur, und fragte, wo er lebte? Man antwortete: „In Weimar.“

„Ha, ha!“ versetzte der Monarch, „wo der Herzog mit seinem Goethe lebt.“ – Schien übrigens Goethe als Schriftsteller nicht sehr zu schätzenn.

„Warum bearbeiten die Deutschen nicht ein Sujet als *Epopöe* wie *Gustav Wasa*?“ sagte der Monarch. „Es ist so reichhaltig an Materie,“ fuhr der Monarch fort, „der Held so wichtig und erhaben, daß man kein besseres zu einer *Epopöe* finden kann.“ Er zergliederte hierauf den Charakter dieses großen Königs, zeigte seinen Mut, seine Standhaftigkeit und seine große Seele, entwarf den ganzen Plan zu einer *Epopöe*, die Episoden, zeichnete die verschiedenen Charaktere der handelnden Personen vor, und das alles mit so viel Kunst, mit so viel Rücksicht auf das Ganze, daß man hätte schwören sollen, der Monarch bearbeite sie selbst.

„Aber das nämliche Sujet könnte auch ein rührendes Trauerspiel geben, glauben Sie das wohl, meine Herren?“

„Das würde schon schwerer sein, Sire“, antworteten beide.

Aus einem Bericht des Marquis de Bouillé,
der den König im Jahre 1784 aufsuchte.

Der König war damals zweiundsiebzig Jahre alt. Er war von kleinem Wuchs und ging sehr gebückt an einem Krück-

stocke. Er trug einen ziemlich abgenutzten blauen Rock mit Schößen, silbernen Knöpfen und roten Aufschlägen und Kragen, eine Weste von gelbem Tuch, schwarze Beinkleider, sehr weite und schmutzige Stiefel, die ihm bis über die Knie gingen; sein Degen mit einem Griff von Kupfer kam hinter dem Rockschoße hervor. Ferner trug er eine ziemlich schlecht frisierte Perücke mit einem langen Zopf und einen einfachen Hut mit Federn, die vor Alter grau geworden waren.

So kleidete er sich das ganze Jahr außer bei großen Festlichkeiten an seinem Hofe, wo er, wie man mir sagte, mit schwarzen, über den Knien aufgerollten Strümpfen, einen rosenroten oder himmelblauen Rock trug; diese Farben liebte er nämlich sehr, wie ich später in einem seiner Zimmer zu bemerken Gelegenheit hatte. Auf Bällen trug er bei feierlichen Gelegenheiten einen Domino von rosenrotem Taffet, aber dabei doch hohe Stiefel. Er liebte auch Kleinodien und hatte reich mit Diamanten besetzte Dosen von edlem Metall. Er verbrauchte viel spanischen Tabak, und bekanntlich waren Gesicht und Kleidung immer davon bedeckt.

*

Einige Tage nachher reiste ich nach Breslau und von dort nach Neiße, wo der König über einen Teil seiner Truppen Revue abhalten wollte. Er war schon Tags vorher dort angelangt. Ich begab mich am Tage nach meiner Ankunft, morgens um fünf Uhr, zum Könige, um ihm, sobald er zu Pferde stieg, meine Aufwartung zu machen. Er wohnte in einem Privathause. Alle Generale, mit dem Kronprinzen an der Spitze, erwarteten ihn auf der Straße vor seinem Quartier. Ich gesellte mich mit mehreren anderen fremden Offizieren zu ihnen. Die meisten Fremden waren Franzosen und Engländer, welche letztere ja auf ein Feldlager ebenso neugierig sind wie auf andere Dinge.

Nach einer halben Stunde erschien der König und grüßte uns sehr gnädig. Er stieg zu Pferde, ohne ein Wort zu sprechen.

Am Tage vorher hatte er die Gnade gehabt, sich zu erkundigen, ob ich angekommen sei.

Er hielt an diesem Tage das ab, was man eine Spezialrevue nennt, das heißt, besondere Inspektionen der Regimenter und Compagnien, welche vor den großen Manövers statthaben. Wir folgten ihm ins Lager; er ritt gewöhnlich allein, ohne mit jemand zu sprechen. Dann war sein Blick schrecklich, und alle Züge seines Gesichtes hatten das Gepräge der Strenge, um nicht mehr zu sagen.

Nachdem er die Armee gemäß den seinem Generale erteilten Befehlen sich in Linie hatte formieren lassen, musterte er die Regimenter, eins nach dem andern.

Nach der Revue wurde ich von einem der Läufer des Königs, wie es gebräuchlich ist, zur Tafel geladen, und begab mich in dem Augenblicke zu ihm, wo er im Begriffe war, die Parole auszugeben. Alle Fremden kamen alsdann eben dahin, um ihm ihre Aufwartung zu machen. Die Generale, Obersten und Adjutanten versammelten sich entweder in einem Saale oder auf dem Hofe, von den letzteren stand jeder mit seiner Schreibtafel da; der Kronprinz befand sich unter ihnen. Der König ließ die Generale hereinkommen, deutete ihnen die Manöver an, die am nächsten Tage ausgeführt werden sollten, und erklärte ihnen die Dispositionen derselben, die sie alsdann in ihren Schreibtafeln aufzeichneten.

Eine Viertelstunde nachher kam der König heraus und begrüßte die Versammelten, indem er den Hut mit sehr freundlicher Miene abnahm, den er jedoch nachher wieder aufsetzte. Sein Gesichtsausdruck war dabei sehr angenehm, er sprach äußerst höflich mit den fremden Offizieren und begab sich nachher mit den zur Tafel geladeneu Herren wieder in sein Zimmer.

Ich folgte dem Kronprinzen. Wir setzten uns an die Tafel, an welcher wir, den König mit gerechnet, vierzehn Personen waren, lauter Generale und Obersten in seinem Dienste, den Baron Riedesel, seinen Gesandten in Wien, und mich ausgenom-

men. Ich erhielt meinen Platz ihm gerade gegenüber, weil er denselben vorzugsweise den Fremden vorzubehalten pflegte, um Gelegenheit zu haben, sie zu sehen und zu sprechen.

Der Tisch war gut bedient, die Speisen vortrefflich, so wie man sie zwanzig Jahre vorher in Paris zuzubereiten pflegte. Jedoch hatte der König seinen besonderen Wein, einen kleinen weißen Bergerac aus Perigord.

Schon bei der Suppe begann der König die Unterhaltung, indem er sich hauptsächlich an Herrn von Riedesel und mich wandte. Es war die Rede von den Kriegen Ludwigs XIV. und den großen Heerführern seines Jahrhunderts, Condé, Turenne und Luxembourg, welche der König die großen Lehrer der Kriegskunst nannte. Besonders lobte er den Marschall von Sachsen. Dann war die Rede von Staatsverwaltung, Politik und Finanzen. Hierauf kam er noch einmal auf den Krieg zurück, und sprach von der Artillerie, welche die Heere mit sich schleppen müssen.

Die Haustruppen des Königs von Frankreich hatten seinen Beifall nicht.

„Sie sind“, sagte er, „ein eben so kostspieliges als unnützes Corps.“

Das Gespräch nahm nun eine andere Wendung. Der König sprach vom Papste und beklagte ihn:

„Er wird so weit herabkommen, daß er nichts mehr ist als der Almosenier des Kaisers.“

Mehrere Male sagte er bei Tische zu mir:

„Hier herrscht eben so vollkommene Freiheit als wären wir in einem Wirtshause.“

Am folgenden Tage fand ein sogenanntes großes Manöver statt. Die Armee bestand aus elf Linien- und vier Garnisonbataillonen, fünfzehn Schwadronen Husaren und fünfzehn Schwadronen anderer Kavallerie. Die Artillerie stand an der Tete der Truppen und gab das Signal zu den verschiedenen

Evolutionen. Die Infanterie bewegt sich langsam, sowohl um sich zu formieren, als um in Schlachtordnung zu marschieren, da der Schritt auf fünfundsechzig in der Minute festgesetzt ist.

Nichts war imponierender als diese Schlachtordnung. Anfänglich herrschte die tiefste Stille und vollkommene Unbeweglichkeit. Plötzlich gewährte auf ein gegebenes Signal der Marsch der gesamten Armee, die nur noch ein Corps bildete und nur eine Bewegung hatte, und aus der oft Feuerströme hervorsprühten, eins der schönsten und großartigsten Schauspiele, die man überhaupt sehen kann.

Der König kommandierte nicht selbst, allein er folgte der Ausführung des Manövers mit schnellem, aufmerksamem und sicherem Blicke, indem er die Generale und Kommandeure tadelte, wenn sie Fehler begingen, und dieselben eben so eifrig und schnell verbesserte, als stünde er vor dem Feinde.

Es fand noch ein großes Manöver statt, nämlich die Darstellung einer Schlacht und der sie vorbereitenden Bewegungen.

Am nächsten Morgen reiste der König bei Tagesanbruch nach Breslau, wo ein anderes Lager gebildet worden war.

Ich begab mich nach Breslau, wo ich noch an demselben Tage ankam. Der König war bereits seit einigen Stunden dort. Er reiste mit Bauernpferden, sehr schnell und ohne anderes Gefolge als einen Wagen und einen Fourgon, um einige Effekten, seine Bedienten, Köche und Hunde mit fortzuschaffen. Der Monarch schleppte weder Minister noch Secretäre, noch vornehme Hofbeamte mit sich. Gewöhnlich fuhr einer seiner Generale mit ihm im Wagen, zwei Husaren, die seine Kammerdiener waren, saßen hinten auf, der Kutscher auf dem Bock. Zwei Pagen folgten ihm auf Bauernpferden, und die beiden Köche in den anderen Wagen.

Ein Knabe sieht den König dreimal.

Aus dem Nachlaß des Generals v. d. Marwitz.

Ich muß noch das Merkwürdigste aus meiner frühesten Zeit erzählen, nämlich, wie ich Friedrich den Großen dreimal gesehen habe.

Das erste Mal war im Sommer 1782 (vielleicht auch 1783) wie er von der jährlichen Revue in Preußen zurückkehrte, und in Dolgelin Pferde wechselte. Ich war mit der Mlle Bénézet hingeschickt und wartete auf ihn mit dem dortigen Prediger. Der König kehrte am liebsten sowohl zu Mittag als zu Nacht auf dem Lande ein, und zwar allemal bei den Predigern, vermutlich weil es dort ruhiger war als in den Städten. Für die Prediger war dies ein großes Glück, nicht nur, weil sie wohl bisweilen bessere Pfarren erhielten, wenn sie dem Könige gefielen, sondern auch, weil er allemal für den Mittag 50 Taler und für das Nachtquartier 100 Taler ihnen auszahlen ließ. Das Wenige, was der König verzehrte, wurde außerdem bezahlt. Zwar mochte dessen Bedienung sich wohl traktieren lassen, sie bestand aber immer nur aus wenigen einzelnen Personen. Nun hatte der König bei dem Prediger in Dolgelin beinahe allemal die letzte Nacht der Rückreise zugebracht; auch im verfloffenen Jahre war er bei diesem, eben erst neu angezogenen Prediger eingekehrt, hatte sich wohlwollend mit ihm unterhalten, und der hatte die 100 Taler empfangen. Er schmeichelte sich also, daß es auch heute geschehen würde, und hatte alle Anstalten gemacht.

Wir warteten also dort und eine Menge Volks mit uns. Die Vorspann-Pferde standen geordnet (Bauernpferde, ganz kleine Katzen, aber die besten ausgesucht, denn damals gab es keine Postpferde, die schnell laufen konnten), – die Bauern, die reiten sollten, geputzt, und zehn Stück Pferde zu des Königs Wagen, hinten vier, die der Kutscher vom Bock fuhr, dann zweimal zwei, auf jedem Paar ein Bauernknecht, und auf dem vordersten zwei Vorreiter³ des Königs.

³ Original: „Vorreiten“.

Nun kam der Feldjäger auf einem Bauern-Pferde mit der großen Hetzpeitsche, ein Bauer als Begleiter mit ihm. Der Feldjäger, glühend von der Hitze, stieg ab, sagte, der König werde in fünf Minuten hier sein, sah das Relais nach und die Kerle mit den Wassereimern, die die Räder begießen sollten, stürzte ein ganzes Quart Bier hinunter und da unterdessen sein Sattel auf ein anderes kleines Bauernpferdchen gelegt war, stieg er auf und im Galopp weiter. Der König sollte also nicht in Dolgelin bleiben. Bald kam der Page, ebenso beritten, ein Jüngling von 17 bis 18 Jahren, ganz erschöpft, mußte vom Pferde heruntergehoben und nachher wieder auf das frische hinaufgeholfen werden, weil er seiner kaum mehr mächtig war, und dicht hinter ihm kam der König. Er saß allein in einer altmodischen Fensterkutsche, einem sogenannten Vis-à-Vis (ein schmaler Wagen, in welchem im Fond nur eine Person und auf dem Rücksitz auch eine Person Platz haben). Diese Kutsche war sehr lang, wie alle damaligen alten Wagen, zwischen dem Kutscherbock und dem Wagenkasten wenigstens vier Fuß Raum, der Kasten selbst birnenförmig, unten spitz und oben ausgebaucht, in Riemen, die auf Winden gingen (nicht in Federn) hängend, zwei Bäume zur Verbindung des Vorder- und Hinterwagens, die nicht unter, sondern neben dem Wagenkasten weggingen, die Hinterräder erst weit hinter selbigem folgend.

Der Wagen hielt, und der König sagte zu seinem Kutscher (dem berühmten Pfund): „Ist das Dolgelin?“

„Ja Ihre Majestät!“

„Hier will ich bleiben.“

„Nein,“ sprach Pfund, „die Sonne ist noch nicht unter. Wir kommen noch recht gut nach Müncheberg, und dann sind wir morgen viel früher in Potsdam.“

„Na! – wenn es sein muß!“

Und damit wurde umgespannt. Die Bauern, welche von weitem ganz still mit ehrerbietig gezogenen Hüten standen, kamen

sachte näher und schauten den König begierig an. Eine alte Semmelfrau aus Lebbenichen nahm mich auf den Arm und hob mich gerade am Wagenfenster in die Höhe. Ich war nun höchstens eine Elle weit vom König entfernt, und es war mir als ob ich den lieben Gott ansähe. Er sah ganz gerade vor sich hin, durch das Vorderfenster. Er hatte einen ganz alten dreieckigen Montirungshut auf, dessen hintere gerade Krempe hatte er vorn gesetzt, und die Schnüre losgemacht, sodaß diese Krempe vorn herunterhing und ihn vor der Sonne schützte. Die Hutcordons waren losgerissen und tanzten auf dieser heruntergelassenen Krempe umher, die weiße Generalsfeder im Hut war zerrissen und schmutzig, die einfache blaue Montierung mit roten Aufschlägen, Kragen und goldenem Achselband alt und bestaubt, die gelbe Weste voll Tabak; dazu hatte er schwarze Samthosen an. Ich dachte immer, er würde mich anreden. Ich fürchtete mich gar nicht, hatte aber ein unbeschreibliches Gefühl von Ehrfurcht. Er tat es aber nicht, sondern sah immer gerade aus. Die alte Frau konnte mich nicht lange hochhalten, und setzte mich wieder herunter. Da sah der König den Prediger, winkte ihn heran und fragte, wessen das Kind sei?“

„Des Herrn von Marwitz in Friedersdorf.“

„Ist das der General?“

„Nein, der Kammerherr.“ Der König schwieg, denn er konnte die Kammerherren nicht leiden, die er wie Mtißiggänger betrachtete. Die Umspannung war geschehen, fort ging es. Die Bauern sprachen den ganzen Tag vom König, wie er dies und jenes in Ordnung bringen, und allen Denen den Kopf waschen würde, die ihnen unangenehm waren.

Es zeigte sich später, daß alle Prediger die Gewohnheit hatten, dem Kutscher Pfund zehn Taler zu schenken, wenn der König bei ihnen übernachtete; auch der Vorfahr in Dolgeln hatte es getan, der neue Prediger aber, der davon nichts wußte, ihm im vorigen Jahre nichts gegeben – weswegen der Kerl denn schon den ganzen Tag so vorwärts getrieben hatte, daß er

noch vor Sonnen-Untergang Dolgeln passierte und sich zehn Taler in Müncheberg vom Bürgermeister Krämer erwarb.

Das zweite Mal sah ich den König in Berlin während des Karnevals 1785. Ich ging mit meinem Hofmeister zu meiner Cousine, welche Hofdame bei der Prinzessin Heinrich war, also in das Prinz Heinrich'sche Palais, die jetzige Universität, wo sie im dritten Stock nach dem Garten hinaus wohnte. Wie wir die große Treppe hinaufstiegen, kam ein kleiner alter Mann mit starren Augen bei uns vorübergerannt, und sprang in Bogensätzen die Treppe hinab. Mein Hofmeister rief ganz verwundert: „Das war der Prinz Heinrich!“ Wir traten nun ins Fenster des ersten Stockwerks, und schauten aus, was den kleinen Mann zu solchen Bogensätzen bewegen könne? Und siehe, da kam der König gefahren, um ihn zu besuchen.

Friedrich der Zweite fuhr in Potsdam niemals, außer wenn er verreiste, sondern ritt beständig. Er schien jenes für eine Schmach und eines Soldaten unwürdig zu halten, denn wie er den letzten Herbst seines Lebens (eben 1785) so krank in dem luftigen Sanssouci war (wo keine Öfen, sondern nur Kamine sind), daß er das Schloß in Potsdam beziehen sollte, so konnte er sich nicht entschließen, hinein zu fahren, sondern hoffte von einem Tage zum andern auf so viel Besserung, daß er hineinreiten könnte. Da diese aber nicht erfolgte und es immer kälter ward, so entschloß er sich endlich, sich bei Nacht und Nebel in einer Sänfte (damit niemand es merken sollte) hinein tragen zu lassen. Auch während der Revue in Berlin oder Charlottenburg ritt er beständig, aber während des Karnevals in Berlin, wo er sich vier Wochen aufhielt, fuhr er, und zwar immer im königlichen Pomp.

Voran gingen 8 Läufer mit ihren Stäben, Federmützen und Läuferschürzen, in zwei Gliedern. Da diese aber sonst gar nicht gebraucht wurden, so war es ein Versorgungsposten für Invalide aus der Garde. Daraus folgte, daß der König auch immer im langsamen Schritt fahren mußte. Seine Wege waren aber keine

anderen, als vom Schlosse in die Oper wöchentlich zweimal, und während des ganzen Auenthaltes ein- oder zweimal zum Prinzen Heinrich und zu der Prinzessin Amalie. Dann ruhten die Läufer wieder ein Jahr lang. – Hinter ihnen kam dann der achtspännige königliche Wagen mit acht Fenstern rund herum, die Pferde mit altmodischen Geschirren und Federbüschen auf den Köpfen, Kutscher und Vorreiter in der damaligen königlichen Livrée, blau, Kragen, Aufschläge, Taschen und alle Nähte mit einem roten Tuchstreifen besetzt, diese aber wieder mit zwei schmalen goldenen Tressen eingefast, welches sehr gut aussah. Auf den vier Nebentritten der Kutsche standen vier Pagen, rot mit Gold, seidenen Strümpfen und Federhüten, (aber nicht etwa Federbüschen), hinten der Bedientritt leer, und hinter demselben, unten, wo man zu dem Bedientritt aufsteigt, stand ein Stallknecht. So bewegte sich der Zug langsam heran und fuhr in das Portal ein. Wir sahen von der Treppe herunter. Der Prinz Heinrich stand an der Wagentür, die Pagen öffneten sie, der König stieg aus, begrüßte den Bruder, nahm ihn bei der Hand, stieg die Treppe herauf, und so gingen sie nahe bei uns (die wir auf die Treppe zum zweiten Stock retirirten) vorbei, in die Zimmer hinein, wo jetzt die Studenten umherstampfen.

Das dritte Mal sah ich ihn in demselben Jahre von der Revue (21. Mai) zurückkommen. Mein Hofmeister war deshalb mit mir nach dem Hallischen Tor gegangen, weil man schon wußte, daß er an dem Tage allemal seine Schwester, die Prinzessin Amalie besuchte. Er kam geritten auf einem großen weißen Pferde, ohne Zweifel der alte Condé, der nachher noch zwanzig Jahre lang das Gnadenbrod auf der école vétérinaire bekam, denn er hat seit dem Bayernkrieg beinahe kein anderes Pferd mehr geritten. Sein Anzug war derselbe wie früher auf der Reise, nur daß der Hut ein wenig besser conditionirt, ordentlich aufgeschlagen und mit der Spitze (aber nicht die lange Seitenspitze, die man jetzt wohl vorn setzt) nach vorn, echt

militärisch aufgesetzt war. Hinter ihm waren eine Menge Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rondell (jetzt Belle-Alliance-Platz) und die Wilhelmsstraße waren gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen, und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen, wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale. Der König ritt ganz allein vorn und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Bald lüftete er den Hut nur ein wenig, bald nahm er ihn vom Haupte und hielt ihn eine Zeitlang neben demselben, bald senkte er ihn bis zur Höhe des Ellenbogens herab. Aber diese Bewegung dauerte fortwährend und so wie er sich bedeckt hatte, sah er schon wieder andere Leute und nahm den Hut wieder ab. Er hat ihn vom Hallischen Tor bis zur Kochstraße gewiß 200mal abgenommen.

Durch dieses ehrfurchtsvolle Schweigen tönte mir der Hufschlag der Pferde und das Geschrei der Berlinischen Gassenjungen, die vor ihm hertanzten, jauchzten, die Hüte in die Luft warfen oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwischten. Ich und mein Hofmeister hatten so viel Platz gewonnen, daß wir mit den Gassenjungen, den Hut in der Hand, neben ihm herlaufen konnten.

Man sieht den Unterschied zwischen damals und jetzt. Wer schrie damals? Wer blieb anständig? Wer brüllt jetzt? Und welchen Wert kann man auf solches Brüllen legen?

Bei dem Palais der Prinzessin Amalie angekommen (welches, in der Wilhelmstraße gelegen, auf die Kochstraße stößt), war die Menge noch dichter, denn sie erwarteten ihn da; der Vorhof war gedrängt voll, doch in der Mitte, ohne Anwesenheit irgend einer Polizei, geräumiger Platz für ihn und seine Begleiter.

Er lenkte in den Hof hinein, die Flügeltüren gingen auf, und die alte, lahme Prinzessin Amalie, auf zwei Damen gestützt, die Oberhofmeisterin hinter ihr, wankte die flachen Stiegen hinab ihm entgegen. So wie er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang rasch vom Pferde, zog den Hut (den er nun aber mit herabhängendem Arm ganz unten hielt) umarmte sie, bot ihr den Arm, und führte sie die Treppe wieder hinauf. Die Flügeltüren gingen zu, alles war verschwunden, und noch stand die Menge, entblößten Hauptes, schweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verschwunden war und es dauerte eine Weile, bis ein Jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging.

Und doch war nichts geschehen, keine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenschüsse, keine Trommeln und Pfeifen, keine Musik, kein vorangegangenes Ereignis! Nein, nur ein 73jähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber Jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeitete, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit 45 Jahren noch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte! Jedermann sah auch die Früchte seiner Arbeiten, nah und fern, rund um sich her, und wenn man auf ihn blickte, so regten sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz, alle edleren Gefühle des Menschen.

Aus Gesprächen mit seinem letzten Vorleser Dantal.

Der König ließ mich am 23. Oktober 1784 nachmittags drei-undeinhalb Uhr zu sich nach Sanssouci kommen, um mich in Betreff meiner Art, Französisch vorzulesen, zu prüfen. Kaum war ich im Zimmer, so fragte er: „Wo sind Sie her? Was ist Ihr Vater? Wovon lebt Ihr Vater? Haben Sie studiert? Wie haben Sie sich auf die Studien vorbereitet?“

Darauf fragte er mich noch nach meinen Familienverhältnissen, über welche ich möglichst genau Auskunft gab. Endlich sagte er:

„Können Sie lesen?“

„Das muß ich dem Urteile Ew. Majestät überlassen.“

Darauf ging der König in das Nebenzimmer, welches er als Wohnzimmer benutzte, und holte ein Buch. Es war ein Band von J. J. Rousseaus Werken, ich erinnere mich aber nicht mehr, welcher. Er blätterte lange darin herum und ließ mich endlich etwa zwei Seiten lesen.

*

Am 30. Juli 1786 mußte ich mit Vorlesen aufhören, weil der König heftige Schmerzen im Unterleibe fühlte, die ihn häufig aus der Betäubung rissen, in welche er während des Lesens verfiel. In der letzten Zeit waren derartige Unterbrechungen recht häufig. In diesem Falle blieb ich gewöhnlich bis zehn Uhr sitzen. Da ich dann annahm, daß mich der König, auch wenn er wieder aufwachte, nicht weiter lesen lassen werde, so legte ich das Buch auf dieselbe Stelle, von der ich es weggenommen hatte, und ging leise hinaus. Um ruhig weiter schlafen zu können, wenn er etwa einschlummern sollte, hatte der König die Gewohnheit, sich, ehe ich anfang vorzulesen, auskleiden zu lassen; dann saß er in seinen Mantel gewickelt im Lehnstuhle.

An den folgenden Tagen wurde ich allerdings wie gewöhnlich befohlen, da sich aber der Zustand des Königs verschlimmerte, und seine Kräfte immer mehr abnahmen, so fiel er jeden Augenblick in einen Zustand schwerer Betäubung, die ihm nicht mehr erlaubte, auf das Vorgelesene zu achten.

Abgesehen von den genannten Büchern las der König noch allerhand für sich. Er hatte dabei die Gewohnheit, wenn er allein war, laut zu lesen, und zwar besonders poetische Sachen. Ich glaubte, wenn ich in sein Zimmer trat, aus der leisen Stimme, mit der er dann oft noch las, abnehmen zu können, daß er sich mit lautem Lesen sehr angestrengt hatte.

In seinen letzten Lebenstagen las er noch für sich Voltaire und Quintilian. Quintilian wollte er nur lesen, wenn ihm der

Druck nicht zu klein war. Er sah an dem Tage recht schlecht aus. Außerdem fand ich ihn in einer Stimmung, wie ich sie noch niemals an ihm wahrgenommen hatte. Weit davon entfernt, diese Stimmung seinem schlimmen Gesundheitszustand zuzuschreiben, möchte ich vielmehr glauben, daß sie von dem schwachen Gedächtnisse herrührte, wie es ihn an diesem Tage sehr merkbar quälte. Folgendes Beispiel lieferte den Beweis.

Ich war morgens um acht Uhr zu dem Könige befohlen worden. Kaum war ich im Zimmer, so fragte er nach einem Werke über Rhetorik in der Bibliothek von Sanssouci, wo er augenblicklich residierte. Ich fragte:

„Ist es Aristoteles' Rhetorik?“

„Nein, die nicht.“

„Etwa Quintilian?“

Ich muß annehmen, daß der König nicht verstand, was ich sagte, oder vielleicht auch den Namen des Übersetzers im Gedächtnis hatte, kurz, er antwortete in ärgerlichem Tone:

„Es ist ein Franzose.“

Ich war in großer Verlegenheit, da ich nicht wußte, ob er darunter den Verfasser der Rhetorik verstand, oder meinte, der Schriftsteller, den ich genannt hatte, sei ein Franzose. Trotzdem wagte ich es, einen Franzosen zu nennen, und fragte:

„Ist es vielleicht Creviers Rhetorik?“

Worauf er etwas ärgerlich erwiderte:

„Ach, was für eine Gelehrsamkeit!“

Endlich rief er seinen Kammerhusaren, und gab ihm (aber nicht richtig) den Schrank an, aus dem er ihm den Katalog bringen sollte, in welchem er selber das fragliche Werk suchen wollte. Da er es darin nicht verzeichnet fand, so dachte er lange über die Sache nach, während ich stumm vor ihm stand. Endlich sagte er:

„Der Schriftsteller hat zur Zeit des Tacitus gelebt.“

Ich kannte nun freilich keinen andern, der hierhin paßte, als Quintilian, wagte aber doch nicht, ihn noch einmal zu nennen, da er, sei es aus Versehen, sei es aus einem anderen Grunde, nichts hatte von ihm wissen wollen.

Da sich der König durchaus nicht auf den Namen besinnen konnte, sagte er in sehr übler Laune:

„Gehen Sie und denken Sie nach.“

Ich ging, aber kaum war ich am Brandenburger Tore, so kam einer seiner Läufer hinter mir her und rief mich zurück. Obgleich er gerade Audienz zu erteilen hatte, mußte ich doch vorher zu ihm hineinkommen. Dann sagte er in ganz ruhigem Tone:

„Mein Gott, es ist Quintilian.“

Aus den Gesprächen mit dem hannöverschen Leibarzt von Zimmermann,

der den König in seiner Todeskrankheit behandelte. Juni und Juli 1786.

König Friedrich der Große war tödlich krank, als er mich zu sich nach Sanssouci kommen ließ, und mir in siebenzehn Tagen dreiunddreißigmal erlaubte, ihn zu sehen und zu sprechen.

Aller Geist und alle Größe seiner besten Jahre strahlte noch aus seinen Augen, und machte mich oft seinen ganz verwelkten Körper vergessen. Es ist vielleicht doch nicht ganz unwichtig zu wissen, was irgend ein Mensch, so gering und kurzsichtig er auch immer sein mag, bei dem größten Mann, den das achtzehnte Jahrhundert hervorbrachte, in einer so feierlichen und ernstesten Zeit, bei so vielen Veranlassungen und so ganz kurz vor seinem Tode bemerkte. Kammerdiener und Ärzte der Könige wissen wenigstens oft von der Gemütsart der Könige mehr, als etwa nach Jahrhunderten ihre besten Geschichtsschreiber.

*

Friedrich der Große war von äußerst einsichtsvollen Ärzten lange für unheilbar erklärt, von vielen aus seinem Volke beinahe für tot und lange von ganz Europa für sterbend gehalten, bevor ich ihn sah. Lange hatten sich die Hofleute in Berlin schon ihre Trauerkleider gekauft; mancher spekulative Kopf hatte sich in gierigster Hoffnung dieses längst auskalkulierten Todes schon Schlösser in die Luft gebaut, und unerhörte Glückseligkeit geträumt; als ich den neunten Junius 1786 einen Brief von dem König erhielt.

*

Leise schlich ich mich durch Braunschweig, Magdeburg und Brandenburg, unter dem Namen eines nach Petersburg reisenden Kaufmanns. Sogar am Thore zu Potsdam, wo ich in der Nacht vom dreiundzwanzigsten Junius ankam, nannte ich zwar meinen Namen; aber als der wachthabende Offizier nach der dort eingeführten Art wissen wollte, ob ich in meinem eigenen oder in öffentlichen Angelegenheiten nach Potsdam komme, ob ich Aufträge an den König habe und dergleichen mehr, sagte ich: ich sei bloß als ein Reisender hier und einzig und allein in der Absicht nach Potsdam gekommen, um Potsdam meiner Frau zu zeigen.

Aber kurz vor Mitternacht, als ich schon mit meiner Frau im Wirtshause war, ging plötzlich und mit einem Donnerschlag unsere Tür auf. Ein junger Offizier von dem ersten Bataillon der Garde trat herein und fragte mich rasch und peremptorisch: ob ich auf Befehl des Königs hier sei? Das schien mir unter solchen Umständen eine sonderbare Frage von einem Leutnant. Ich fragte also eben so peremptorisch: Mein Herr, fragen Sie mich so auf Befehl des Königs? Ja, sagte der Leutnant; also ja, sagte ich auch, und zu flog die Tür mit einem leiseren Schlag. Was ich an dem Tore und im Wirtshause den Offizieren geantwortet hatte, ward dein König den andern Morgen um vier Uhr wörtlich und pünktlich gemeldet; und allerdings hatte

der König befohlen, daß ihm meine Ankunft gleich gemeldet werde.

*

Vierundzwanzigster Junius. Dies war der erste und schrecklichste Tag meines Aufenthaltes bei dem König. Es war einer der allerschreckhaftesten und schauerichsten Tage meines Lebens. Kein anderer Tag von allen die ich bei dem König zubrachte, war diesem gleich; die meisten flossen sanft und stille dahin.

Der König ließ mir, um halb sechs Uhr des Morgens, durch einen seiner Jäger sagen: er höre, daß ich in Potsdam angekommen sei, und wünsche, mich diesen Morgen um acht Uhr zu sehen. Ich begab mich um halb acht Uhr, mit großer Bewegung meiner Seele aber doch heiter und froh, nach Sanssouci. Als ich außer dem Brandenburgerthore war, und nun auf dem mir bekannten einsamen Wege, an dem ägyptischen Obelisk vorbei, gegen den Hügel von Sanssouci fuhr, warf sich mein Herz mit dem höchsten Feuer und mit der höchsten Inbrunst nieder vor Gott. Wie ich in diesen Augenblicken betete, ward vielleicht nie auf diesem Hügel gebetet. Als ich oben auf dem Hügel vor der kleinen Wohnung des großen Königs ankam, umgab mich da, nah und fern, die feierlichste Stille; ich erblickte nichts als Einsamkeit und Ruhe.

Ein Herr, den ich nicht kannte, führte mich in das Zimmer, wo die geheimen Sekretäre oder geheimen Kabinettsräte des Königs beim Anbruche des Tages icht gewöhnlich hinkamen. Er sagte mir, ich möchte da warten, bis der Kammerdiener des Königs komme, der mich dann gleich zu seiner Majestät führen werde.

Herein trat Herr Schöning, begrüßte mich artig und höflich, aber sehr ernsthaft und mit großer Besonnenheit.

An Herrn Schöning's Seite ging ich nun bis in das letzte Vorzimmer, vor die offene Thür des Königs. Da sah ich, unmittelbar vor der Thür des Königs, auf seiner Kommode, an eben der Stel-

le, wo ich im Jahre 1771 zwei Portraits Kaiser Josephs des Zweiten in gleicher Lage gegen einen Spiegel hingestellt fand, ein schönes und großes Portrait dieses Kaisers. Hier fragte ich noch einmal, im schnellen Vorbeigehen, mein Herz: wie ist dir zu Mute? Es war mir wohl – im Andenken der Gedanken und Empfindungen, die ich hatte, als ich, den ägyptischen Obelisk vorbei an den Hügel von Sanssouci kam; und so trat ich vor den König.

Auf einem großen Lehnstuhl, mit dem Rücken gegen die Wand wo ich hereintrat, saß der König. Er hatte einen alten, großen, schlichten, vor Jahren abgetragenen Hut mit einer eben so alten weißen Feder auf dem Kopf. Er war gekleidet in ein Casaquin aus hellblauem Atlas, vorne herunter ganz von spanischem Tabak gelb und braun gefärbt. Übrigens war er in Stiefeln. Er lehnte ein erschrecklich geschwollenes Bein auf ein Tabouret; das andere hing.

Äußerst gnädig und freundlich nahm der König seinen Hut ab, und sagte mit einer entzückend angenehmen Stimme: *Monsieur je vous remercie bien de la complaisance que vous avez bien voulu avoir de venir ici, et la promptitude avec laquelle vous avez fait votre voyage.* Sie sehen mich sehr krank.

Ich: Den Blick Euer Majestät finde ich seit fünfzehn Jahren da ich die Ehre hatte Sie hier zu sehen, nicht verändert. In den Augen Euer Majestät sehe ich keine Verminderung Ihres Feuers und Ihrer Kraft.

König: O ich habe sehr gealtert, und bin sehr krank.

Ich: Deutschland und Europa werden nicht gewahr, daß Euer Majestät alt und krank sind.

König: Meine Geschäfte gehen ihren gewöhnlichen Weg.

Ich: Euer Majestät stehen des Morgens um vier Uhr auf, und verlängern und verdoppeln dadurch ihr Leben.

König: Ich stehe nie auf, denn ich gehe nie zu Bette. In dem Lehnstuhl, wo Sie mich sehen, werden meine Nächte hingebracht.

Ich: Euer Majestät schrieben mir: das Atemholen werde ihnen seit sieben Monaten sehr beschwerlich.

König: Engbrüstig bin ich, aber die Wassersucht habe ich nicht. Sie sehen indessen wie meine Beine geschwollen sind.

Ich: Wollen Euer Majestät erlauben, daß ich Ihre Beine etwas näher besehe?

(Nun ward Herr Schöning gerufen, der an der offenen Tür des Vorzimmers stand, damit er dem König die Stiefel ausziehe.)

Ich kniete an die Erde, besah die ganz bis an die Lenden mit Wasser angefüllten Beine des Königs – und schwieg!

König: Ich habe keine Wassersucht.

Ich: Mit der Engbrüstigkeit verbindet sich oft starke Geschwulst in den Beinen. Wollen Euer Majestät erlauben, daß ich ihren Leib befühle?

König: Mein Leib ist dick, weil ich aufgebläht bin. Das ist kein Wasser.

Ich: Ausgespannt ist der Leib, aber nicht hart. Darf ich den Puls Euer Majestät untersuchen? Der Puls war voll, stark und sehr fieberhaft. Sehr beklommen war der König auf der Brust, und er hustete unablässig.

Ich: Der Puls ist nicht schwach.

König: Man kann mich nicht heilen. Nicht wahr?

Ich: Erleichtern, Sire!

König: Was raten Sie mir?

Ich: Vorerst nichts. Aber sogleich werde ich mir die ganze Krankheitsgeschichte Euer Majestät von Ihrem Kammerdiener erzählen lassen und alles lesen, was die Ärzte Euer Majestät

darüber geschrieben haben. Dann werde ich die Ehre haben, meine Meinung zu sagen.

König: Recht so. Schöning ist von Allem unterrichtet.

Nun nahm der König sehr freundlich den Hut ab, und sagte: Ich danke ihnen nochmals, daß Sie haben hieher kommen wollen; haben Sie die Güte diesen Nachmittag um drei Uhr mich wieder zu besuchen.

Mit Herrn Schöning ging ich nun wieder nach dem Zimmer der geheimen Kabinettsräte außerhalb des königlichen Schlosses. Meine Meinung sagte ich nicht. Aber daß bei dem König die Wassersucht nicht nur in vollem Anzuge, sondern wirklich vorhanden sei, daran hatte ich gar keinen Zweifel.

Mit Schrecken hörte ich, der König habe die allerausgesuchtesten und seinem Zustande angemessensten Arzneien nie über einmal oder zweimal gebraucht; er sei äußerst eingenommen gegen alle Arzneimittel, mit Ausnahme eines gemeinen Digestivpulvers, eines kleinen Pulvers aus Rhabarber und Glaubersalz und einiger anderer Kleinigkeiten, an die er einzig und allein glaube und denen er einzig und allein traue. Über alle Begriffe gehe sodann die Unmäßigkeit des Königs im Essen. Nichts gleiche dem Feuer, womit man alle seine Speisen würze und womit er täglich seine Eingeweide verbrenne. Die unverdaulichsten Speisen seien seine liebsten Speisen; nichts esse er, zum Exempel lieber als preußische Erbsen, die härteste Art von Erbsen in der Welt: Erbsen, von denen man sogar in Niedersachsen und vollends in Westfalen sagen würde, sie sind zu hart!

*

Am selben Nachmittag. Lange schlummerte der König und atmete dabei mit äußerst beklommener Brust.

Bei dem schrecklich großen Manne stand ich da, ganz alleine, in der allgemeinsten feierlichsten Stille und weit umher herrschenden Ruhe; und darum ging mir auch mancher mich

zerstreuender, und auch zuweilen ein herzerhöhender Gedanke durch den Kopf. Bald heftete ich meine Augen auf ihn – bald auf ein herrliches Bruststück des Marcus Aurelius, aus weißem Marmor und vielfärbigem Achat, das neben ihm auf dem Kamin, seinem Bette gegenüber stand; und erinnerte mir dabei die Stelle aus Friedrichs Epistel an Keith: *Vertueux Marc Aurèle, l'exemple des humains, mon héros, mon modèle!* Ohne von dem Fleck zu weichen worauf ich stand, betrachtete ich alles, was mir an dem König und in seinem Zimmer auffiel. Bei seinem übrigens etwas cynischen Anzug hatte der König an der linken Hand zwei Ringe, jeden von einem sehr großen Solitärbrillanten; an der rechten Hand einen Ring von geringem Wert und großer Bedeutung, einen großen schlesischen Chrysopras, also das beständige Merkzeichen seiner Eroberung Schlesiens. Zur Seite, vor der offenen Tür des ersten Vorzimmers, frap-pierte mich immer das schöne Portrait Kaiser Josephs des Zweiten, das der König da grade vor sein Auge gestellt zu haben schien: um diesen großen und unternehmenden Monarchen nie aus seinem Auge zu verlieren.

Indem ich mit meinen Gedanken so hin und her wanderte, weckten endlich Herzensbeklemmung, fürchterlicher Husten und gegenwärtig scheinender Stickfluß, den König wieder auf. Er sagte, sobald er sprechen konnte: der Salmiak hilft mir nicht, ich will mein Digestivpulver nehmen? Es bestand aus Cremor Tartari, Salpeter und Krebsaugen. Ich antwortete: Ja Ihre Majestät, nehmen Sie ihr Digestivpulver; es öffnet Ihnen den Leib und dies wird Sie beruhigen.

Genommen ward das Digestivpulver, und nun kamen eine große Menge offener Briefe: alles was der König, am frühen Morgen dieses Tages, auf alle aus allen Ländern und seinem ganzen Reiche, in der letzten Nacht eingelaufenen Depeschen, Berichte und Briefe, geantwortet hatte. Auf einen kleinen Tisch, neben den Lehnstuhl des Königs, wurden diese Briefe hingelegt. Mit zitternder Hand ergriff der König die Menge Briefe,

und fing an, seiner großen Schwäche und Hinfälligkeit ungeachtet, zu lesen. Ich trat um einige Schritte zurück hinter den König, in die Thür des Vorzimmers. Alle diese Briefe, die aber wohl sehr kurz sein mochten, las der König, und unterschrieb sie mit seiner zitternden Hand. Als dieses Geschäft beendet war, trat ich wieder vor den König, der einige Worte mit mir über seinen Zustand sprach, und dann wieder einschlummerte.

*

25. Juni. Der König unterhielt sich mit mir, über eine halbe Stunde, sagte kein Wort von seinem Zustande, war sehr heiter und aufgeweckt, spie zwischendurch ein wenig Blut, und sprach in einem fort von englischer und französischer Literatur. Zum Exempel:

König: Locke und Newton waren die größten Denker unter den Menschen; aber die Franzosen verstehen doch besser als die Engländer, die Dinge gut zu sagen.

Ich: Die englische Sprache ist allerdings sehr geschickt zum Vortrage spekulativer Philosophie und aller höheren Wissenschaften. Aber auch im Parlamente lebet, in ununterbrochener Reihe, aus der Asche eines britischen Demosthenes ein anderer wieder auf. Die englische Sprache beuget sich auch zu dem edelsten Vortrage in historischen Werken; und steht unter keiner in Werken von Witz und Laune.

König: Hume und Robertson sind Geschichtsschreiber vom ersten Range. Ich schätze beide sehr hoch.

Ich: Gibbon übertrifft sie vielleicht beide. Alle Würde und jeder Reiz des historischen Stils sind in Gibbon vereinigt. Seine Perioden haben einen entzückenden Wohlklang und alle seine Gedanken haben Nerv und Kraft.

König: Was hat Gibbon geschrieben?

*

30. Juni. Um zwei Uhr des Nachmittags besuchte mich in Potsdam ein Herr von der Tischgesellschaft des Königs, der eben von Sanssouci kam und mir üble Nachricht brachte.

Bei der Mittagsmahlzeit hatte der König sehr übel die Diätregeln befolgt, die er mir selbst diesen Morgen so meisterhaft angab. Er hatte, wie immer, sehr viele Suppe zu sich genommen, und diese bestand, wie gewöhnlich, in der allerstärksten und aus den heißesten Dingen ausgepreßten Bouillon; aber zu der Portion Suppe, die der König allein aß, nahm er dann noch immer einen großen Eßlöffel voll von gestoßenen Muskatblüten und gestoßenem Ingwer. Er aß sodann ein gutes Stück von nach russischer Art zubereitetem, das ist, mit einem halben Quart Brantwein abgekochtem Rindfleisch. Hierauf folgte eine große Menge von einem italienischen Gerichte, das zur Hälfte aus türkischem Waizen und zur Hälfte aus Parmesaner Käse besteht, dazu gibt man den Saft von ausgepreßtem Knoblauch, und dies alles wird in Butter solange gebacken, bis eine harte und eines Fingers dicke Rinde umher entsteht; über alles giesst man endlich eine ganz aus den heißesten Gewürzen bestehende Brühe und diese von dem Lord Marishal in Sanssouci zuerst angegebene, aber von dem König emendierte und corrigierte Lieblingsschüssel hieß Polenta. Endlich beschloß der König, indem er den herrlichen Appetit lobte, den ihm der Löwenzahn mache, die Szene mit einem ganzen Teller voll aus einer Aalpastete, die so heiß und würzhaft war, daß sie in der Hölle gebacken schien.

Um drei Uhr wie mir befohlen war, erschien ich, mit langsamen Schritten, mutlos, mit verhaltenem Gram und (ich gestehe es gerade heraus) mit wahren Widerwillen – vor dem König!

Fürchterlich war der Blick seiner Augen. In den tiefen Höhlen der Wangen, und zumal in seinen sonst so feinen und mir so angenehmen Lippen saß die tiefste, schwärzeste,

erschrecklichste Traurigkeit. Die ersten Worte, die der König mit einer mir ganz fremden Stimme aussprach, erschütterten mir Herz und Seele.

Lange stand ich im Zweifel, ob ich es auch, aus Respekt für die Herren, die immer und immer Größe der Seele affektieren und keine haben, wagen sollte, diese Worte zu wiederholen? Aber indem ich dachte, daß bei den größten Männern auf Thronen und Kathedern melancholische Augenblicke doch am Ende eben das sind, was bei uns Menschen aus der Unterwelt; und daß diese großen Männer dann freilich auch eben so sprechen wie jeder andere melancholische Mensch: so glaube ich doch, ich müsse es nicht verhehlen, daß der größte Mann des achtzehnten Jahrhunderts, König Friedrich der Große, mir den dreißigsten Junius 1786 des Nachmittags um 3 Uhr sagte: *Je ne suis plus qu'une vieille carcasse, bonne à être jetée sur la voirie!*

*

1. Juli. König: Aus welchem Teile der Schweiz sind Sie gebürtig?

Ich: Aus dem Städtlein Brugg, im Kanton Bern.

König: Ich kenne diesen Ort nicht.

Ich: Es ist der Ort, wo mir die Siege und Schicksale Euer Majestät oft den Schlaf benahmen.

König: Gibt es in der Schweiz noch Abkömmlinge der ersten Stifter der Republik?

Dies wußte ich nicht recht, oder eigentlich weiß ich es gar nicht. Aber ich wußte, daß dem König mit schwankenden Antworten gar nicht gedient war, und daß ihm solche Antworten immer mißfielen. Also antwortete ich keck: Nein!

König: Wilhelm Tell war ein großer Wohltäter seines Vaterlandes.

Ich: Er und seine Gehilfen erzeugten der Schweiz die größte Wohltat, die man seinem Vaterlande erzeugen kann: wir verdanken diesen heroischen Männern unsere Freiheit!

König: Ich liebe sehr die republikanischen Verfassungen. Aber unsere Zeiten sind für alle Republiken sehr gefährlich; nur die Schweiz wird sich noch lange erhalten. Ich liebe die Schweizer und zumal die Regierung in Bern. Es ist Würde in allem, was die Regierung in Bern tut; ich liebe die Berner.

*

9. Juli. König: Aber es kommt da nicht bloß auf Rezepte an, sondern hauptsächlich auf alle übrigen Anstalten, die man bei einer Armee machte. In allen meinen Kriegen befolgte man meine Befehle, in Absicht auf meine kranken und verwundeten Soldaten äußerst schlecht. Nichts hat mich, in meinem Leben mehr verdrossen, als wenn ich sah, daß man diese braven Männer, die Gesundheit und Leben so edel für ihr Vaterland hingaben, in ihren Krankheiten und bei ihren Wunden übel verpflegte. Man ist oft barbarisch mit ihnen umgegangen, und mancher armer Soldat ist aus Mangel an guter Verpflegung gestorben. Nichts hat mich von jeher mehr betrübet, als wenn ich die unschuldige Ursache an dem Tode irgend eines Menschen war. Aber ich habe seit dem letzten Kriege solche Befehle gegeben, die es allen den Schelmen, Schurken und Spitzbuben bei der Armee künftig sehr schwer machen werden, ihren König zu betrügen und den armen Soldaten der ihm so nötigen Hilfe und Erquickung so schändlich und barbarisch zu berauben.

Ich: Das ist sehr zu wünschen. Aber ich befürchte, daß Euer Majestät noch bei weitem nicht genug wissen, wie man, im letzten Kriege, in ihren Kriegshospitälern und Lazaretten hauste!

König (mit großen Augen und einem Adlcrsblicke): Woher wissen Sie das?

Ich: Dies weiß ich, wie ganz Deutschland, aus gedruckten Schriften. Ich weiß es, durch den Verfasser dieser Schriften, der ein Untertan Euer Majestät ist; der Ihnen als Feldarzt bei der Armee Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heintichs, in Sachsen und Böhmen, treu und mit Ehre gedient hat: und dem

nichts für alle seine Treu geworden ist, als die Geißel des Verfolgungsgeistes, die unwürdigste Begegnung, Haß und Unterdrückung – von einigen seiner Kunstverwandten in Berlin!

König: Wie heißt der Mann? Ich: Doktor Fritze, Arzt in Halberstadt.

König: Schreiben Sie mir, ich bitte Sie, diesen Namen auf.

*

10. Juli. König: Ich bitte alle ihre Kranken um Verzeihung, daß ich sie solange Ihrer Hilfe beraubt habe. Ich danke Ihnen für die Gefälligkeit, mit der Sie so lange hier bei mir gewesen sind. Ich wünsche, daß es Ihnen immer wohl gehe. Es freut mich, daß Sie mich gesehen haben, weil Sie dadurch in der Zukunft meinen Zustand besser werden beurteilen können.

Ich: Euer Majestät rühren mich so sehr durch all Ihre großen Gesinnungen, daß ich Ihnen nicht mehr antworten kann.

König: Haben Sie die Güte, dem Herzog von York diesen Brief zu überreichen. Sagen Sie ihm, wie oft ich mit Ihnen von ihm gesprochen habe. Sagen Sie ihm, wie sehr ich ihn hochschätze und wie zärtlich ich ihn liebe. Sagen Sie ihm in meinem Namen alles, was Sie Zärtliches sagen können.

Ich: Getreulich will ich alles dem Herzog erzählen und sagen.

Nun nahm der König seinen Hut mit unbeschreiblicher Würde, Huld und Freundlichkeit ab, neigte sein Haupt und sprach: „Adieu, mein guter, mein lieber Herr Zimmermann. Vergessen Sie den guten alten Mann nicht, den Sie hier gesehen haben!“

Anekdotisches

Als im Jahre 1740 das in Halberstadt garnisonierende Infanterie-Regiment ins Feld ziehen sollte, war man über die Wahl einer Inschrift in den neuen ihr zu erteilenden Fahnen unschlüssig. Endlich schlug man die Worte vor: Pro Deo et Patria. Als man Friedrich dies zur Genehmigung anzeigte, strich er die Worte Deo et fort und sagte:

„Man muß den Namen Gottes nicht in die Streitigkeit der Menschen mischen; der Krieg betrifft eine Provinz, und nicht die Religion.“

Es wurde nun die Inschrift: Pro Gloria et Patria gewählt.

*

Bei dem Bericht, der alljährlich über den Stand der Verwaltung abgelegt wurde, brachte einer der Staatsminister zur Sprache, daß in Berlin ein Mann sich in unerhört kühnen Reden über die Person des Königs erginge, und zwar in öffentlichen Gesellschaften, so daß die Sache sich zu einem unerträglichen Skandal entwickelt hätte.

„Was sagte er denn?“ fragte Friedrich.

„Majestät, er sagt Dinge, die man vor den Ohren des Königs nicht wiederholen kann.“

„Ich muß aber doch wissen, was er sagt, damit ich meine Anordnungen danach treffen kann. Sprechen Sie nur ruhig!“

„Sire, er spricht von Ihnen nur in Ausdrücken, wie »Tyann«, »Despot« und dergleichen. Es beseelt ihn offenbar ein ingrimmiger Haß.“

„Und was ist das für ein Mann?“

„Er heißt ...“

„Ich frage Sie nicht nach seinem Namen,“ fiel der König schnell ein, „daran liegt mir gar nichts; ich möchte nur wissen, was er ist?“

„Es ist ein Berliner Bürger.“

„Sein Stand interessiert mich ebensowenig. Ich wünsche nur zu erfahren, über welche Mittel und Hilfsquellen er verfügt. Kann er zweimalhunderttausend Mann auf die Beine bringen?“

„O nein, Sire, es ist ein Privatmann, der von einigen tausend Talern Rente lebt und sonst kein Vermögen hat.“

„Oh, das gibt mir meine Ruhe wieder. Sie begreifen, wenn dieser Mensch, der mich augenscheinlich nicht liebt, Heere gegen mich ins Feld stellen könnte, so müßte ich natürlich Maßregeln ergreifen. Da er aber so gänzlich machtlos ist, so kann ich ihn ruhig weiter schimpfen lassen.“

*

Des Königs Gesandter am Londoner Hofe stellte ihm vor: seine ihm bestimmte Besoldung sei so geringe, daß er bei den dortigen hohen Preisen aller Bedürfnisse sich bald in die Notwendigkeit versetzt sehen würde, seine Equipage abzuschaffen und zu Fuß an den Hof zu gehen, wenn er keine Zulage erhielte.

Friedrich antwortete ihm lakonisch:

„Geh er immer zu Fuß, das verschlägt nichts, und wenn jemand darüber Glossen machen sollte, so darf er nur sagen, er sei mein Gesandter und hinter ihm gingen 300 000 Mann.“

*

Er sah es ungern, wenn Männer, die in seinem Dienste standen, mit fremden Gesandten Umgang hatten, selbst wenn sie zufällig mit ihnen in Gesellschaft zusammentrafen, sich mit ihnen in ein längeres Gespräch einließen. Sobald er etwas davon erfuhr, blieb ein Verweis, mehr oder minder groß, nie aus.

Einst bemerkte er einen Offizier aus seinem Gefolge, der bei einer Assemblée auf dem Schlosse mit dem österreichischen Gesandten in einer Ecke des Saales sehr lebhaft sprach.

Am andern Tage rief er bei der Parade den Offizier zu sich.

„Mit wem sprach Er gestern bei der Cour da im Winkel?“

„Ew. Majestät, es war der österreichische Gesandte.“

„Und wovon sprach Er mit ihm?“

„Von ganz gleichgültigen Dingen.“

„Nun, wenn das ist, so ist's sehr unanständig von Ihm, daß Er zu gleichgültigen Dingen nicht auch gleichgültige Gesten macht. Gewöhne Er sich das ab, sonst möchte man in Wien davon sprechen.“

*

Bei der Besitznahme von Dresden wurde das Haus des sächsischen Staatsministers Graf von Brühl in ein Wachthaus verwandelt.

In der Garderobe des Grafen fand man unter andern eine ganze Kammer voll Perücken. Als Friedrich in diese Kammer trat, rief er:

„Wieviel Perücken für einen Mann, der keinen Kopf hat!“

*

Auf einem beschwerlichen Marsch aus Böhmen blieb eine Kanone in einem Hohlwege stecken. Die Bemühungen, solche fortzuschaffen, waren fruchtlos. Ein Offizier prügelte deswegen einen Stückknecht auf eine barbarische Weise, unter rohen Flüchen. Der König kam hinzu, da er in der Ferne dieses Ereignis bemerkt hatte, sah die unmenschliche Behandlung des Stückknechts und hörte die rohen Flüche des Offiziers.

Auf seinen Befehl mußten einige von seinen Reitknechten absitzen, er befahl dies auch dem Offizier, und daß solcher nun mit den dort schon befindlichen Leuten Hand anlegen sollte, um die Kanonen wieder vorwärts zu bringen. Durch die gemeinschaftlichen Anstrengungen der Hilfeleistenden gelang dies. Ein Adjutant des Königs mußte darauf den Offizier auf den folgenden Morgen in das Hauptquartier beordern. Er gehorchte. Nach erteilter Parole sagte er in Gegenwart aller anwesenden Generale und andern Kommandeurs zu dem Offizier:

„Meine Armee besteht nur aus Menschen; Ihr seid aber ein Unmensch. Ihr seid kassiert. Schert Euch zum Teufel!“

*

Bei der Belagerung Breslaus hatte Friedrich sein Quartier im Dorfe Rothkretschin in einem Bauernhause genommen. Die Belagerung währte bekanntlich bis zum 19. Dezember 1757, und die Kälte nahm so überhand, daß es den Truppen die Belagerungsarbeiten sehr erschwerte. Man sann auf nichts mehr, als Holz herbeizuschaffen, kein Zaun, keine Planke wurde verschont, man brach endlich Scheunen, Ställe und Häuser ab, um Brennmaterial zu erhalten.

Die im Dorfe liegenden Dragoner brachen endlich sogar alles Holzwerk von des Königs Quartier. Der wachthabende Offizier der Garde versuchte sie anfänglich durch gütliche Vorstellungen davon abzuhalten, aber vergebens. Jetzt drohte er mit Gewalt, ließ die Wache vortreten und rief:

„Auf jedgn, der nur das kleinste Brett abbricht, laß ich Feuer geben!“

Auch dies fruchtete nichts; überzeugt, daß es doch nur eine leere Drohung sei, lachte man dazu und fuhr mit Abbrechen fort. Der König hörte den Lärm und ließ den wachthabenden Offizier zu sich rufen.

„Was ist denn draußen für Lärm?“ fragte der König.

„Es sind die Dragoner; sie brechen überall Holz von Ew. Majestät Quartier ab. Alle Vorstellungen sind fruchtlos; ich habe daher die Wache heraustreten lassen.“

„Nun, was soll die Wache?“

„Drunterschießen, wenn sie sich nicht mit Güte zurückhalten lassen.“

„Das ist nicht der rechte Weg. Wart' Er nur, ich will dem Unfug bald ein Ende machen.“

Bei diesen Worten trat er vor die Tür.

„Hört einmal, Dragoner!“ sprach er, „wenn ihr so fortfahrt, so fällt mir der Schnee ins Bett, das werdet ihr doch nicht wollen?“

Die Dragoner entfernten sich sogleich beschämt und bestürzt.

*

Einst fragte er d'Alembert, ob er bei dem König von Frankreich gewesen wäre.

„Ja, Sire,“ erwiderte d'Alembert, „als ich ihm meine Rede bei der Ausnahme in die Akademie überreichte.“

„Was hat er Ihnen denn gesagt?“

„Er hat kein Wort mit mir gesprochen“

„Mit wem spricht er denn?“

*

„Wer wird am Ende gewinnen?“ fragte er einst einen General: „Maria Theresia oder Elisabeth oder die Pompadour oder ich?“

„Unstreitig Ew. Majestät“, erwiderte der General.

„Und warum das?“

„Weil Sie gerechte Sache haben.“

Friedrich lächelte, zog ein Goldstück hervor und sprach: „Sieht Er, wer dies zuletzt hat, wird gewinnen.“

*

Ein Bürger wurde beschuldigt, er habe Gott, den König und den Magistrat gelästert. Friedrich verfügte: „Daß der Arrestant Gott gelästert hat, ist ein Beweis, daß er ihn nicht kennt; daß er mich gelästert hat, vergebe ich ihm; daß er aber einen edlen Rat gelästert hat, dafür soll er exemplarisch bestraft werden und auf eine halbe Stunde nach Spandau kommen.“

*

In einer Stadt Schlesiens hatte man von den Opfern, welche von frommen Katholiken einer Mutter Gottes in einer Kirche dargebracht worden, manche, namentlich die silbernen, entwendet.

Der Küster, überzeugt, daß diese Diebstähle nur, wenn die Kirche für den Besuch der Einwohner geöffnet sei, verübt worden, hatte daher ein sehr wachsames Auge auf alle diejenigen, welche sich diesem Bilde näherten, um dort ihre Andacht zu verrichten. Er bemerkte auch bald, daß einer der fleißigsten Beter ein Soldat der Garnison war, der zur Zahl der ersten gehörte, die dort niederknieten und gewöhnlich der letzte war, welcher aufstand.

Der Küster hatte sich nicht geirrt; man fand bei dem Soldaten einige von solchen wertvollen Opfern. Man zog ihn zur Verantwortung. Er leugnete seinen Diebstahl.

„Bei dem Traktament, das ich erhalte,“ sprach er, „hat man kaum das liebe Leben. An Nebenverdienst fehlt es mir hier fast gänzlich, und ich befinde mich daher oft in der größten Not. Darum hab’ ich in dieser Bedrängnis meine Zuflucht zu der heiligen Jungfrau genommen und sie um Hilfe inbrünstig angefleht; sie hat dann mit der Hand bald nach einem, bald nach dem andern Opfer gedeutet und mir zugeflüstert: »nimm dir’s!«“

Diese leere Entschuldigung wurde für ganz unzulässig erklärt, und das Kriegsgericht verurteilte ihn zu zwölfmal Spießrutenlaufen.

Als Friedrich das Urteil erhielt, ließ er einige katholische Geistliche fragen, ob nach den Lehren ihrer Kirche ein solcher Fall möglich sei. Sie gerieten darüber in nicht geringe Verlegenheit; hätten sie ein solches Wunder ganz ableugnen wollen, so würden sie dadurch mit ihrer Lehre von den vielen Wundern der Mutter Gottes und anderer Heiliger in offenbaren Widerspruch geraten sein; sie schlugen daher einen Ausweg ein und gaben ihr Gutachten dahin ab, daß solche Wunder zwar sehr selten, im vorliegenden Fall fast unglaublich, jedoch nicht ganz unmöglich wären.

Der König sandte das kriegsgerichtliche Urteil an den Regimentschef unvollzogen zurück und hatte darunter geschrie-

ben: „Der vorgebliche Dieb wird von der Strafe losgesprochen, zumal er den Diebstahl beharrlich geleugnet hat und nach der Erklärung der Geistlichkeit seiner Kirche das von ihm behauptete Wunderwerk nicht unmöglich ist. Ich verbiete ihm aber für die Zukunft bei harter Strafe, weder von der heiligen Jungfrau noch von irgendeinem andern Heiligen Geschenke anzunehmen.“

Der Kandidat aus Thüringen.

Der Kandidat aus Thüringen. Durch das Münzedikt, welches alle fremde Münzen außer Umlauf setzte, wurden auch die Batzen und deren Einbringung in die preußischen Staaten verboten.

Ein Kandidat der Theologie aus dem Thüringischen, der die nötigen Prüfungen zu einer Predigerstelle mit Ehren überstanden, bewarb sich um eine solche. Sie wurde ihm zugesichert, jedoch unter der Bedingung, ein Frauenzimmer zu heiraten, das ihm in jeder Hinsicht zuwider war. Für solchen Preis wollte er nicht ein Amt erwerben, und da er voraussah, daß er in seiner Heimat, wenn er sich nicht zu solchen oder ähnlichen Bedingungen verstände, sein Unterkommen schwerlich finden dürfte, beschloß er nach Berlin zu gehen, um dort vorläufig als Lehrer der Jugend sich sein Brot zu erwerben, bis er, näher bekannt, entweder eine Prediger- oder eine Lehrerstelle an einer öffentlichen Lehranstalt erhielt.

Er begab sich daher mit feinem ganzen Vermögen, das in vierhundert Talern in Batzen bestand, nach Berlin. Dort angekommen, wurden seine wenigen Habseligkeiten visitiert, und als man die verbotenen Batzen fand, diese in Beschlag genommen. Seine Beteuerung, daß er von dem Verbote nichts gewußt, fand kein Gehör, und trostlos suchte er ein Unterkommen in der Judenstraße, im „Weißen Schwan“. Sein ganzer Reichtum bestand in wenigen Kleidungsstücken, einiger Wäsche, einigen Büchern und den Kollegienheften, nebst einigen Talern baren Geldes in der Tasche. Er hatte Berlin nur deshalb

gewählt, weil ein Landsmann und Schulgenosse sich hier aufhielt, der, wie man sich in Thüringen erzählte, dort sein Glück gemacht haben sollte. Mit Mühe erkundete er seine Wohnung, besuchte ihn, fand zwar eine gastliche Aufnahme, aber keineswegs das bestätigt, was er von ihm erfahren. Er hatte nur ein kümmerliches Brot, indem er sich vom Unterricht in den Anfangsgründen der griechischen und lateinischen Sprache und in andern Elementarkenntnissen ernährte. Der Kandidat erzählte seinem Freunde das ihm widerfahrne Unglück und bat ihn um seinen Rat in seiner Bedrängnis. Dieser war der Meinung, daß er deshalb bei der Direktion des Packhofes schriftlich einkommen müsse. Das tat er, wurde aber abschlägig beschieden; man riet ihm, eine neue Eingabe bei der Generalakzise- und Zoll-Direktion zu machen, weil diese hierin allein zu seinem Vorteil entscheiden könne. Der Kandidat tat dies auch, erhielt aber ebenfalls eine abschlägige Antwort.

Da sagte man ihm, es bliebe ihm nichts übrig, als sich unmittelbar an den König zu wenden und diesem eine Bittschrift zu überreichen, indem man sich erinnerte, wie viele, die mit ihren Gesuchen von den Behörden abgewiesen, dadurch entweder zu ihrem Rechte gelangt oder aus ihrer Bedrängnis menschenfreundlich gerissen worden.

Der Kandidat entschloß sich, diesen letzten Schritt zu wagen. Er setzte eine Bittschrift auf, in welcher er treuherzig einen kurzen Abriß seines Lebens, die Veranlassung zu seinem Entschluß, nach Berlin zu gehen und die Konfiskation seiner Batzen erzählte.

Mit diesem Memorial, seinen Universitätszeugnissen und seinem thüringischen Paß in der Tasche, machte er sich zu Fuß auf den Weg nach Potsdam.

Dort angekommen, ging er nach dem Exerzierplatz, weil man ihm gesagt, dort würde er den König finden.

Friedrich ließ seine Soldaten Übungen machen. Der Kandidat stand in der Ferne, mit Angst im Herzen, und wartete auf einen günstigen Moment, sich ihm nähern zu können.

Die militärischen Übungen waren beendet, der König ging in den Garten, die Soldaten verließen den Platz, und es blieben einige Offiziere zurück, welche noch dort auf und nieder gingen.

Der Kandidat hatte seine Papiere aus der Tasche gezogen und hielt sie in der Hand; in seinen Zügen sprach sich Angst und Bestürzung aus, daß er die Gelegenheit entschlüpfen lassen würde, seine Bittschrift dem König zu überreichen.

Eine solche an ein Zerrbild grenzende Erscheinung mußte den Offizieren auffallen. Einer von ihnen näherte sich ihm und auf die in seiner Hand befindlichen Papiere deutend, fragte er ihn:

„Was hat Er da?“

„Eine Bittschrift an des Königs Majestät,“ stammelte der Kandidat, „meine Testimonia rmd meinen Reisepaß.“

„Wer ist Er, und was will Er vom Könige?“ fragte ein anderer.

„Das alles können Sie am besten aus den Papieren hier erfahren“, meinte der Befragte und übergab solche dem Frager.

Der Offizier nahm die Papiere, entfaltete sie, und alle lasen sie gemeinschaftlich.

Man gab sie ihm zurück und derjenige, dem er sie eingehändigt, sprach zu ihm:

„Ich will Ihm einen guten Rat geben. Der König ist heut überaus gnädig. Geh er ihm auf dem Fuß nach. Es wird sein Glück sein.“

„Ach!“ seufzte der Kandidat, „das erkühn ich mich nicht aus zu großem Respekt.“

„Ei was! nur Courage!“ riefen die Offiziere; der eine ergriff ihn beim rechten, der andere beim linken Arm, und so zogen

sie ihn unter dem Ruf: „Fort, fort! in den Garten!“ vorwärts. Er wurde mehr getragen, als daß er ging, denn die Füße versagten ihm aus Herzensangst den Dienst.

Angekommen in dem Garten, suchten die Offiziere den König auf. Sie fanden ihn bei einem Gärtner, wie Er ein Gewächs betrachtend, sich auf solches gebückt hatte.

„Hier bleibt Er stehen!“ sprach einer der Offiziere. „Hier hinter dem Rücken des Königs.“

Dann fuhren sie, ihren Scherz mit ihm treibend, aber doch sehr leise, abwechselnd fort:

„Den Hut untern Arm!“

Der Kandidat gehorchte.

„Den rechten Fuß vor!“

„Die Brust heraus!“

„Den Kopf in die Höhe!“

„Die Briefschaften aus der Tasche!“

Als der Kandidat alle diese Kommandos erfüllt hatte, hieß es:

„So bleibt Er stehen!“

Jetzt verließen ihn die Offiziere, doch sahen sie sich im Gehen mehrmals nach ihm um, und fanden es spaßhaft, daß der Kandidat in der vorgeschriebenen Weise so unbeweglich stehenblieb wie eine Bildsäule.

Jetzt richtete sich der König empor und sich umwendend, wurde er den Kandidaten gewahr. Die Papiere in dessen Hand verrieten ihm, daß es ein Supplikant sein müsse, und er sandte fogleich den Gärtner zu ihm, der ihm solche abnehmen mußte. Dieser überbrachte sie dem Könige, und dieser schlug nun einen andern Gang in dem Garten ein.

Der Kandidat blieb nach wie vor auf seiner Stelle; seine Bittschrift war in des Königs Händen, er mußte doch den Erfolg abwarten. Lange durfte er nicht zwischen Furcht und

Hoffnung schweben, der König kam nach wenigen Minuten zurück, in der Linken die entfalteten Papiere, womit er dem Kandidaten winkte, näher zu kommen. Gern hätte er auf seine Batzen für immer Verzicht geleistet, eine solche ehrfurchtsvolle Scheu hatte sich seiner bemächtigt; aber ein dunkles Gefühl sagte ihm, daß er all seinen Mut zusammennehmen und gehorchen müsse.

Schüchtern näherte er sich dem Könige.

„Lieber Thüringer!“ redete ihn Friedrich mit freundlichen Augen und dem Ton des Wohlwollens an. „Er hat in Berlin sein Brot gesucht, und sie haben Ihm – wie Er schreibt – beim Visitieren sein mitgebrachtes Thüringer Geld weggenommen. Wahr ist’s, die Batzen sollen in meinem Lande nicht mehr gelten, aber sie hätten auf dem Packhofe sagen sollen: »Ihr seid ein Fremder und wisset das Verbot nicht. Wir wollen den Beutel mit den Batzen versiegeln, schickt solchen wieder zurück nach Thüringen und laßt Euch dafür andere Sorten schicken«, sie hätten sie Ihm aber nicht wegnehmen müssen! Geb Er sich zufrieden! Er soll sein Geld cum Interesse zurück erhalten. Aber, lieber Mann! Berlin ist ein heißes Pflaster, sie verschenken da nichts, Er ist ein fremder Mensch, eh Er bekannt wird und Information bekommt, ist das Geld verzehrt. Was dann?“

Der Kandidat war darüber so bestürzt, daß er keine Silbe antwortete, was er hernach sehr bereute, denn er glaubte, diese Frage sei nur gemacht worden, um von ihm eine Bitte um Versorgung zu hören.

Da der Kandidat stumm blieb, wandte ihm der König den Rücken und entfernte sich. Kaum aber hatte er zwölf bis fünfzehn Schritte gemacht, so sah er sich um, und winkte aufs neue.

Der Kandidat näherte sich dem Könige, und während der letztere fortschritt, begann folgendes Gespräch:

„Wo hat Er studiert?“

„Ew. Majestät, in Jena.“

„In welchen Jahren?“

„Von 1716 bis 1720.“

„Unter welchem Prorektor ist er inskribiert worden?“

„Unter dem Professor Theologiae Dr. Förtsch.“

„Was waren sonst noch für theologische Professoren dort?“

„Buddäus, Danz, Weißenborn, Walch.“

„Hat Er auch fleißig Biblica gehört?“

„Beim Buddäo.“

„Das ist der, der mit Wolffen so vielen Krieg hatte.“

„Ja, Ew. Majestät, er war –“

Der König, ihn unterbrechend:

„Was hat Er denn sonst noch für nützliche Kollegia gehört?“

„Thetica et Exegetica beim Dr. Förtsch; Hermeneutica polemica beim Dr. Walch; Habraica beim Dr. Danz; Homiletica beim Dr. Weißenborn; Pastorale et Morale beim Dr. Buddäo.“

„Ging es zu Seiner Zeit noch so toll in Jena her wie ehemals, da die Studenten ohne Unterlaß sich miteinander katzbalgten, daher der bekannte Vers:

Wer von Jena kommt ungeschlagen,
Der hat von großem Glück zu sagen.“

„Diese Unsittlichkeit ist ganz aus der Mode gekommen, man kann jetzt dort sowohl wie auf anderen Universitäten ein stilles und ruhiges Leben führen, wenn man nur das dic, our hic? observieren will. Bei meinem Anzuge schafften die durchlauchtigsten Nutritores Academiae die sogenannten Renommierten, die so viele Unruhe gemacht, aus dem Wege und ließen sie auf die Wartburg in Verwahrung setzen; da haben sie gelernt, ruhig zu sein.“

Es schlug eins. Der König brach das Gespräch mit den Worten ab:

„Nun muß ich fort; sie warten mit der Suppe.“

Der König verließ den Garten, der Kandidat folgte ihm in einiger Entfernung. Als er auf den Schloßplatz kam, fand er dort noch die Offziere, welche ihn in den Garten geschleppt; sie folgten dem Könige, als er in das schloß trat.

Der Kandidat blieb auf dem Schloßplatze, in der Hoffnung, daß er nach diesem Gespräch einen Bescheid auf seine Eingabe erhalten würde. Er hatte sich auch nicht getäuscht; nach einer Weile trat ein Kammerhusar aus dem Schlosse und fragte mit lauter Stimme:

„Wo ist der Mann, der bei dem Könige in dem Garten gewesen?“

„Hier!“ rief der Kandidat.

„So folg' Er mir!“

Der Kammerhusar führte ihn nun in das Schloß und in ein großes Zimmer, in welchem sich die Dienerschaft des Königs befand. Es war ein Tisch gedeckt. Der Kammerhusar setzte dem Kandidaten einen Stuhl hin und sprach:

„Die Speisen, die hier auf dem Tisch stehen, hat Ihm der König auftragen lassen und befohlen, daß Er sich satt essen und an niemand kehren soll. Ich soll Ihn bedienen. Nun frisch ans Werk!“

Die Verlegenheit des Kandidaten war groß; eine solche Bedienung hatte er nie gehabt; so hungrig und durstig er war, denn er hatte seit vierundzwanzig Stunden nichts genossen, den weiten Weg von Berlin nach Potsdam durch den Sand gemacht, und die Angst, die er solange erduldet, hatte seine Kräfte ganz erschöpft, aber er würde doch in diesem Moment seine Rolle gern mit der des Kammerhusaren vertauscht haben. Er wußte sich nicht zu raten und zu helfen und bat daher den Kammerhusaren de- und wehmütig, an der Tafel neben ihm Platz zu nehmen. Dieser lehnte solches hartnäckig und endlich sogar rauh ab, indem er ihm zu verstehen gab, wie es sich nicht von ihm gezieme, ihn zu einem Ungehorsam gegen den ausdrückli-

chen Befehl des Königs verleiten zu wollen. Der Kandidat sah nun wohl, daß er sich die Bedienung gefallen lassen müsse, er setzte sich und ließ sich die vorgesetzten Speisen schmecken. Zum Nachtsch wurde Konfekt und Birnen aufgetragen. Beides wickelte aber der Kammerhusar in Papier und steckte es dem Kandidaten in die Tasche, mit den Worten:

„Zur Erfrischung auf dem Rückwege.“

Sobald die Mahlzeit beendet war, trat ein Kabinettssekretär in das Zimmer, gab dem Thüringer Gast seine Zeugnisse und seinen Reisepaß zurück, händigte ihm eine versiegelte Verfügung an die Generalakzise- und Zoll-Direktion ein, zählte ihm fünf Dukaten und einen Friedrichsdor auf und sprach:

„Das schickt ihm der König, damit er wieder nach Berlin kommen kann“; dann setzte er hinzu:

„Folg’ Er mir!“

Der Sekretär führte den Kandidaten aus dem Schlosse nach einem königlichen Küchenwagen mit sechs Maultieren bespannt und erklärte den bei diesem Wagen befindlichen Personen:

„Ihr Leute! der König hat befohlen, Ihr sollt diesen Fremden mit nach Berlin, aber kein Trinkgeld von ihm nehmen.“

Der Kandidat bestieg den Wagen und kam so wieder in Berlin an. Er gab nun gleich die versiegelte Immediatverfügung auf dem Packhofe in der Expeditionsstube ab. Der Direktor entsiegelte sie, unstreitig enthielt sie einen derben Verweis, denn er wurde bei dem Lesen bald bleich, bald rot und reichte sie, ohne ein Wort zu äußern, einem andern Offizianten.

Mit ziemlich mürrischem Tone sprach dieser zu dem Kandidaten:

„Komm Er näher und schreib’ Er eine Quittung, daß er für seine 400 Taler ganze Batzen soviel in brandenburgischer Münze ohne den mindesten Abzug bar und richtig erhalten hat.“

Nachdem der Kandidat die Quittung geschrieben, bekam er das Geld sogleich gezahlt. Während er solches zu sich nahm, rief man einen Schaffner in das Zimmer.

„Er geht gleich mit dem Mann hier“, sprach der Akziseoffiziant, der das Geld gezahlt hatte, zu diesem Schaffner, „nach dessen Absteigequartier in der Judenstraße im „Weißen Schwan“, läßt sich von dem Wirte die Rechnung seiner Zehrkosten vom Tage seiner Ankunft bis jetzt machen und bezahlt sie. Hier sind dazu vierundzwanzig Taler, und wenn es nicht zureicht, so kann er sich das Fehlende holen.“

Der Schaffner ging mit dem Kandidaten nach dem Gasthofe und berichtigte die Schuld des letzteren für die Zeit von acht Wochen; der Betrag belief sich aber nur auf 10 Taler 4 Groschen 6 Pfennig.

*

Aus dem Schloßfenster zu Berlin hörte Friedrich einst die Schüler des Grauen Klosters in der Burgstraße Gellerts Lied singen: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte.

„Sie muß freilich groß und grenzenlos sein,“ sagte er, „wenn sie es duldet, daß die Jungen so elend singen.“

*

Der Abbé Bastiani speist beim König. Auf der Tafel steht ein kunstreicher Springbrunnen mit wohlriechendem Wasser gefüllt, der aber trotz aller Bemühungen des Hofkonditors nicht springen will. Der König schickt den Konditor fort, und niemand denkt mehr an den Brunnen, bis dieser nach geraumer Zeit plötzlich zu springen anfängt. Da fragt der König den Abbé Bastiani:

„Nicht wahr, wenn das in einem katholischen Lande geschehen wäre, würde man es für ein Mirakel erklärt haben?“

Schlagfertig erwidert Bastiani: „In Eurer Majestät Gegenwart schwerlich.“

*

Als der König um die Katharinenkirche zu Potsdam bedeckte Gänge mit Schwibbögen aufführen ließ und dadurch die unteren Fenster verbaut wurden, so verlor die Kirche etwas Licht. Die Kirchenvorsteher nahmen daher Gelegenheit, den König zu bitten, diesen Bau zu unterlassen. Sie bekamen aber unter ihre Bittschrift folgenden Bescheid: Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben.

*

Einige Jahre vor des Königs Tode, als er sich zur Karnevalszeit in Berlin aufhielt, hatte er bestellt, daß er den anderen Morgen in verschiedene Erezierhäuser reiten wollte. Es fiel aber in der Nacht nicht nur große Kälte ein, sondern auch ein heftiger Wind und Schneegestöber, und der König befand sich am folgenden Morgen nicht wohl, wie er selbst sagte. Ein General nahm davon Gelegenheit, den König zu fragen, ob er bei dem sehr bösen Wetter nicht lieber fahren wollte? Der König nahm dies nicht wohl auf und sagte ein wenig hastig:

„Wie kann Er so etwas sagen? wenn es nun Krieg wäre, so müßte ich doch fort.“

„Auch alsdann könnten Ew. Majestät bei so bösem Wetter allenfalls für Ihre Person im Wagen fahren.“

„Herr! wenn ich fahre, so fährt die ganze Armee!“

*

Die Stadt Greiffenberg in Schlesien schickte 1784 zwei Deputierte von der Kaufmannschaft nach Hirschberg an den König, um ihm für die ansehnliche Summe zum Aufbau ihrer abgebrannten Stadt zu danken.

Friedrich saß mit dem Prinzen von Preußen und zwei Flügeladjutanten bei Tische, als er die Greiffenberger und Hirschberger Handelsdeputierten vor sich kommen ließ.

Nachdem er sich mit ihnen eine geraume Zeit über die Leinwandmanufaktur und Handlungssachen unterhalten, trat der

eine greiffenbergische Deputierte vor und redete den König also an:

„Ew. Königliche Majestät statten wir im Namen der abgebrannten Greiffenberger den allersubmissesten Dank ab für das zur Aufbauung unserer Häuser allergnädigst verliehene Gnadengeschenk. Freilich ist der Dank eines Standes, wie wir sind, ganz unbedeutend und ein Nichts. Wir werden aber Gott bitten, daß er Ew. Majestät für dieses königliche Geschenk göttlich belohne.“

Hier stiegen dem König die Tränen in die Augen, und er sagte die ewig denkwürdigen Worte:

„Ihr habt nicht nötig, euch dafür bei mir zu bedanken. Es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Untertanen wieder aufzuhelfen: dafür bin ich da!“

*

Bei seinem letzten Besuche in Breslau 1785 unterhielt sich der König, dessen Menschenverachtung mit den Jahren gewachsen war, mit dem Professor Garve über lebensphilosophische Fragen, wobei er die Menge „Canaille“ nannte. Garve protestierte: „Als Eure Majestät gestern in die Stadt kamen und alles Volk zusammenlief, um seinen großen König zu sehen, das war nicht »Canaille«!“ Der König erwiderte gelassen: „Setze Er einen alten Affen aufs Pferd und lasse Er ihn durch die Straßen reiten, so wird das Volk ebenso zusammenlaufen.“

*

Im Jahre 1785 sprach der König mit einem sehr Verdienten Manne von der Art, wie ein junger Prinz, der künftig Regent werden soll, erzogen werden müsse. Unter andern auch darüber, daß ein künftiger Regent früh lernen müsse, seine Macht recht zu gebrauchen, aber ebensosehr, sie nicht zu mißbrauchen. Er setzte hinzu: „Verschiedene Dinge sind ihrer Natur nach so beschaffen, daß ein Regent nie seine Macht bis auf sie muß

ausdehnen wollen. Darunter gehört hauptsächlich: Religion und Liebe.“

*

In den ersten Tagen des Monats April 1786 war sehr schönes helles Wetter, und die Sonne warf ihre wärmenden Strahlen auf die Erde.

Der König, auf dem Schlosse in Potsdam wohnend und sich sehr schwach fühlend, ließ sich auf die sogenannte Grüne Treppe tragen, um sich an den Strahlen der Sonne zu erquicken.

Als er einige Zeit dort gesessen, bemerkte er, daß die beiden Schildwache stehenden Grenadiere das Gewehr noch am Fuß hielten und steif wie Bildsäulen standen.

Er winkte einen davon zu sich und sprach mit mildem Tone:

„Geht nur immer auf und nieder, ihr könnt nicht so lange auf einem Fleck stehen, als ich hier sitzen kann.“

Das Testament des Königs

Unser Leben ist von dem Momente unserer Geburt bis zu dem unseres Todes ein schnelles Vorübergehen. Der Mensch soll während dieses kurzen Zeitraumes arbeiten für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist. Seitdem ich zur Führung der Geschäfte gelangte, habe ich mich bestrebt mit allen Kräften, welche die Natur mir gegeben hatte, und nach meinen schwachen Erkenntnissen diesen Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe die Gesetze und die Gerechtigkeit herrschen lassen, habe Ordnung und Sauberkeit in die Finanzen gebracht und habe die Armee in der Diciplin erhalten, die sie über alle anderen Truppen von Europa erhoben hat. Nachdem ich die Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir einen ewigen Vorwurf zu machen haben, wenn ich das, was meine Familie betrifft, vernachlässigte; um also Zwistigkeiten zu vermeiden, die sich unter meinen Verwandten in Betracht meines Erbgrundes erheben könnten, erkläre ich durch dieses Actenstück in aller Form meinen letzten Willen.

1. Ich gebe gern und ohne Bedauern den Lebenshauch, der mich beseelt, der gütigen Natur zurück, die ihn mir geliehen hat, und meinen Körper den Elementen, woraus er zusammengesetzt worden ist. Ich habe als Philosoph gelebt und will als solcher begraben sein, ohne Aufzug, ohne Gepränge, ohne Pomp; ich will weder secirt noch einbalsamiert werden; man soll mich in Sanssouci begraben, auf den Terrassen, in einem Grabmal, das ich mir habe bereiten lassen. Der Fürst von Nassau, Moritz, ist ebenfalls in einem Wäldchen, nahe bei Cleve, beerdigt worden; wenn ich im Kriege sterbe oder auf der Reise, so soll man meinen Körper in dem ersten Orte beisetzen und ihn im Winter mich Sanssouci überführen, an den Ort, den ich oben bezeichnet habe.

2. Ich hinterlasse meinem Neffen Friedrich Wilhelm, dem ersten Erben der Krone, das Königreich Preußen, Provinzen, Staaten, Schlösser, Festungen, Plätze, Munitio-
nen, Arsenalen, die durch mich eroberten oder ererbten
Länder, alle Juwelen der Krone (welche in den Händen
des Königs und der Königin, seiner Gemahlin, sind),
die goldenen und silbernen Service, welche in Berlin
sind, meine Landhäuser, Bibliothek, Münzensammlung,
Bildergalerie, Gärten usw., usw.; noch mehr, ich hinter-
lasse ihm den Schatz, sowie er sich an dem Tage mei-
nes Todes vorfinden wird, als ein Vermögen, das dem
Staate gehört und welches nur dazu dienen soll, die
Völker zu verteidigen oder sie in Not aufzurichten.
3. Sollte ich einige kleine Schulden hinterlassen, welche
der Tod mich verhindert hätte zu berichtigen, so soll
mein Neffe verpflichtet sein, sie zu bezahlen; solches ist
mein Wille.
4. Ich hinterlasse der Königin, meiner Gemahlin, die Re-
venuen, deren sie genießt, mit 10,000 Thlrn. Zuschuß
das Jahr, zwei Tonnen Wein jährlich, frei Holz und
Wildpret für ihre Tafel. Dagegen ist die Königin ver-
pflichtet, meinen Neffen zu ihrem Erben zu ernennen.
Anderseits, da sich kein passender Aufenthalt ihr zur
Residenz anzuweisen findet, genügt es mir, Stettin zu
nennen, der Form wegen; zugleich fordere ich von mei-
nem Neffen, daß er ihr, eine passende Wohnung im
Schloß zu Berlin lasse, und daß er für sie, als der Witwe
seines Oheims und einer Prinzessin, deren Tugend sich
stets bewährt hat, die gehörige Ehrerbietung habe.
5. Es ist nun die Reihe an dem Allodialgut. Ich bin nie-
mals geizig noch reich gewesen; auch habe ich nicht
über Bedeutendes zu verfügen; ich habe die Einkünfte
des Staates wie ein unantastbares Heiligtum betrachtet,
an welchem keine ungeweihte Hand zu rühren wagen

darf; die öffentlichen Einkünfte sind niemals zu meinem Privatgebrauch entwendet worden; die Ausgaben, die ich für mich gemacht habe, haben niemals zweimalhundertzwanzigtausend Taler jährlich überstiegen; auch meine Verwaltung macht mir keine Gewissensbisse und würde ich nie fürchten, darüber öffentlich Rechenschaft abzulegen.

6. Ich setze meinen Neffen Friedrich Wilhelm zum Universalerben meines Eigentums ein, unter der Bedingung, daß er die folgenden Legate bezahle:
7. An meine Schwester von Ansbach eine Dose im Werte von 10,000 Thlrn., welche sich in meiner Kasette befindet, und eines meiner Porzellanservice aus der Berliner Fabrik.
8. An meine Schwester von Braunschweig 50,000 Thlr., geschrieben fünfzigtausend Taler, und mein silbernes in Weinblättern gearbeitetes Service in Potsdam und eine schöne Kutsche.
9. Meinem Bruder Heinrich 200,000 Thlr., geschrieben zweimalhunderttausend Taler, fünfzig Anker Ungarwein und einen schönen Kronleuchter von Bergkristall aus Potsdam, den grünen Diamant, den ich am Finger habe, zwei Handpferde mit ihrer Equipage und ein Gespann von sechs preußischen Pferden.
10. Der Prinzessin Wilhelmine von Hessen, seiner Gemahlin, 6000 Thaler Einkünfte, die ich aus einem in einer Tabakspachtung untergebrachten Kapital ziehe.
11. Ich vermache meiner Schwester, der Königin von Schweden, eine meiner goldenen Tabaksdosen im Werte von 10,000 Thlrn., zwanzig Anker Ungarwein und ein Gemälde von Pesne, welches im Palais zu Sanssouci hängt, das ich von Algarotti habe.

12. Meiner Schwester Amalie 10,000 Thlr., sage zehntausend Taler, Einkünfte des bei dem Tabak angelegten Kapitals, eine Dose von 10,000 Thalern aus meiner Kassetten, zwanzig Anker Ungarwein und das silberne Tafelgerät, wovon meine Flügeladjutanten in Potsdam essen.
13. Ich vermache meinem teuren Bruder Ferdinand 50,000 Thlr., schreibe fünfzigtausend Taler, fünfzig Anker Ungarwein, eine Paradekutsche mit Gespann und allem was dazu gehört.
14. Seiner Frau, meiner teuren Nichte, 10,000 Thlr., schreibe zehntausend Taler, Einkünfte von meinem bei der Tabakspachtung untergebrachten Gelde und eine Dose mit Brillanten.
15. Meiner Nichte, der Prinzessin von Oranien, eines meiner Porzellanservice von Berlin, eine Dose von 10,000 Thalern Wert, vierzig Anker Ungarwein und eine Paradekutsche mit einem Gespann Preußischer Pferde.
16. Meiner Nichte, der Herzogin von Württemberg, eine Dose im Werte von 6000 Thalern und zwanzig Anker Ungarwein, eine offene Chaise mit einem preußischen Gespann.
17. Meinem teuren Neffen, dem Markgrafen von Ansbach, meinen gelben Diamanten, zwei meiner besten Handpferde mit ihrer Equipage und dreißig Anker Ungarwein.
18. Meinem Neffen, dem Erbprinzen von Braunschweig, zwei meiner englischen Pferde mit ihrer Equipage und zehn Anker Ungarwein.
19. Meinem Neffen, dem Prinzen Friedrich von Braunschweig, 10 000 Taler.
20. Meinem Neffen, dem Prinzen Wilhelm von Braunschweig, 10 000 Taler.

21. Meiner Nichte von Schwedt, Gemahlin des Prinzen von Württemberg, 20 000 Taler und eine Dose von Brillanten.
22. Und ihrem Manne zwei meiner Handpferde mit ihrer Equipage und zwanzig Anker Ungarwein.
23. Meiner Nichte, der Prinzessin Philippine von Schwedt, 10 000 Taler.
24. Dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig, meinem Schwager, den ich stets geschätzt habe, eine Dose mit Brillanten aus meiner Kassette und zwanzig Anker Ungarwein.
25. Ich empfehle mit ganzer Seele meinem Universalerben jene tapferen Offiziere, welche den Krieg unter meinen Befehlen mitgemacht haben; ich bitte ihn, Sorge zu tragen für diejenigen Offiziere besonders, die um meine Person waren, keinen derselben zu verabschieden, keinen von ihnen, der krank würde, im Elend umkommen zu lassen; er wird unter ihnen geschickte Militärs finden und Leute, die von ihrer Einsicht, ihrer Tapferkeit und ihrer Treue Proben gegeben haben.
26. Ich empfehle ihm meine Privatsecretäre, sowie alle die, welche in meinem Bureau gearbeitet haben; sie haben Routine in den Geschäften und werden ihn in dem Anfange seiner Regierung über viele Sachen aufklären können, von denen sie Kenntnis haben und welche die Minister selbst nicht wissen.
27. Ich empfehle ihm gleichfalls alle diejenigen, die mir gedient haben, sowie meine Kammerdiener; ich vermache 2000 Taler, zweitausend Taler, an Zeysing für seine große Treue und 500 Taler jedem meiner Garderobendiener, und ich hoffe, daß man ihnen ihre Pension lassen wird, bis man sie mit einem passenden Amte versehen haben wird.

28. Ich vermache den Staboffizieren meines Regiments und denen des von Lestwitz und der Gardes du Corps einem jeden eine goldene Medaille, die bei Gelegenheit unserer Siege und der Erfolge, welche die Truppen unter meiner Führung errungen haben, geprägt sind; ich vermache einem jeden Soldaten dieser vier Bataillone 2 Taler, zwei Taler, für den Mann und ebenso viel für jeden Garde du Corps.
29. Wenn ich vor meinem Tode meinem Testamente einen Nachtrag hinzufüge, von meiner Hand geschrieben und unterzeichnet, so soll er dieselbe Kraft und dieselbe Gültigkeit haben wie dieses Actenstück.
30. Wenn einer von denjenigen, die ich hier bedacht habe, vor mir stirbt, so ist das Vermächtnis dadurch aufgehoben.
31. Wenn ich während des Krieges sterbe, so braucht mein Universalerbe erst nach der Wiederherstellung des Friedens mein Erbe auszuzahlen; jedoch während des Krieges soll niemand ein Recht haben, die Erbschaft zu beanspruchen.
32. Ich empfehle meinem Nachfolger sein Blut in der Person seines Oheims, seiner Tanten und aller seiner Verwandten zu ehren; der Zufall, welcher über dem Geschick der Menschen waltet, bestimmt das Erstgeburtsrecht, aber um König zu sein ist man dadurch nicht mehr dazu tauglich als die anderen. Ich empfehle allen meinen Verwandten in gutem Einvernehmen zu leben, und, wenn es sein muß, ihre persönlichen Interessen dem Wohle des Vaterlandes und den Vorteilen des Staates aufzuopfern.

Meine letzten Wünsche werden in dem Momente, wo ich verscheide, für das Glück dieses Reiches sein. Möchte es immer mit Gerechtigkeit, Weisheit und Kraft regiert werden; möchte es der glücklichste der Staaten

werden durch die Milde der Gesetze, der am rechtlichsten verwaltete durch Ordnung in den Finanzen und der am wachsamsten verteidigte durch ein Militär, welches nur für die Ehre und den Ruhm atmet, und möchte es, blühend und gedeihend, bis an das Ende der Zeiten dauern!

33. Ich ernenne als meinen Testamentsvollstrecker den regierenden Herzog Karl von Braunschweig, von dessen Freundschaft, Gradheit und Redlichkeit ich mir verspreche, daß er meinen letzten Willen getreu wird vollziehen lassen.

Gemacht zu Berlin, den 8. Januar 1769.

(L. S.) Fédéric.

Friedrichs Ruhm

Friedrichs Ruhm. Eine Rede von Johannes von Müller.⁴

Übertragen durch Goethe.

Jener große König, Friedrich der Zweite, Überwinder, Gesetzgeber, der seinem Jahrhundert, seinem Volk zum Ruhm gedieh, wandelt längst nicht mehr unter den Sterblichen. Heute versammelt sich die Akademie, um seiner zu gedenken. Preußische Männer, die sich der Zeiten erinnern, wo die Wetter des Krieges, die Gesetze des Friedens, die erleuchtenden Strahlen des Genius wechselweise von Sanssouci her sich verbreiteten, den Feinden Schrecken, Europen Achtung, bedeutenden Menschen Bewunderung einprägten, sie sind heute gekommen, unsere Worte über Friedrich zu vernehmen. Mitten im Wechsel, in der Erschütterung, im Einsturz verlangen ausgezeichnete Fremde an diesem Tage zu erfahren, was wir gegenwärtig von Friedrich zu sagen haben, und ob die Empfindung seines glorreichen Andenkens nicht durch neuere Begebenheiten gelitten habe.

Der gegenwärtig Redende hat es immer als eine weise Anordnung betrachtet, jährlich das Andenken erlauchter Männer zu erneuern, welche, den unsterblichen Ruhm eifrig und mühsam verfolgend, von einer wollüstigen Ruhe sich vorsätzlich entfernten. Wenn, mit jedem Jahre neuer Prüfung unterworfen, der Glanz ihres Verdienstes durch keinen äußern Wechsel, nicht durch den Ablauf mehrerer Jahrhunderte gemindert wird; wenn ihr Name hinreicht, ihrem Volk einen Rang unter Nationen zu behaupten, die in verschiedenen Perioden jede ihre Zeit

⁴ Gehalten in der Berliner Akademie der Wissenschaften „am 20. Januar 1807, also ein Vierteljahr nach Jena, während Preußen vom Feinde besetzt war. Es war eine französische Rede, und kein anderer als Goethe hat sie in das Deutsche übertragen.“ Siehe Vorwort, Seite 5.

gehabt haben; wenn immer neu, niemals zum Überdruß, eine solche Lobrede keiner Künste bedarf, um die Teilnahme großer Seelen zu werfen und die Schwachen tröstend abzuhalten, die im Begriff sind, sich selbst aufzugeben: dann ist die Weihe vollbracht; ein solcher Mann gehört wie die unsterblichen Götter nicht einem gewissen Land, einem gewissen Volk – diese können veränderliche Schicksale haben – der ganzen Menschheit gehört er an, die so edler Vorbilder bedarf, um ihre Würde aufrecht zu erhalten.

Außer Verhältnis zu den Mitteln seines Staates ist der Ruhm des großen Mannes, dessen Andenken uns heute versammelt, wie der Ruhm Alexanders zu dem armen und beschränkten Nachlaß Philipps; und so bleibt dieser Ruhm ein geheiligtes Erbgut nicht allein für die Preußen, sondern auch für die Welt. Ohne Zweifel waltet ein zarter und unschätzbarer Bezug zwischen einem jeden Lande und den berühmten Männern, die aus seinem Schoße hervorgingen; und wie bedeutend muß ein solches Verhältnis werden, wenn solche Männer den Bau ihres Jahrhunderts gründeten, wenn sie als Hausväter für ihn Sorge trugen, ihn als Helden verteidigten oder auf das edelste vergrößerten; wenn sie uns als unvergleichliche Dämonen erscheinen, die, ähnlich den höchsten Gebirgsgipfeln, noch Lichtglanz behalten, indes hundert und hundert Menschengeschlechter augenblicklichen Rufs nach und nach hinschwinden, von der Nacht der Jahrhunderte verschlungen. Von jenen Hohen bleibt ein Eindruck, der Menschencharakter eignet sich ihn zu, durchdringt sich davon und stählt sich unwandelbar. Vor Philipp gab es unter den Mazedoniern nichts Ausgezeichnetes; sie kriegten mit den Illyriern, wie die alten Bewohner unsrer Marken mit den Wenden, wacker, ohne Glanz. Der Geist Philipps trat hervor und das Gestirn Alexanders. In der zweiten Geschlechtsreihe nach ihnen sahen sich die Mazedonier überwunden und in Gefahr der Auflösung ihres Reiches durch die he-reindringenden Gallier. Und doch, als sie nach so vielen und so

unglücklichen Jahrhunderten alles verloren hatten, behaupteten sie bis auf unsre Zeit den Ruf, die besten Soldaten des Reiches zu sein, dem sie angehören.

An jedem Volke, das eines neuen Zeitbeginns und außerordentlicher Männer gewürdigt wurde, freut man sich, in der Gesichtsbildung, in dem Ausdruck des Charakters, in den Sitten überbliebene Spuren jener Einwirkungen zu erkennen. Wer sucht nicht Römer in Rom? ja unter Lumpengewand Romanos rerum dominos? An allen Italienern studiert man die Züge dieses wunderhaften Volks, das zweimal die Welt überwand und länger als ein anderes beherrschte. Erfreuen wir uns nicht, wenn die Fruchtbarkeit glücklicher Ideen, die Reife wohlgefaßter Grundsätze, jene unerschütterliche Folge von Entwürfen, diese Kunst, die Gewalt sie auszuführen, uns im Leben begegnet? Und so fordern wir von allen Franzosen die Tüchtigkeit, das Selbstgefühl, den Mut ihrer germanischen Väter, jene Vorzüge, veredelt durch die Anmut Franz des Ersten, die edle Freimütigkeit des großen Heinrichs und das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten. Ja was werden künftige Geschlechter nicht noch hinzufügen? Vergebens würde man die Denkmale helvetischer Tapferkeit zerstören; immer noch würde die Welt mit Liebe sich unter den Schweizern ein Bild Tellischer Einfachheit, Winkelriedischer Aufopferung hervorzusuchen trachten, eine Spur des Ehrgefühls jenes Heeres, das, anstatt sich gefangen zu geben, lieber gesamt umkam.

Dergleichen unzerstörliche, höchst achtungswerte Erinnerungen an die Voreltern sind es, um derentwillen wir die Fehler der Nachkömmlinge verzeihen. Als Athen einst keine Schiffe mehr im Piräus, keine Schätze mehr in der Cekropischen Burg besaß, Perikles nicht mehr von der Bühne donnerte, Alcibiades nicht glorreich mehr die See beherrschend zurückkehrte, und Athen doch unklug – leider! mit der ewigen Roma, der Weltherrschetin, zu kämpfen sich vermaß: was tat der Sieger, was tat Cornelius Sulla? Er gedachte des alten Ruhms, und

Athen erfreute sich seiner Güte. Große Männer – und an Sulla fand man Züge, die den großen Mann bezeichnen – sie haben nicht wie andere Menschen in Leidenschaften und Verhältnissen etwas Besonderes, Einzelnes, Eigenes. Söhne des Genius, im Besitz angeerbten erhabenen Sinnes, brennend von dem göttlichen Feuer, das reinigt, das hervorbringt, anstatt zu zerstören, bilden sie alle zusammen einen Geschlechtskreis, in dem man sich wechselseitig anerkennt; ja sie achten gegenseitig das Andenken ihres Ruhmes.

Jedes Volk, das einem Heroen angehörte, hat auf das Herz eines andern Heroen vollkommene Rechte. Das Wirken der Menge beschränkt sich im Kreise des Augenblicks; der Tatenkreis eines großen Mannes erweitert sich im Gefühl seiner Verwandtschaft mit den Besten. Und daran erkennt man die Vorzüglichsten. Alexander rettete Pindars Haus; Pius der Fünfte zerstreute Tacitus' Asche. Also, Preußen, unter allen Abwechselungen des Glücks und der Zeiten, solange nur irgend fromm die Erinnerung an dem Geiste, den Tugenden des großen Königs weilt, solange nur eine Spur von dem Eindruck seines Lebens in euren Seelen sich findet, dürft ihr nie verzweifeln. Mit Teilnahme wird jeder Held Friedrichs Volk betrachten. Zaghafte Geister, schwache Seelen fragen vielleicht: was haben wir denn gemein mit einem König, einem Krieger, einem unumschränkten Fürsten? und nachzuahmen einem solchen, wär es nicht Torheit? Diese fragen wir dagegen: war er denn Friedrich durch Erbschaft? war er Friedrich durch Glück, das so oft in Schlachten entscheidet? war er's durch Gewalt, die so oft zu Irrtümern und Mißbräuchen verleitet? Nein, er ward so groß durch das, was in ihm lag, das auch in uns liegt; möchten wir es fühlen!

Das erste, was er mit einem heißen Willen ergriff, wovon er niemals abließ, war die Überzeugung, er müsse, weil er König sei, der erste unter den Königen sein durch die Art, seine Pflichten zu erfüllen. Er hätte die Künste des Friedens lieben

mögen und führte doch zwölf Jahre lang schreckliche Kriege. Gern hätte er seine Zeit verteilt unter Studien, Musik und Freunde; und doch war in der Staatsverwaltung nichts Einzelnes, womit er sich nicht während seiner sechsundvierzigjährigen Regierung beschäftigt hätte. Er war von Natur nicht der Herzhafteste; und doch, wer hat sich in Schlachten mehr ausgesetzt? wer umgab sich weniger mit besorglichen Anstalten? wer war fester entschlossen, eher zu sterben als zu weichen? Er besaß über sich selbst die ungeheure Gewalt, die auch dem Glück gebietet. Diese Göttin wurde ihm untreu, er fühlte es wohl, doch ließ er sich nichts merken und überwand sie wieder. Er überzeugte sich, das Haupt einer Monarchie müsse der erste Mann seines Landes sein, nicht bloß durch den Umfang und die Allgemeinheit der Kenntnisse und durch die Größe des Auffassens; sondern er müsse zugleich frei sein von Parteigeist, von entnervenden Leidenschaften, von unterjochenden Meinungen, von Vorurteilen des großen Haufens. Er wollte geliebt sein, und fürchten sollte man ihn doch auch, und sich dabei mit Zutrauen auf seine Gerechtigkeit, auf seine Großmut verlassen. Auf rufe ich alle, die ihm nahe waren, zu Zeugen, ob er nicht zugleich unwiderstehlich zu fesseln und die Seelen mit dem Eindruck einer Majestät zu erfüllen wußte, die rein persönlich war.

Eine Krone, ein halbes Jahrhundert unumschränkter Herrschaft geben – wer wird es leugnen? – sehr große Vorzüge. Aber der Sinn, sich zur ersten Stelle zu erheben, kann jeden in seiner Laufbahn begleiten. In einer solchen Denkweise liegt die Möglichkeit, allgemein und fortschreitend vollkommener zu werden; so wie die Quelle der Entwürdigung des Menschen und des größten Unheils in der sogenannten weisen Mittelmäßigkeit zu finden ist. Der Mensch, überhaupt weit entfernt, alles zu tun, was er vermag, wenn er seinem Streben zu nahe Grenzen setzt, was wird er je sein? Johann Chrysostomus, in seiner schönen und treffenden Schreibart, pflügt alle Fehler und

Mängel unter dem Namen der Trägheit zu begreifen. Denn nur die Anstrengung des Willens bleibt das, wovon die Auszeichnung eines jeden in seiner Lage abhängt.

Die sittliche Großheit entscheidet; die Mittel, die Gelegenheiten verteilt das Glück. Tausendmal verglich man Friedrich mit Cäsarn, und noch hatte er nur einen Teil Schlesiens erobert. Die Stunde großer Umwälzungen hatte zu seiner Zeit noch nicht geschlagen; aber wenn Europa sich gegen ihn sieben Jahre verschwor, hundert Millionen gegen fünf, das war mit dem Bürgerkrieg des Pompejus vergleichlich, und Hohenfriedberg deuchte nicht geringer als Pharsalus, und Torgau schien nicht weniger als Munda. Und so in allem. Jegliches wußte der große König zu schätzen. Er gab Leibnizen einen Platz neben sich, und indessen er über den größten Teil der Herrscher sich scherzhast äußerte, deren Untergang zusamt dem Sturz ihrer Thronen er voraussah, bemühte er sich um die Freundschaft Voltaires und war gewiß, mit ihm in der Nachwelt zu leben.

Das Geheimnis, sich immer seiner selbst würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu sein, lag in der Art, wie er seine Zeit anwendete. Er hatte sich abgesondert von dem langweiligen Gepränge, unter welchem das Leben verloren geht; und so gewann er Zeit für alle Gedanken, für bedeutende Unterhaltung, für jede täglich erneuerte Anregung seines Geistes. Die sehr bescheidene Wohnung von Sanssouci hat einen besonderen Vorzug vor den prächtigen Residenzschlössern aller Jahrhunderte in Europa und Asien: der Besitzer fühlte daselbst nie Langeweile. Hier kann man sich noch jetzt sein ganzes Leben ausführlich denken. Hier, an einem und demselben Tage, erschien zu verschiedenen Stunden in demselben Manne der Vater des Volks, der Verteidiger und Beschützer des Reichs, der Staatsmann, der Künstler, der Dichter, der Gelehrte, der mensch, immer der große Friedrich, ohne daß eine dieser Eigenschaften der andern geschadet hätte. Frage man, ob er sein Leben besser angewendet oder glücköicher genossen habe.

Denn wir leben nur, insofern wir uns unser bewußt sind. Man kannte das Leben anderer Könige, ihrer Staatsräte und Kanzleiverwandten; da war es leicht, den Vorzug desjenigen zu begreifen, der zwölf Stunden des Tages geistig arbeitete. Freilich nur Augenblicke bedarf der fruchtbare Geist, um das größte Tunliche zu fassen; aber die Zeit hat auch ihre Rechte. Arbeit und Einsamkeit rufen die glücklichsten Augenblicke hervor; der Funke springt, zündet; ein Gedanke tritt hervor, der den Staat rettet, der ein Gesetz wird, welches Jahrhunderte zu bezaubern vermag. Da waltete der Einsame von Sanssouci, umgeben von seinen Klassikern, in diesem geweihten Rundgebäu, dem Allerheiligsten von Friedrichs Genius; da wachte er, da rief er solchen Augenblick hervor, unvorhergesehen, unwiderlich. Sie kommen nicht, wenn man Langeweile hat oder wenn der Strudel der Welt uns betäubt. Sieht man in den Gewölben der Staatsurkunden seine Arbeiten, vergegenwärtigt man sich seine unendlichen Geistesschöpfungen, so sieht man, er hat keinen Tag verloren als den, wo er starb. Die Ordnung, die er beobachtete, war bewunderungswürdig. Jeder Gegenstand hat seine Zeit, seinen Platz; alles war abgemessen, nichts unregelmäßig, nichts übertrieben. Diese Gewohnheiten waren der Klarheit und Genauigkeit seiner Ideen förderlich und hinderten dagegen seine lebhaftere Einbildungskraft und seine feurige Seele, sich hinreißen zu lassen, sich zu überstürzen. Indem er alle Seiten eines Gegenstandes und ihre Beziehungen zu kennen suchte, so brachte er ebensoviel Ruhe in die Überlegung, als Schnelligkeit und Nachdruck in die Ausführung.

Er hörte nicht auf, sich an der Geschichte zu bilden. Höchlich wußte er diese gesammelten Erfahrungen zu schätzen, die dem lebendigen Geist für Staatsverwaltung und Kriegskunst den Sinn aufschließen. Er zog die Geschichtsschreiber des Altertums vor: denn die mittäglichen Völker sind reicher an Ideen, ausgesprochener und glühender in der Art zu empfinden. Diese Menschen waren einer frischen und kräftigen Natur viel näher.

Ihre Werke sollten zum Handeln führen, nicht etwa nur eitle Neugierde befriedigen. Friedrich liebte auch einige methodische Werke. Er wollte sich in der Gewohnheit erhalten, seine Gedanken in Ordnung zu stellen. Die rhetorischen Vorschriften des Cicero, die Lehrart von Port-Royal, von Rollin gefielen ihm lange Zeit. In den letzten Tagen, als er bemerkte, daß der Geist sich verwirre, trübe, schwach werde, nahm er die Anleitungen Quintilians wieder vor, die voll Verstand und Ordnung sind, und las dazu leichte Schriften von Voltaire, in welchen Lebhaftigkeit herrschend ist. Auf alle Art und Weise wollte er sich aufgeweckt erhalten; und so kämpfte er gegen das letzte Hinschlummern.

Eroberungen können verloren gehen, Triumphe kann man streitig machen. Jene des großen Pompejus wurden durch ein unedles Ende verfmstert; und auch der große Ludwig sah den Glanz der seinigen verdunkelt. Aber der Ruhm und der Vorteil, den das Beispiel gewährt, sind unzerstörlich, unverlierbar. Der eine bleibt seinem Urheber eigentümlich, der andere zugesichert allen denen, die ihm nachahmen. Das Verdienst beruht in den EntschlieÙungen, die uns gehören, in dem Mut der Unternehmung, der Beharrlichkeit der Ausführung.

Man redet hier nicht von den einzelnen Zügen, durch die ein übler Wille Friedrichs Ruhm zu verdunkeln glaubte. Der Geschichtsschreiber Dio, indem er von den Vorwürfen reden soll, die man dem Trajan gemacht hat, bemerkt, daß der beste der Kaiser keine Rechenschaft schuldig sei über das, was auf sein öffentliches Leben keinen Einfluß hatte. Wenn Friedrich das Wesen der Religion mißverstand und den Sinn ihrer Quellen, so wußte er doch die Vorsteher aller Gottesverehrungen in Grenzen zu halten, indem er sie beschützte und ihr Eigentum schonte. Spräche man vielleicht von der Verletzung einiger Grundsätze des Völkerrechts: hier zeigt er sich für uns nur in dem Falle, daß er dem Drange der Notwendigkeit nachgab und die einzige Gelegenheit, seine Macht zu gründen, benutzte.

Machte er aufmerksam, wie wenig Sicherheit ein Pergament verleihe, so lehrte er uns zugleich desto besser kennen, was einem Staate wahrhaft Gewähr leiste. Das Mißverhältnis seines Heeres zu den Hilfsquellen seines Landes erscheint nicht so stark, wenn man bedenkt, daß der größte Teil, beinahe auf Weise der Nationalgarden, nur zum durchaus notwendigen Dienst berufen wurde. In einem Lande, wo Hervorbringen, Erwerb und Betrieb durch die Natur des Bodens eingeschränkt wird, ist es keine Unbequemlichkeit, kein Nachteil, daß der Militärgeist herrschend werde. In einer Lage, deren Sicherheit für ganz Europa bedeutend ist, zeigt sich dadurch ein gemeinsamer wünschenswerter Vorteil. Da wo mittelmäßige und künstliche Reichtümer von tausend Zufällen abhängig sind, welcher Zustand des Lebens könnte besser sein als der, in dem wir uns gewöhnen, alles missen zu können? Wenn Friedrich zu seiner Zeit die untern Stände von den obern Stufen der Kriegsbedienungen ausschloß, so geschah es vielleicht, weil er damals noch genug zu tun hatte, um dem Gewerbe bei sich aufzuhelfen; weil es zuträglich schien, den Mittelstand nicht von den eben erst aufkeimenden Künsten des bürgerlichen Lebens abzuziehen. Wollte man ihm sein unumschränktes Herrschen zum Vorwurf machen? Der höhere Mensch übt diese Gewalt aus durch das Übergewicht seiner Natur, und die freien Ansichten eines großen Mannes machen sie wohlthätig; und so bildet sich nach und nach die Meinung, die sich endlich als Gesetz aufstellt. Die unvermeidliche Ungleichheit unter den Menschen macht den größeren Teil glücklich in der Unterwerfung. Das herrschende Genie, das sich Friedrich oder Richelieu nennt, nimmt seinen Platz ein, und die Talente für Krieg und Staatsverwaltung nehmen ihren Rang neben ihm ein, um es zu unterstützen.

Anstatt auf die Beschuldigungen des Neides zu antworten, begab sich der größte der Scipionen auf das Kapitol, um den Tag von Zama zu feiern. Sollen wir für Friedrich antworten,

wie er, ungeachtet seiner Kriege und seine Eroberungen nicht mitgerechnet, die Bevölkerung seines Landes verdoppelte und, was ihm mehr Ehre macht, das Glück seines Volks vergrößerte, ein vollkommen ausgerüstetes Heer hinterließ, alle Vorratskammern, alle Zeughäuser und den Schatz gefüllt, wie er mit scheidendem Lichtblick seines Ruhms den deutschen Bund erleuchtete? Oder sollen wir uns seine Heldentaten zurückrufen, die ersten Kriege, die seine Lehrjahre waren, wo er große Fehler beging, ohne sich jemals besiegen zu lassen? Erinnern wir uns bei Czaslau des Ruhmes seiner werdenden Reiterei? bei Striegau der schrägen Schlachtordnung? bei Soor, wie er sich dort aus der Sache zog? Sollen wir ihn malen in dem einzigen Krieg? fast immer ohne Land, sein Heer oftmals zerstört und unvollkommen wieder hergestellt die Wundertaten des Helden sinnes und der Kunst umsonst verschwendet, im Kampf mit einer vernichtenden Mehrzahl, mit lastenden Unglücksfallen, ihn allein aufrecht gegen Europa und die lebendige Kraft seiner Seele gegen die Macht des Schicksals. Doch es sei genug! – ich halte mich zurück – ungerne – o Ermnerungen! – Es ist genug. Wir hatten Friedrich, er war unser!

Verschiedene Völker, verschiedene Landstriche müssen allmählich hervorbringen, was jedes seiner Natur nach Vollkommenstes haben kann. Jedem Staate eigneten die alten Perser seinen Schutzgeist zu, der ihn vor dem Thron des Ewigen verträte. Ebenso muß in der Weltgeschichte jedes Volk seinen Anwalt haben, der das, was in ihm Vortreffliches lag, darstellte. Einige Völker haben dergleichen gehabt, andern werden sie entspringen, selten erzeugen sie sich in einer Folge. Allein, damit die Herabwürdigung nimmer zu entschuldigen sei, gibt es auch davon Beispiele. In dem fürchterlichen Jammer des Dreißigjährigen Krieges bewunderten unsere Vater in dem Wiederhersteller eines fast vernichteten Staates, in dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, einen Mann, der allem zum

Ruhme seines Landes hinreichte; und doch kam Friedrich nach ihm.

Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähen, das Ende sei gekommen. Wenn wir das Andenken großer Männer feiern, so geschieht es, um uns mit großen Gedanken vertraut zu machen, zu verbannen was zerknirscht, was den Aufflug lähmen kann. Güterverlust läßt sich ersetzen, über andern Verlust tröstet die Zeit, nur ein Übel ist unheilbar, wenn der Mensch sich selbst aufgibt. Und du, unsterblicher Friedrich, wenn von dem ewigen Aufenthalt, wo du unter den Scipionen, den Trajanen, den Gustaven wandelst, dein Geist, nunmehr von vorübergehenden Verhältnissen befreit, sich einen Augenblick herablassen mag auf das, was wir auf der Erde große Angelegenheiten zu nennen pflegen, so wirst du sehen, daß der Sieg, die Größe, die Macht immer dem folgt, der dir am ähnlichsten ist. Du wirst sehen, daß die unveränderliche Verehrung deines Namens jene Franzosen, die du immer sehr liebtest, mit den Preußen, deren Ruhm du bist, in der Feier so ausgezeichnete Tugenden, wie sie dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte.

Quellen

Außer den Briefen und Schriften des Königs selbst, verdankt das vorliegende Buch wesentliche Bereicherung hauptsächlich folgenden Werken:

J. D. E. Preuß, Urkundenbuch zu der Lebensgeschichte Friedrichs des Großen. 5 Teile. Berlin 1833. – **Franz Eybenhardt**, Friedrich der Große. Denkwürdigkeiten aus seinem Leben. 2 Bände. Leipzig 1888. – **Anton Friedrich Büsching**, Charakter Friedrichs II., Königs von Preußen. Halle 1788. – **Fritz Bischoff**, Gespräche Friedrichs des Großen mit H. de Catt und dem Marchese Lucchesini. Leipzig 1885. – **Karl Mühler**, Friedrich der Große. Zur richtigen Würdigung seines Herzens und Geistes. Berlin 1834. – **Friedrich Nicolai**, Anekdoten über König Friedrich II. von Preußen. Berlin und Stettin 1790. – **Friedrich August Ludwig von der Marwitz**, Aus dem Nachlasse. Berlin 1852. – **Anekdoten und Charakterzüge** aus dem Leben Friedrichs II. Berlin 1787. – **Dieudonné Thiébauld**, Friedrich der Große und sein Hof. Paris 1804. – **Ritter von Zimmermann**, Über Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit ihm. Leipzig 1788. Sowie: Fragmente über Friedrich den Großen. Leipzig 1790.

Inhalt

Vorwort 5

Briefe und Briefstellen 9

- An Duhan, 1727 9
- An seinen Vater, 1728 9
- An Grumbkow, 1732 10
- An Duhan, 1733 11
- An Voltaire, 1736 11
- An Voltaire, 1737 14
- An Voltaire, 1737 15
- An Voltaire, 1738 16
- An Schaumburg-Lippe, 1738 17
- An Schaumburg-Lippe, 1738 18
- An Voltaire, 1739 18
- An Wilhelmine von Bayreuth, 1740 20
- An Maupertuis, 1740 21
- An Cocceji, 1740 21
- An Voltaire, 1740 21
- An Voltaire, 1740 23
- An Brand und Reichenbach, 1740 23
- An Voltaire, 1742 24
- An Jordan, 1742 25
- An Jordan, 1742 26
- An das Generaldirektorium, 1742 27
- An Jordan, 1742 28
- An Duhan, 1744 28
- An Duhan, 1745 29
- An Podewils, 1745 30
- An Prinz Heinrich, 1746 30
- An Holstein-Gottorp, 1746 31
- An Cocceji, 1746 31
- An das Geheime Staatsministerium, 1746 32
- An die Königin, 1747 32

An Tydaeus, 1747 32
An Bornstädt, 1747 33
An Frankenberg, 1747 33
An Vippach, 1747 33
An Cocceji, 1747 34
An Danckelmann, 1747 34
An Cocceji, 1748 35
An das Generaldirektorium, 1749 35
An Bismarck, 1749 36
An die Kurmärkische Kammer, 1749 36
An Danckelmann, 1750 36
An das Generaldirektorium, 1750 37
An Stechow, 1752 38
An den Prinzen von Preußen, 1752 39
An Maupertuis, 1752 39
An die Pommersche Kriegs- und Domänenkammer, 1752 40
An George Keith, Lord Marishal von Schottland, 1753 41
An Fredersdorf, 1753 41
An den Lord Marishal von Schottland, 1753 42
An den Lord Marishal von Schottland, 1754 42
An Fredersdorf, 1754 44
An Fredersdorf, 1754 44
An Cocceji, 1754 44
An Fredersdorf, 1754 45
An den Minister Grafen Finck von Finckenstein, 1757 45
An d'Argens, 1757 47
An seine Schwester Amalie, 1757 47
An den Prinzen von Preußen, 1757 48
An Wilhelmine von Bayreuth, 1757 49
An seine Generale, 1758 50
An Wilhelmine von Bayreuth, 1758 51
An Wilhelmine von Bayreuth, 1758 52
An den Lord Marishal von Schottland, 1758 53
An d'Argens, 1758 53

An den König von England, 1759 54
An d'Argens, 1759 55
An Voltaire, 1759 56
An den Minister von Finckenstein, 1759 58
An d'Argens, 1760 59
An Frau von Camas, 1760 60
An Frau von Camas, 1760 61
An d'Argens, 1762 62
An den Prinzen Heinrich, 1762 62
An Frau von Camas, 1763 63
An Frau von Camas, 1763 63
An die Herzogin von Sachsen-Gotha, 1763 64
An de la Motte-Fouqué, 1764 65
An den Kurmärkischen Ersten Kammer-Direktor Groschopp,
1765 65
An den General v. Tauentzien, 1765 66
An Voltaire, 1766 66
An d'Argens, 1766 67
An Voltaire, 1766 68
An den Minister von Münchhausen, 1770 69
An d'Alembert, 1770 70
An die Kurfürstin von Sachsen, 1772 70
An ?, 1772 71
An d'Alembert, 1773 71
An Voltaire, 1773 73
An Voltaire, 1774 73
An Voltaire, 1775 74
An Voltaire, 1775 76
An Voltaire, 1777 77
An Voltaire, 1777 78
An die Justizminister, 1777 78
An Voltaire, 1777 79
An Joseph II., 1778 79
An das Generaldirektorium, 1779 82

An den Minister von Zedlitz, 1779 83
An sämtliche Justizkollegien, 1779 85
An Finckenstein, 1779 86
An den Prediger des Champs in Berlin 87
An den Grafen Solms-Sonnenwalde, 1780 88
An den Großkanzler von Carmer, 1780 88
An d' Alembert, 1781 89
An die protestantischen Gemeinden in Berlin, 1781 90
An den Doktor Bloch, 1781 90
An d' Alembert, 1781 90
An d' Alembert, 1782 91
An einen Steuerbeamten, 1782 93
An den Professor Müller, 1784 93
An den General v. Tauentzien, 1784 93
An den Geheimen Rat von Taubenheim, 1786 95
An die Königin, 1786 95

Aus seinen Schriften 96

Aus dem Antimachiavell 96
Fürstenspiegel 102
Aus den „Denkwürdigkeiten“ 106
Aus der Lobschrift auf Knobelsdorff. 1754 109
Aus der Lobschrift auf Voltaire 111
Über das Schulwesen 113
Aus dem Aufsatz „Über die deutsche Literatur“ 117

Zeitgenossen über seine Person 120

Äußeres 120
Tageseinteilung 120
Jahreslauf 122
Regierungsart 124
Der „Hof“ 126
Frauen 128
Bücher 128
Musik 130
Gesundheit 131

Schlaf 132
Bequemlichkeit 133
Reisen 133
Speise und Trank 134
Kleidung 136
Tabaksdosen 139
Reinlichkeit 140
Reiten und Gehen 141
Die Hunde 143
Todeskrankheit 146

Gespräche und Begegnungen 151

Gespräch mit Darget 151
Gespräch mit de Catt 152
Gespräch mit Gottsched 159
Nächtliches Gespräch mit einem Soldaten 167
Gespräch in Gotha 168
Casanova in Potsdam 171
Aus Gesprächen mit Thiébault 175
Aus einer Unterredung mit Garve 178
Eine Reise im Jahre 1779 179
Der Fürst von Ligne in Potsdam 189
Gespräch mit Merian und Meierotto 191
Bericht des Marquis de Bouillé 195
Ein Knabe sieht den König dreimal 199
Aus Gesprächen mit Dantal 206
Aus Gesprächen mit dem Doktor v. Zimmermann 209

Anekdotisches 221

Das Testament des Königs 239

Friedrichs Ruhm. Eine Rede von Johannes von Müller 246

Quellen 257

Inhalt 259

Register 265

Register

- Alembert, Jean-Baptiste le
Rond d'
Briefe 70, 71, 89, 90, 91
- Alexander der Große 15
- Algarotti, Francesco 22
- Amalie von Preußen
Briefe 47
- Argens, Jean-Baptiste de
Boyer, Marquis d'
Briefe 47, 53, 55, 59,
62, 67
- Berliner Akademie 21
- Bloch, Doktor
Briefe 90
- Bornstädt *Siehe* Bornstedt
- Bornstedt, Ernst Schönburg
von, Kommandant der
Festung Minden
Briefe 33
- Bouillé, Marquis François
Claude de 195
- Brand, Staatsminister von
Briefe 23
- Camas, Sophie Caroline
Gräfin von
Briefe 60, 61, 63
- Carmer, Graf Johann
Heinrich von,
Großkanzler
Briefe 88
- Casanova 171
- Cato 22
- Catt, Henri de, Sekretär
Friedrichs des Großen
152
- Cicero 18
- Cocceji, Samuel
Briefe 21, 31, 32, 34,
35, 44
- Corneille, Pierre 12
- Danckelmann, Carl
Ludolph von
Briefe 34, 36
- Dantal, Charles, Vorleser
Friedrichs des Großen
206
- Daphne 15
- Darget, Claude Etienne,
Sekretär Friedrichs des
Großen 151
- des Champs, Prediger
Briefe 87
- Duhan de Jandun, Jacques
Égide
Briefe 9, 11, 28, 29
- Dulcinea 10
- Elisabeth Christine von
Braunschweig-
Wolfenbüttel-Bevern 10
Briefe 32, 95
- Etatsministerium *Siehe*
Geheime
Staatsministerium
- Euler, Leonhard 22

Europa, Göttin 15
 Finck von Finckenstein,
 Friedrich Ludwig Karl
 Briefe 45, 58, 86
 Flottwell, Eduard von 159
 Folter 6, 21
 Frankenberg, Major von
 Briefe 33
 Fredersdorf, Michael
 Gabriel
 Briefe 41, 44, 45
 Friedrich der Große
 Anekdoten 67, 87, 88,
 95, 157, 167, 221
 Äußeres 120
 Bequemlichkeit 133
 Bücher 128
 Frauen 128
 Gesundheit 131
 Hofhaltung 126
 homo humanus 6
 Hunde 143
 Jahreslauf 122
 Kleidung 136
 Musik 130
 Regierungsart 124
 Reinlichkeit 140
 Reisen 133
 Reiten und Gehen 141
 Schlaf 132
 Speise und Trank 134
 Tabaksdosen 139
 Tageseinteilung 120
 Todeskrankheit 146,
 209
 Friedrich der Große, Werke
 Antimachiavell 96
 Denkwürdigkeiten zur
 Geschichte des
 Hauses Brandenburg
 106
 Fürstenspiegel 102
 Lobschrift auf den
 Freiherrn von
 Knobelsdorff 109
 Lobschrift auf Voltaire
 111
 Über das Schulwesen
 113
 Über die deutsche
 Literatur 117
 Friedrich I., König von
 Preußen 19
 Friedrich Wilhelm I., König
 von Preußen 19
 Briefe 9
 Tod 20
 Fromm, Oberamtmann 179
 Garve, Christian 178
 Geheime
 Staatsministerium
 Briefe 32
 Generaldirektorium
 Briefe 27, 35, 37, 82
 Generale Friedrichs des
 Großen
 Briefe 50

- Georg II., König von
Großbritannien
Briefe 54
- Goethe, Johann Wolfgang
von 5
Übersetzung von
Johannes von Müllers
Rede „Friedrichs
Ruhm“ 5, 246
- Gottsched, Johann
Christoph 159
- Gravesande *Siehe*
s'Gravesande
- Groschopp, Kurmärkischer
Erster Kammerdirektor
Briefe 65
- Grumbkow, Friedrich
Wilhelm von
Briefe 10
- Heinrich, Prinz von
Preußen
Briefe 30, 39, 48, 62
- Jordan, Charles Étienne
Briefe 25, 26, 28
- Joseph II., Kaiser
Briefe 79
- Julian Apostata 16
- Jupiter 15
- Justizkollegien
Briefe 85
- Justizminister
Briefe 78
- Kant, Immanuel 5
- Keith, George, Lord
Marishal von Schottland
Briefe 41, 42, 53
- Kleopatra, Königin 14
- Königin von Preußen *Siehe*
Elisabeth Christine von
Braunschweig-
Wolfenbüttel-Bevern
- Lefranc 13
- Ligne, Charles Joseph de
189
- Ludwig XV. 6
- Luise Dorothea, Herzogin
von Sachsen-Gotha
Briefe 64
- Majestätsbeleidigung 21
- Maria Amalie Auguste,
Pfalzgräfin von
Zweibrücken-
Birkenfeld-Bischweiler
Briefe 70
- Marwitz, General Friedrich
August Ludwig von der
199
- Maupertuis 22
- Maupertuis, Pierre-Louis
Moreau de
Briefe 21, 39
- Meierotto, Johann Heinrich
Ludwig , Rektor des
Joachimsthalschen
Gymnasiums in Berlin
191

Merian, Johann Bernhard,
 Lehrer am
 Joachimsthalschen
 Gymnasium in Berlin
 191

Motte Fouqué, Friedrich de
 la
 Briefe 65

Müller, Johannes von
 Friedrichs Ruhm (Rede)
 5, 246

Müller, Professor
 Briefe 93

Münchhausen, Minister
 Briefe 69

NN
 Briefe 71

Orpheus 15

Podewils, Heinrich Graf
 von
 Briefe 30

Pommersche Kriegs- und
 Domänenkammer
 Briefe 40

Preußisch Litauen 18

Protestantische Gemeinden
 in Berlin
 Briefe 90

Pütter, Johann Stephan 168

Quintus Curtius 15

Reichenbach, Präsident von
 Briefe 23

Rousseau, Jean-Jacques 13

s'Gravesande, Willem
 Jacob 22

Sachsen, Königin von
Siehe Maria Amalie
 Auguste, Pfalzgräfin von
 Zweibrücken-
 Birkenfeld-Bischweiler
 Sachsen, Kurfürstin von
Siehe Maria Amalie
 Auguste, Pfalzgräfin von
 Zweibrücken-
 Birkenfeld-Bischweiler
 Sachsen-Gotha, Herzogin
 von *Siehe* Luise
 Dorothea

Schaumburg-Lippe, Graf
 Wilhelm Friedrich Ernst
 zu
 Briefe 17, 18

Schleswig-Holstein-
 Gottorf, Georg Ludwig
 von
 Briefe 31

Solms-Sonnenwalde, Graf
 Briefe 88

Staatsministerium *Siehe*
 Geheime
 Staatsministerium

Stechow, von
 Briefe 38

Steuerbeamter
 Briefe 93

Taubenheim, Geheime Rat
 von

Briefe 95
 Tauentzien, General
 Friedrich Bogislav von
 Briefe 66, 93
 Thiébault, Dieudonné 175
 Tortur *Siehe* Folter
 Tydaeus, Rittmeister
 Briefe 32
 Vaucanson, Jacques de 22
 Vippach und Mark-
 Vippach, Oberst
 Heinrich Siegmund von
 Briefe 33
 Voltaire
 Briefe 11, 14, 15, 16,
 18, 21, 23, 24, 56, 66,
 68, 73, 74, 76, 77, 78,
 79
 Wilhelmine von Preußen,
 Markgräfin von
 Bayreuth
 Briefe 20, 49, 51, 52
 Wolff, Christian 22
 Zedlitz, Karl Abraham von
 Briefe 83
 Zimmermann, Johann
 Georg, Arzt 209